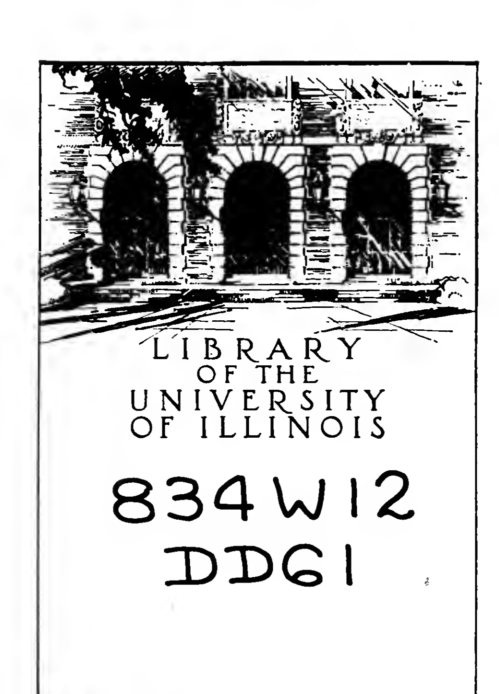
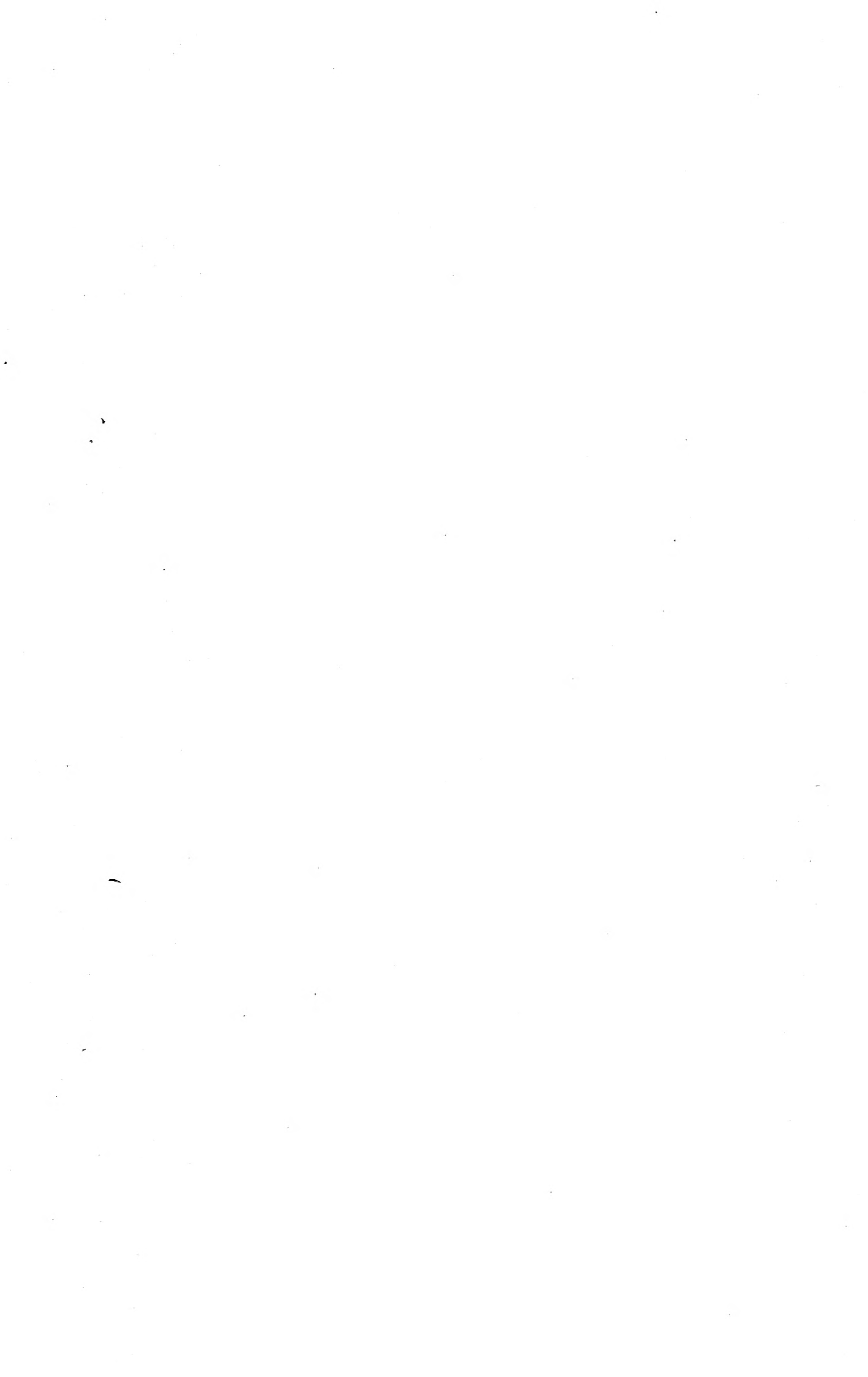




39

Richard Wagners geistige Entwickelung.

Versuch einer Darstellung

der

Weltanschauung Richard Wagners

mit Rücksichtnahme auf deren Verhältnis zu den philosophischen Richtungen

der

Junghegelianer und Arthur Schopenhauers

von

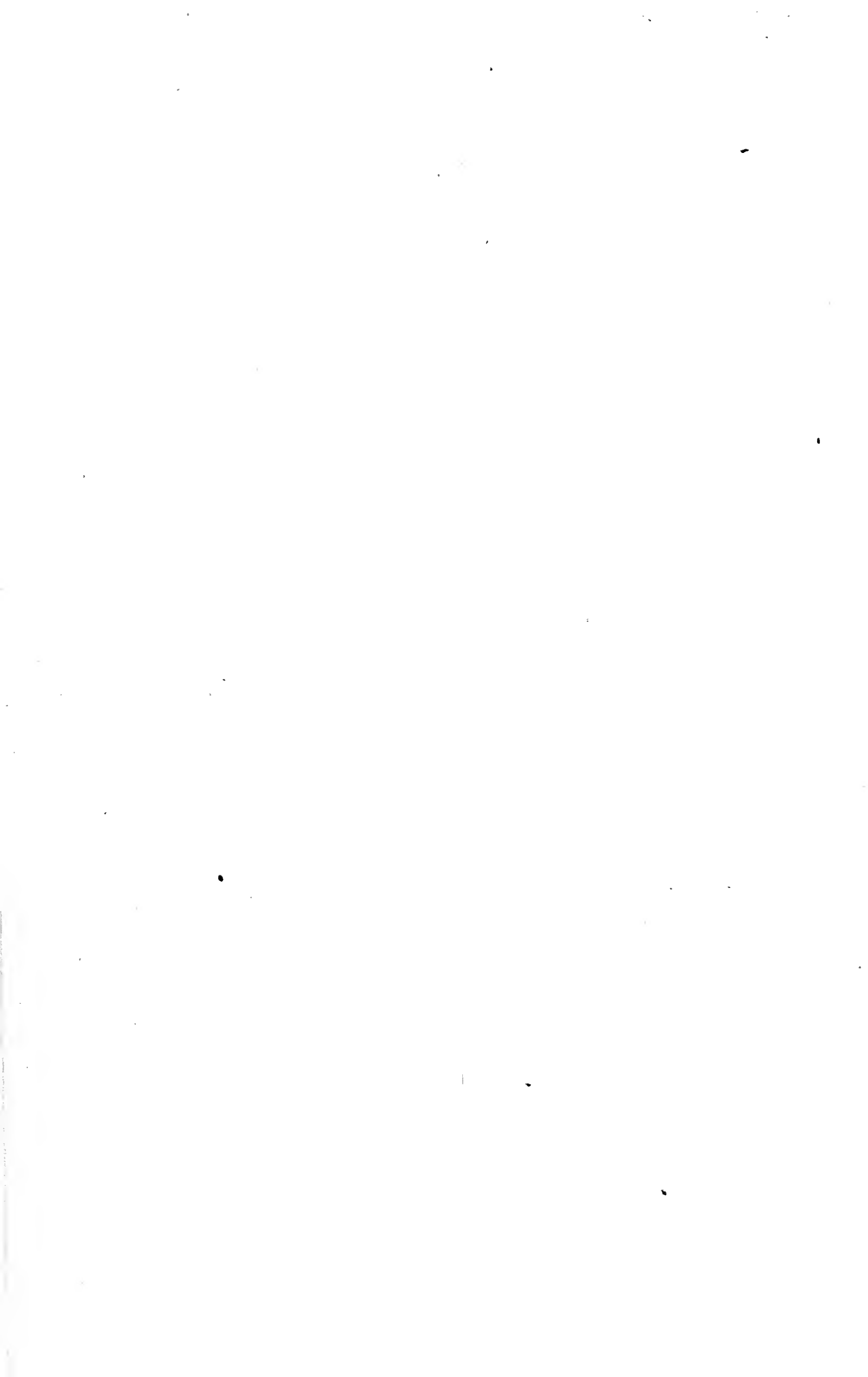
Dr. Hugo Dinger.

Band I. Die Weltanschauung Richard Wagners in den Grundzügen ihrer Entwickelung.

Leipzig,
Verlag von E. W. Fritzsch.
1892.

Meiner lieben Braut

herzlichst gewidmet.



Inhalt des ersten Bandes.

Vorwort.

Vorliegende Abhandlung ist aus der Absicht entstanden, der wissenschaftlichen Betrachtung der von Richard Wagner ausgesprochenen künstlerischen Prinzipien und des Ideengehaltes der Wagnerschen Dichtungen einen Weg zu weisen: somit einesteils zu versuchen, die bisher den akademischen Erörterungen entfernter stehende Erscheinung des Wagnertums diesen näher zu bringen, anderenteils innerhalb des Wagnertums selbst ein systematisches Eindringen in den wichtigen Stoff anzubahnen, zu diesem Zwecke die bisher möglichst isoliert gehaltene Erscheinung Richard Wagners in Zusammenhang mit der Entwickelung zeitgenössischer Ideen zu bringen und durch diese seine geistige Entwickelung scharf zu beleuchten und charakteristisch hervortreten zu lassen. Es schien diese Aufgabe wichtig genug, um zum Gegenstande einer besonderen Abhandlung erhoben zu werden, da bis heute trotz der weitverbreiteten Anhängerschaft und trotz einer überreichen Fülle von Litteratur [1]) die Gesichtspunkte, unter welchen man Richard Wagner beurteilt hat, zu verschiedenartige sind, als daß man ein einheitliches Verständnis seiner vielseitig sich äußernden künstlerischen Persönlichkeit in der oben geforderten Weise annehmen darf.

Während die eine Partei in Wagner geradezu einen neuen

---

[1]) Der Oesterleinsche Katalog einer Richard Wagner-Bibliothek weist in 3 Bänden bereits 9462 Nummern auf.

Heiland erblickt, wird auf der anderen Seite Wagner nur als eine Art experimentierender Musiker behandelt, den man mit skeptischem Achselzucken abthun zu können glaubt. Hier bemüht man sich, ihn zu sekretieren, dort bildete sich eine schwärmerische Anhängerschaft heraus, die im Fluge der Begeisterung den Gegenstand ihrer Verehrung mehr homiletisch als exegetisch behandelte, woraus eine Art Wagner-Theologie entstand, die den außerhalb ihrer Kreise Stehenden mit ihrer dogmatischen Orthodoxie wenig entgegenkam.

Aber gerade die eminente Bedeutung, die Wagner im Laufe der letzten Jahrzehnte gewann, der unverkennbare Einfluß, den er auf die Zeitgenossen in künstlerischer und allgemein kultureller Beziehung ausübte, verlangen eine wissenschaftliche Erörterung und systematische Behandlung seiner Ideen; zumal der Verfasser einer Ästhetik oder Kunstgeschichte wird unmöglich mehr an der Erscheinung Wagners vorübergehen können, ohne sich mit ihr in irgend welcher Weise abzufinden.

Die Ästhetik als Wissenschaft ist in der gegenwärtigen Zeit stark ins Hintertreffen geraten und hat wesentlich an Beachtung und Bedeutung verloren. Es wird aber gewiß wieder eine Zeit kommen — sie beginnt schon jetzt allmählich zu dämmern —, wo die allgemeine Geistes-Richtung sich über die Verfolgung lediglich materieller Interessen emporheben, wo man die jetzige Ueberschätzung der bloßen Verstandesbildung erkennen und die Bildung des Gemütes, des eigentlichen Nationalschatzes und Talismans der Deutschen, wieder als notwendig betonen wird. Auch die Wissenschaft, speziell Pädagogik und Philosophie werden von diesem längst ersehnten Aufschwunge Nutzen ziehen. Dann wird auch die deutsche Kunst wieder in ihre, durch den Unkultur-Kampf verlorenen Rechte eingesetzt werden und die Aesthetik als wissenschaftliche Lehre vom Künstlerischen an Achtung und Bedeutung gewinnen. Freilich wird dabei von der Aesthetik selbst verlangt werden müssen, daß sie aus den bisherigen Grenzen heraustritt, die alte deduktive Methode, welche sie am längsten von allen sonstigen Zweigen der Wissenschaft beibehalten hat, und

durch welche sie zum „Riesen auf thönernen Füßen“[1]) geworden, möglichst verläßt und ihr Arbeitsgebiet der Entwickelung der gesamten Wissenschaft entsprechend erweitert. Beschränkte sie sich bisher zumeist auf die Untersuchung der künstlerischen Anschauung, galt bei ihr die Wirkung des Kunstobjektes vor allem als Gegenstand der Forschung, so wird ihr bei der Erweiterung des Arbeitsfeldes ein neues Problem entgegentreten: der schaffende Künstler. Nicht allein die Psychologie des Kunst-Empfindens, in welcher die bisherige Ästhetik zumeist sich bewegte, kann eine umfassende Erkentnis des Künstlerischen ermöglichen, sie muß vielmehr ergänzt werden durch Psychologie bezüglich Psychophysiologie des Kunstschaffens. Nur letzterer wird es möglich sein, mit der alten hedonistischen Anschauung vom Wesen der Kunst endgiltig aufzuräumen, die über eine Lehre von „Lustgefühlen“, über die Annehmlichkeits-Ästhetik nicht hinausgekommen ist. Wahrlich, angesichts des furchtbaren Ringens einer Künstlerseele, wie sie in Lionardo, Dürer, in Beethoven, Schiller und Wagner lebte, muß sich ein ernsterer Begriff vom Wesen des Künstlerischen entwickeln als ihn bisher die Genuß-Ästhetik zu bieten vermochte, wird sich die Wagnersche Umdeutung des bekannten Schillerschen Spruches in: „Ernst ist die Kunst“ eher zur Rechtfertigung durchringen. Im Anblick des künstlerischen Ethos wird das wesentliche Element des Künstlerischen eher zur Anerkennung gelangen und seine sittliche Berechtigung innerhalb des Bereiches des Menschlichen zur Geltung bringen. Die prinzipielle ethische Bedeutung des Künstlerischen im Kunst-Empfinden und Kunst-Schaffen muß anerkannt werden.

Für eine Ästhetik, welche auch den produzierenden Künstler zum Objekte wählt, wird nun Wagner eine Fülle von Problemen bieten. Abgesehen von seiner speziellen Bedeutung für die Musik-Wissenschaft und die Litteratur, in welchen beiden Disziplinen er völlig neue Bahnen eingeschlagen hat, bedeutet er für die allgemeine Ästhetik

---

[1]) Siehe Fechner, Vorschule der Ästhetik 1876, S. 4.

einen dreifach wichtigen Anhaltspunkt: Er setzt den produzierenden Künstler als maßgebenden künstlerischen Faktor, er stellt das künstlerische Ideal als allgemeines Kultur-Ideal auf; er setzt somit das künstlerische Schaffen, bei aller Wahrung von dessen eigentümlicher Beschaffenheit, unter den ethischen Gesichtspunkt allgemein menschlicher Entwickelung und nimmt das allgemein menschliche Problem des Sittlichen zum Objekt seines eminenten dichterischen Gestaltungsvermögens. Wagner ist im Grundzuge seines Wesens Dichter. Ihn lediglich als Musiker aufzufassen, hieße denselben Fehler begehen, wie Lionardos hauptsächliche Bedeutung in die Mathematik zu verlegen. Die Musik ist bei Wagner nur ein Ausdrucksmittel der dichterischen Idee. Der Dramatiker Wagner ist es, von dem erst der Musiker und Kunstschriftsteller Wagner bestimmt wurde. Es konnte für Leute, denen Wagner unbequem war, kein geeigneteres Mittel geben, den Einfluß seines Wirkens und Wollens zu verhindern, als daß sie ihn ins musikalische Gebiet hinüber abschoben, wo er vielleicht unerkannt und unverstanden blieb.

Wagner ist allein zu danken, daß in gegenwärtiger, sogenannt „moderner“ Zeit eine ernste und hohe Kunst im Kreise der Gebildeten lebendig blieb, daß die künstlerische Sehnsucht nicht im Gefühle verzweiflungsvoller Ohnmacht versiechte. Wie eine wunderbare Oase von tropischer Fruchtbarkeit ragt er mitten aus der Wüste moderner künstlerischer Armut und Erbärmlichkeit empor; so armselig der allgemeine Stand der Kunst um ihn her, um so gewaltiger sein Streben, um so gewaltiger sein Können. In diesem Verhältnisse liegt auch der Grund dafür, daß sich um ihn eine so begeistert-treue Gemeinde gebildet hat, die mit ausschließlicher Verehrung an ihm hängt. Wagner, der Aeschylos der neuen Zeit, ist thatsächlich der Kunst ein Retter aus tiefer Not geworden. Nicht nur, daß er die Bühne vor innerem und äußerem Bankerott bewahrte — was hätte diese anfangen sollen ohne die Wagnerschen Stücke in ihrem Repertoire? —, er pflanzte nun ein Banner auf, um das sich, als einen Hort, die besseren und regsamen künstlerischen Elemente scharen konnten, eines-

teils um die Traditionen edlerer Kunst zu wahren, anderenteils um als Pioniere einer besseren Zeit vorauszuwirken.

Eine kritische und exakte Behandlung Wagners ist aber mit der Zeit gar nicht abzuweisen und geradezu Bedürfnis geworden. Zu den mannigfachen Gesichtspunkten und Betrachtungsweisen, zu denen Wagner selbst Anlaß giebt, kommt noch der Umstand hinzu, daß seine innere Entwickelung eine äußerst vielgestaltige und phasenreiche war und daß er selbst bekennt, im Laufe dieser Entwickelung von den Systemen zweier Philosophen beeinflußt zu sein, die in manchen Punkten ganz heterogener Natur sind: Ludwig Feuerbachs und Arthur Schopenhauers. Dies macht eine Einreihung Wagners in die allgemeine Ideenentwickelung der Zeit nicht leicht und erfordert eine genaue Sonderung der sich oft in jähem Gegensatze zu einander befindlichen Einzelmomente der Wagnerischen Weltanschauung.[1]) Die

---

[1]) Von den Wenigen, die bisher Wagner eine wissenschaftliche Würdigung zu Teil werden ließen, seien hervorgehoben: Ueberweg-Heinze, Wundt und Falckenberg:

Ueberweg-Heinze:
(Friedrich Ueberwegs Grundriß der Philosophie, 7. Auflage, III. Teil: „Die Neuzeit", S. 455) „auch Wagner teilt in seinen letzten Schriften, namentlich in ‚Religion und Kunst', den Standpunkt Schopenhauers. Schon die in seiner Trilogie herrschende Tendenz mußte ihn auf diesen hinweisen."

Wilhelm Wundt:
(Grundzüge einer physiologischen Psychologie, 3. Aufl., II. Band, S. 223) „am schroffsten stehen sich noch aus naheliegenden Gründen die alten Gegensätze auf dem Gebiet der Musikästhetik gegenüber. Hier vertritt einerseits Moritz Hauptmann den Idealismus der Hegelschen Dialektik, andererseits Eduard Hanslick den formalistischen Standpunkt Herbarts. Zwischen Beiden bewegen sich dann außerdem, zum Teil in einander übergreifend, die hauptsächlich durch Richard Wagner gestützte Metaphysik Schopenhauers" u. s. w. Wundt verweist dabei auf „Oper und Drama".

Richard Falckenberg:
(Geschichte der neueren Philosophie, S. 422) „Richard Wagner, dessen früheren ästhetischen Schriften (das ‚Kunstwerk der Zukunft' 1850, ‚Oper

ausdrückliche Bevorzugung, die Wagner in späteren Jahren, aus denen sein Bekanntwerden innerhalb der großen Öffentlichkeit datiert, der Philosophie Schopenhauers zu teil werden läßt, hat verursacht, daß Schopenhauer geradezu zum ausschließlichen Philo-

und Drama' 1851) den Einfluß Feuerbachs verraten, bekennt sich in den späteren ('Beethoven' 1870, 'Religion und Kunst', im 3. Jahrgange der Bayreuther Blätter 1880) zum Standpunkte Schopenhauers, nachdem er bereits vor der Bekanntschaft mit dessen Werken in seinem 'Ring des Nibelungen' eine der Schopenhauerschen nahe verwandten Weltanschauung dichterischen Ausdruck geliehen."

Aus dem Angeführten ergiebt sich, wie verschieden selbst bei Beurteilern, wie die Obengenannten, Wagners Verhältnis zu Schopenhauer erscheinen konnte. Während Wundt mit Bezug auf die Musikästhetik Wagners die Übereinstimmung mit Schopenhauer schon in „Oper und Drama" konstatiert, bezieht sich Falckenberg mehr auf die allgemeinen Grundsätze der Weltanschauung Wagners und weist „Oper und Drama" noch dem Einflusse Feuerbachs zu. Wagner selbst hat durch die prinzipielle Hervorkehrung Schopenhauers seine Beziehungen zu Feuerbach verdunkelt und die Meinungen irre geführt. Nicht ohne Absicht ließ er die Widmung des „Kunstwerks der Zukunft" an Feuerbach in den Gesammelten Schriften weg. Im Gegensatz zu der objektiven Würdigung Wagners von seiten der Obigen stehen jedoch Hartmann und Kirchner.

Eduard von Hartmann

(W. W. III, „Ästhetik", S. 560) widmet Wagner eine längere Kritik. Er behandelt Wagner nur als Musiktheoretiker und Vertreter des Prinzips der „Verbindung der Künste". Seine Kritik bezieht sich nur auf die Wagnerischen Ausdrucksmittel, den Kern der Wagnerischen Kunstabsichten, aus der erst das Gesamtkunstwerk als deren Ausdrucksmittel postuliert ward, übergeht von Hartmann. Wie wenig er die eigentliche Absicht Wagners erkannte, bezeugt sein Urteil: „Wagner bekämpft alles, was von der Versenkung und Vertiefung in den poetischen Eindruck abziehen kann, so zum Beispiel: die vordringliche Pracht der Dekoration und die Effekte der Theater-Maschinerie, den Gesangchor auf der Opernbühne, ja sogar das Zusammensingen der Darsteller im Ensemble. — In dem ersten Punkte hat er entschieden Recht, indes ist nur zu bedauern, daß er in diesem einzigen Punkte in seinen Schöpfungen sich dazu hergegeben hat, der Schaulust der Masse Zugeständnisse zu machen."

sophen der Wagner-Anhänger erkoren, sein System zur Grundlage aller Betrachtungen über Wagner und nur durch Schopenhauer der Weg zu Wagner selbst genommen wurde.[1]) Daher ist es denn auch gekommen, daß Wagner schlechthin unter die direkte Nachfolgerschaft Schopenhauers subsumiert ward und eine auf diesen Philosophen in besonderer Weise aufgebaute Weltanschauung die Wagner Näherstehenden ausschlaggebend beherrschte. Weil nun diese Art Schopenhauerianismus die Anhänger Wagners zu befriedigen schien, und weil Wagner selbst die Periode seines Lebens, in welcher er im Gefolge Feuerbachscher Ideen schritt, als überwunden und abgethan ansah, vielleicht auch ihres revolutionären Beigeschmackes wegen möglichst zu ignorieren suchte, ist bisher noch nicht der Versuch unternommen worden, jene Periode Wagners, welche vor der Bekanntschaft mit Schopenhauer liegt, die Sturm- und Drangzeit des Künstlers, in welcher dieser seine hauptsächlichsten Kunstschriften, wie „Kunstwerk der Zukunft", „Oper und Drama", sowie die Dichtung zum „Ring des Nibelungen" verfaßte, in ihren charakteristischen Merkmalen zu erfassen und ihr Verhältnis zur gesamten geistigen Entwickelung Wagners darzustellen, insbesondere nachzuweisen, inwieweit die philosophischen Ansichten Ludwig Feuerbachs auf die Gestaltung der Wagnerschen Ideen einen Einfluß ausgeübt haben.

Der Verfasser nun hatte es sich zur Aufgabe gemacht, auf diesem Wege den ersten Schritt zu wagen und eine Vergleichung der von Wagner geäußerten Weltanschauung mit den Lehrmeinungen der Systeme Schopenhauers und Feuerbachs anzustellen, insbeson-

---

Fr. Kirchner:

(Katechismus der Geschichte der Philosophie, 2. Auflage, 1877) „Der geniale Komponist Richard Wagner gründete auf Schopenhauers Lehren 1850 sein ‚Kunstwerk der Zukunft'!"

[1]) Der Gefühlssophist Nietzsche wendet sich mit Recht gegen die Schopenhauersche Theorie, „in majorem musicae gloriam" die Musik abseits gegen alle übrigen Künste zu stellen u. s. w. in der „Genealogie der Moral" S. 104 bis 105.

dere den Einfluß des letztgenannten Philosophen auf Wagner in seiner geschichtlichen Wirklichkeit zu untersuchen. Allein bei näherem Eindringen in den Stoff gewahrte er, daß die vorgezeichnete Aufgabe eine umfassendere Behandlung des Materials erforderte, als ursprünglich angenommen worden. Insbesondere schien es notwendig, bevor eine Phase der Entwickelung der Weltanschauung Wagners zum Gegenstande einer eingehenderen Untersuchung gemacht würde, den Gang dieser Entwickelung selbst systematisch darzulegen.

Fernerhin ergab sich bei der Vergleichung der Wagnerschen Ideen mit den von Ludwig Feuerbach entwickelten Ansichten, daß der wesentliche Inhalt jener Periode Wagners nur unvollkommen dargestellt werden würde, wenn lediglich eine Vergleichung zwischen den Prinzipien Wagners und denen Feuerbachs unternommen würde, daß vielmehr der Einfluß Feuerbachs auf die Entwickelung der Weltanschauung Wagners nur ein ganz bedingter war und daß die Darstellung jener Entwickelungs-Phase Wagners eine einseitige, das zu entwerfende Bild ein verschrobenes werden müsse, wenn außer acht gelassen werden sollte, daß nicht speziell die Philosophie Ludwig Feuerbachs, sondern vielmehr die Anschauungen derjenigen ganzen Philosophengruppe, welcher Feuerbach angehörte, die der Junghegelianer, auf Wagner eingewirkt haben. Dieser Umstand erforderte eine Erweiterung der Aufgabe dahin, zuerst eine Gesamtübersicht über die Entwickelung Wagners aufzustellen und von dieser aus die Einzelperioden in ihren bemerkenswerten Momenten hervorzuheben.

Bei dieser Betrachtung des Stoffes und bei fortschreitender Kenntnis des Materials mußte die Unmöglichkeit erkannt werden, der Aufgabe innerhalb einer kürzeren Abhandlung auch nur annähernd gerecht zu werden. Denn die mannigfachen Verzweigungen der Wagnerschen Gedankenwelt nach verschiedenen Richtungen, die Beteiligung Wagners an der Dresdener Revolution und die damit zusammenhängenden sozialpolitischen Ideen verlangten die Herbeiziehung eines größeren Quellenmaterials und das Eingehen auf eine

größere Anzahl von Schriftstellern, mit welchen eine Auseinandersetzung nötig erschien. Ferner war zu berücksichtigen, daß fast gar keine Vorarbeiten vorhanden sind, auf welche einfach hätte verwiesen werden können; namentlich schien es notwendig, die Einzelströmungen der Junghegelschen Schule, speziell deren Ausläufer in das sozialpolitische Gebiet, vornehmlich Ruge, Bakunin und die Tendenzen der revolutionären Demokraten und Sozialisten, für vorliegenden Zweck einer besonderen Beleuchtung zu unterziehen. So mußte auch bei diesen Untersuchungen zuvörderst das bisher mit einem mysteriösen Schleier bedeckte Verhältnis Wagners zum Dresdener Mai-Aufstande klargelegt werden, da es die historische Grundlage abgiebt, auf welcher Wagners Zusammenhang mit den revolutionären Elementen der Junghegelschen Schule beruht. Damit hat sich der anfängliche Plan dieser Arbeit stofflich insofern erweitert, als sich zu der ursprünglich aufgeworfenen Frage nach dem Verhältnis der Wagnerschen Weltanschauung zu den philosophischen Systemen von Feuerbach und Schopenhauer eine Reihe von Vor- und Nebenfragen gesellten, die teils vor Beantwortung der Hauptfrage, zum mindesten aber zugleich mit dieser erledigt werden mußten. Es ist daher des Verfassers Absicht, das vorgenommene Thema vorläufig in zwei räumlich getrennten Abteilungen zu behandeln. Der erste Band dieser Untersuchungen wird sonach die übersichtliche Darstellung und Periodisierung des Entwickelungsganges Richard Wagners enthalten; im zweiten Teil wird versucht werden, Wagners Verhältnis zur Junghegelschen und Schopenhauerschen Philosophie darzustellen und den Ideengehalt der dieser Periode angehörigen Dichtungen, insbesondere des „Ringes des Nibelungen“, im Anschluß an die gewonnenen Resultate aufzuweisen.

Es braucht wohl nicht erst besonders betont zu werden, daß der Verfasser mit dieser Schrift weder ein System der Wagnerschen Ästhetik zu entwerfen, noch dessen Anschauungen und Postulate einer Kritik zu unterziehen beabsichtigt. Es kam ihm nur darauf an, die Weltanschauung Wagners in ihrer selbständigen Entwickelung nachzuweisen, somit Handhaben zu geben, an welchen es möglich sein wird,

die Einreihung Wagners in die Zeitgeschichte an der richtigen Stelle zu vollziehen und anderenteils die Weltanschauung Wagners übersichtlich darzustellen, somit das Eindringen in Wagners Ideen zu erleichtern. Schon die einfache Betrachtung von Wagners innerer Entwickelung läßt die Größe dieses Mannes ahnen. Er rang die Stadien der Weltanschauung seines Jahrhunderts in fortwährendem Kampfe mit sich durch, bei keinem rastend, aber jedes künstlerisch bewältigend, um zuletzt das Gebäude seiner Entwickelung harmonisch abzuschließen und, der Zeit voraus, ein neues Postulat zu geben, nach welchem die Entwickelung des zu Ende gehenden Jahrhunderts sich hinbewegt. Der Einfluß Wagners auf die deutsche Kulturbewegung ist noch nicht zum Abschluß gelangt, eine wirkliche Wagner-Bewegung ist erst im Entstehen begriffen. Ein ernstes Verständnis des Künstlers wird dazu wesentlich beitragen. Und dieses selbst ist erst umfassend zu gewinnen. Wagner zu erschöpfen, kann nicht das Werk eines Einzelnen sein. Es mag dies für den vorliegenden bescheidenen Versuch als captatio benevolentiae gelten.

Nur eine allgemeinere, ausgedehnte Wagner-Forschung vermag das. Angesichts der Zeitverhältnisse kann nur gesagt werden, daß solche erst zu beginnen hat; noch fehlt es an einer gründlichen Sichtung des wissenschaftlichen Materials. Die Sammlung desselben aber ist durch die beispiellos aufopfernde That eines Einzelnen geschehen. Das Richard Wagner-Museum zu Wien kann den Grundstock zu einer Wagner-Forschung abgeben.

Es drängt sich die ernste Frage auf: Wird diese Sammlung, die alles birgt, was in späterer Zeit vielleicht überhaupt nicht, oder doch nur mit großem Aufwande von Kosten und Mühe wieder zu erhalten, bleiben, da die Weitererhaltung und Vermehrung des Museums die Mittel eines Privatmannes zu übersteigen droht? Oder wird dieses kostbare Forschungsmaterial unter den Händen raritätensammelnder Ausländer nutzlos zerstieben? Der Verfasser glaubt in anbetracht der wichtigen Angelegenheit wohl berechtigt zu

sein, den Wunsch auf Sicherstellung der Oesterleinschen Sammlung an dieser Stelle auszusprechen[1]).

Für vorliegende Schrift konnte das Wagner-Museum nur in sehr beschränktem Maße benutzt werden. Einesteils ist es, durch Verhältnisse bedingt, für eine wissenschaftliche Benutzung noch nicht offiziell zugänglich, und anderntheils erfordert das systematische Studium des dort aufgespeicherten Materials eine Menge von Zeit, welche dem Verfasser nicht zu Gebote stand.

Es bleibt noch übrig, an dieser Stelle allen denen einen offenkundigen Dank abzustatten, welche die Arbeit des Verfassers durch ihr persönliches Interesse daran oder durch direkte Unterstützung wesentlich gefördert haben.

Zunächst habe ich einem Hohen Königlichen Ministerium der Justiz zu Dresden für die gütigst gewährte Einsicht in das Akten-Material betreffend Wagners Beteiligung am Mai-Aufruhr 1849 meinen ganz gehorsamen Dank auszusprechen.

Ferner seien noch besonders hervorgehoben die Namen der Herren Dr. Rudolf Goetze, Geh. R. Professor Dr. Heinze, Professor Dr. G. Kietz, Nicolaus Oesterlein, Moritz Wirth, Freiherr H. von Wolzogen und Geh. R. Professor Dr. Wilhelm Wundt; auch der akademischen Richard-Wagner-Vereine, aus deren Kreisen mir mannigfache Anregung zu diesem Buche erwachsen, sei an dieser Stelle dankbar gedacht.

Dresden, im Juni 1892.

Dr. **Hugo Dinger.**

---

[1]) Hierbei ist zu verweisen auf die Schrift: „Über Schicksale und Bestimmung des Richard Wagner-Museums in Wien" &c. von N. Oesterlein, Wien, Verlag des Richard Wagner-Museums. 1892.

*

Richard Wagners Persönlichkeit.

Die Ansicht, daß bei geistig hervorragenden Männern nur Wert und Charakter ihres Wirkens in Betracht zu ziehen, die individuelle Persönlichkeit jedoch nebensächlich sei, ja ganz von ihrem allgemeinen Werte getrennt werden könnte, ist heutzutage noch vielfach verbreitet, trotzdem bei nur einigermaßen tiefgehender Betrachtung der Gedanke unwillkürlich auftauchen muß, daß Wirken, Werke und Persönlichkeit eng miteinander zusammenhängen. Denn Werke und Wirken sind im letzten Grunde doch nur Ausfluß der sie produzierenden Persönlichkeit selbst; und in der That erhellt bei näherem Bekanntwerden, wie sehr jenes Verhältnis ein bedeutungsvolles ist, wie die Produkte, ihre Art und Gestaltung in Idee und Form ganz und gar abhängen von dem geistigen Charakter ihres Schöpfers, wie sich in ihnen seine Individualität scharf und bestimmend ausprägt. Nur im vollen Erfassen des Wesens der Persönlichkeit werden wir auch ihre allgemeine Bedeutung im einzelnen und besonderen erfassen; manche spezielle Eigentümlichkeit eines Künstlers wird erst aus der Persönlichkeit klar werden.[1]) Erst durch den Menschen selbst lernen wir die Eigenart seiner Schöpfungen kennen.

Über keinem Künstler wohl hat der Unstern des Nichtverstandenwerdens seiner Persönlichkeit so gewaltet, wie über Wagner. Zwei Parteien stehen sich dabei extrem gegenüber: die ihn haßten, verleumdeten und verspotteten ihn, bauschten individuelle, unbedeutsame Sonderheiten als lächerliche Narreteien auf und schmähten auf

---

[1]) Des Näheren zu verweisen auf das soeben erschienene Buch: „Wagner, wie ich ihn kannte" von Ferdinand Praeger. Leipzig 1892. Breitkopf & Härtel.

die Person, anstatt mit liebevollem Verständnis ihre einzigartige Bedeutung ergründen zu suchen; sie rissen den Lorbeer vom Haupte, während die anderen es mit einem Heiligenscheine umgaben, den Meister glorifizierend in den Himmel hineinschmeichelten und dabei den Menschen, der nur in seiner lebendigen Wahrheit allein verstanden werden und Bewunderung erwecken kann, mit fader Schminke übertünchten. Ein Porträt, das uns fesseln soll, muß Charakter haben, und dabei sind auch Schattenlinien von nöten, die einem oberflächlichen, weibischen Auge vielleicht nicht sympathisch sind, jedoch auf den ernsteren Beobachter schließlich auch eine gewisse reizvolle Leuchtkraft ausüben. Die meisten Biographen Wagners haben nur mit Goldtönen gemalt, von ihrem Bilde — und ein solches hat ganz besonders Glasenapp hergestellt — wendet sich aber das Auge zuletzt unbefriedigt ab. — Wagner will selbst als Mensch „geliebt", das heißt im Kern seiner Natur verstanden sein, er hat wohl nichts weniger gewünscht, als kanonisiert zu werden. Wo ihm statt wirkungsvollen Verständnisses eine Vergötterung entgegengebracht wurde, da gab er in derbem kaustischen Witz seinen Unwillen darüber kund. Man versuche, sich aus seinen intimen Briefen an die Freunde Liszt, Uhlig, Heine, sein „Heinemännel", an „Vater Fischer" u. s. w. ein Bild von ihm zu machen, es wird uns anheimelnder und liebenswürdiger erscheinen, als das Heiligenbild des „Meisters", dem so viele Schwärmer, aber ach! so wenige Schüler folgen. —

Richard Wagner war von Geburt Sachse. Die besonderen Eigentümlichkeiten des sächsischen Volksstammes, wie sie sich in diesem Jahrhundert erhalten haben, finden wir auch in ihm wieder. Die Sachsen — ob durch slawische Vermischung, soll hier nicht weiter erörtert werden — sind kein Volksschlag von besonderer körperlicher Größe und Stärke. Entgegengesetzt dem Pommer oder Märker ist der Sachse durchschnittlich klein, untersetzt. Der Sachse ist gutmütig, weichherzig und unegoistisch, nachgiebig und leicht durch andere zu bestimmen, aber leicht gereizt und empfindlich, in der Empfindlichkeit aber ebenso rasch boshaft, wie dann wieder leicht versöhnlich werdend. Die sächsische Gutmütigkeit und Liebenswürdigkeit ist sprichwörtlich, aber sie kann zur plötzlich aufbrausenden Tücke werden, wenn sie nicht auf Gleiches stößt; diese Tücke verschwindet jedoch wieder, wenn

sie auf Güte und Freundlichkeit trifft, sie ist mehr durch äußere Einwirkungen bedingt, als dauernder Charakterzug.[1])

Wenn der sächsische Volkscharakter von slawischen Elementen beeinflußt ist, so ist der sinnende, schwärmerische Zug in ihm gewiß slawischer Natur, während die Offenherzigkeit, Redseligkeit, die Treue und optimistische Vertrauensseligkeit aus germanischem Blute stammen.

Wie nun Wagner, trotzdem er die meisten Jahre seines Lebens außerhalb der engeren Heimat, in Rußland, Frankreich, der Schweiz, zuletzt in Bayern verlebte, den sächsischen Dialekt in ausgeprägter Weise beibehalten hat, so tritt auch in seiner ganzen Persönlichkeit der sächsische Volkscharakter stets und deutlich zu Tage.

Wagner, dessen Vorliebe für große, stattliche männliche Figuren bekannt ist und bei der Auswahl von Darstellern für seine Dramen immer zur Geltung kam,[2]) war von kleiner Statur, nicht ebenmäßig proportioniert. Während das stark entwickelte Haupt mit der gewaltigen, hochgewölbten Stirn und dem eigentümlich langen Hinterkopfe im Verhältnis zu der ganzen Figur fast übergroß erschien, ruhte der kräftig und normal gebildete Leib auf zierlichen, kurzen Beinen, ein Umstand, den sich die zahllosen Karrikaturen[3]) sehr zu nutze gemacht haben. Charakteristisch ist das energische, stark vorgebogene Kinn, das eine deutliche Ähnlichkeit des Wagnerschen Profils mit dem seiner Stiefschwester und seines Stiefvaters, des Hofschauspielers und Malers Geyer, bekundet, ebenso wie die Linien der scharf ausgeprägten Nase.

Bildnisse von Wagner sind, abgesehen von Porträts aus der Kindheit, aus den verschiedensten Lebensaltern vorhanden, die reichhaltige Sammlung im Oesterleinschen Museum zu Wien giebt Gelegenheit zu interessanten Vergleichen und Beobachtungen; wir sehen die einzelnen Perioden der Entwickelung des Künstlers deutlich darauf ausgeprägt. Das Porträt, aus frühem Mannesalter, von Kietz gezeichnet und im Wagner-Jahrbuch veröffentlicht, hat einen

---

[1]) Bezeichnend dafür ist ein Provinzialismus: Man bezeichnet im Sachsenlande ein beleidigtes Grollen mit dem Ausdrucke: „Tück'schen".

[2]) Cfr. Glasenapp II, S. 400.

[3]) Ein spekulativer Franzose hat sie zu einem Buche gesammelt: „Richard Wagner en caricatures", — echt „französisch"!

sinnenden, freundlichen Zug, man kann einen Anflug von Schalkhaftigkeit herauslesen, während Bilder aus Züricher Zeit Wagners Antlitz strenge, scharfe Züge und einen fast stechenden, gereizten Blick geben. Eine Photographie in Visit-Format könnte man geradezu das Bild des Revolutionärs nennen. Aber die Photographien aus den Bayreuther Jahren zeigen mildere, weichere Züge. Auf fast allen aber prägt sich sein großes, leuchtendes und durchdringendes Auge ganz besonders charakteristisch aus.

Wagner besaß einen ungemein regsamen Geist, der, mit seltener Arbeitskraft sich einend, das Gesamtgebiet menschlicher Bildung zu bewältigen suchte. Ebenso umfassend wie seine künstlerische Phantasie, die in gleicher Intensität das Malerische und Plastische beherrschte, wie das Dichterische und Musikalische, war sein geistiges Auffassungsvermögen. Seiner kolossalen Dichtkraft, die unablässig mit den tiefsten Problemen des Welt- und Menschenlebens rang, stand ein stark ausgeprägter philosophischer Trieb zur Seite, der unablässig für das dichterische Produzieren nach Nahrung suchte und seine Wurzeln in die tiefsten Gründe menschlicher Gedankenwelt senkte. Mit erstaunlicher Arbeitskraft suchte Wagner den Kreis seines Wissens immer mehr zu erweitern, trieb er unablässig umfassende litterarische und philosophische Studien, und jedes seiner Werke verrät eine ganz sorgfältige und genaue Kenntnis des Quellenmateriales, von dem er mit genialem Blick sofort das Wesentliche und für ihn Bedeutsame zu erfassen wußte. — So berichtet Frau Wille,[1]) daß Wagner mit unerhörter Schnelligkeit der Auffassung die Werke Schopenhauers durchflogen habe, — was eine vollständige Umkehr seines Wesens und seiner Weltanschauung zur Folge hatte. — Bei allen Studien beherrschten ihn Vorurteilslosigkeit und volle Selbständigkeit des Urteilens, die ihren Grund in Wagners unbeugsamer, zäher Energie und dem unerschütterlichen Glauben an seine Ideale hatten. Diese Energie und Ausdauer sind geradezu bewundernswürdig. Er gab, seinen Idealen zuliebe, oft alle äußerlichen Annehmlichkeiten und Lebenserfolge auf, er war „nie zu-

---

[1]) Deutsche Rundschau, 1887 V, S. 264.

frieden", „stets auf Neues sinnend", es ging ihm schlecht, wo es ihm, nach landläufiger Rede, doch so gut hätte gehen können, wenn er nur seine hochgespannten Forderungen zurückschrauben gewollt und der Außenwelt Zugeständnisse gemacht hätte. Aber das war bei ihm prinzipiell nicht möglich. Er kannte ebensowenig friedliche Geduld, wie schwachmütiges Nachgeben, wo es sich um hohe sachliche Interessen handelte. Manchmal übereilte er sich; geschah es, daß sich Personen dadurch verletzt fühlten und kam er nach Verschwinden der leidenschaftlichen Erregung zu der Einsicht, daß er unrecht gethan, so suchte er durch freundliche Entschuldigung die Übereilung offenherzig wieder gut zu machen. Manches aber ist ihm als Übereilung und Taktlosigkeit vorgeworfen worden, wozu er guten Grund hatte, sich absprechend zu äußern. Daher stieß er mit seinen Reden oft an und verletzte er mit den Worten rücksichtsloser Offenheit manche persönliche Eitelkeit.

Diplomatische Künste waren ihm völlig fremd. Er stieß immer und immer wieder mit der Außenwelt zusammen, und es bedurfte stets der Vermittelung von ihm nahestehenden Persönlichkeiten, um mit den realen Mächten des Lebens eine Harmonie zu bewerkstelligen. Von der Weltgewandtheit und liebenswürdigen Diplomatie eines Liszt war ihm nichts gegeben. Wenn ihn die Leidenschaft trieb, kannte er keine Rücksicht. — Als er in Weimar zu dem Freunde zur Tafel geladen war und das Gespräch auf Politik gelenkt wurde, äußerte sich Wagner trotz der Anwesenheit mehrerer hohen Hofbeamten derartig über deutsche Zustände und leitende Persönlichkeiten, daß trotz Liszts verzweifelten Versuchen, das Gespräch in harmlose Bahnen zu lenken, die Regeln gesellschaftlichen Verkehrs bis zur peinlichsten Verlegenheit verletzt wurden. — Daher kam es, daß in realen Dingen seine Umgebung oft einen größeren Einfluß ausüben konnte, als bei der Zähigkeit seines Charakters sonst möglich gewesen wäre. Willig fügte er sich dann dem Rate anderer, aber das Aufgeben seiner Meinung machte ihn unmutig. Als er, der Kgl. Kapellmeister mitten in der Versammlung roter Demokraten 1848 eine revolutionäre Rede hielt, dachte er nicht im entferntesten daran, daß ihm ein solcher Schritt bei der vorgesetzten Behörde arg in Mißkredit bringen könnte. Auf ein Schreiben seines Chefs, des Herrn v. Lüttichau,

erwidert er in einem Rechtfertigungsschreiben[1]) unter anderem sehr bezeichnend: „Es bedurfte nicht erst der Bitte meiner Frau, um mir das Versprechen abzunehmen, mich mit meiner Person nie wieder an den Fragen des Tages zu beteiligen.“ Bei aller äußerlichen sogenannten Rücksichtslosigkeit besaß er ein außerordentlich tiefes, fast weiches Gemüt. Gegen seine Freunde war er liebenswürdig, heiter und gütig, trotz aller Erbitterung gegen die Mitwelt von großherzigster Menschenliebe beseelt. Geradezu ergreifend wirkt auf uns die schlichte Tagesbuchnotiz aus der Zeit des bittern Pariser Elendes: „Ein kranker, deutscher Handwerksbursche war da; — ich bestellte ihn zum Frühstück wieder; Minna erinnerte mich bei dieser Gelegenheit, daß sie eben für Brot das letzte Geld würde wegschicken müssen.“[2]) Seine Liebe und Zärtlichkeit zu den Tieren ist bekannt genug, als daß wir hier näher darauf einzugehen hätten.

Ein ganz besonders charakteristischer Zug an Wagners Persönlichkeit ist seine Verachtung des Geldes. Das „bleiche Metall“ haßte er. Es war ihm, als ein so wichtiger Faktor des Lebens, dessen Besitz mit innerer Tüchtigkeit oft so wenig harmoniert, aber so entscheidend für das Schicksal im modernen Leben ist, in tiefster Seele zuwider. Er konnte nie recht damit haushalten, besaß er davon, so schenkte er freigebig fort oder verwandte es, um oft kostspielige Bedürfnisse, momentane Stimmungen zu befriedigen, er zog Not und Sorge äußerer gesicherter Existenz vor, da es galt, die Freiheit seiner inneren Überzeugung zu wahren. Er war auch in der Armut zufrieden, wenngleich er auch künstlerische Pracht und ihn anregenden Luxus liebte.

Die großen, einschneidenden Veränderungen seiner äußeren Verhältnisse waren auch auf die Gestaltung seiner individuellen Persönlichkeit von Einfluß. Als Kapellmeister des Dresdener Theaters und während der ersten Zeit seiner Züricher Zeit waren die äußeren Verhältnisse Wagners schlichte, bürgerliche. Er führte einen einfachen, bürgerlichen Haushalt, bei dessen knappem Etat die Gattin

---

[1]) Durch gütige Erlaubnis der Intendantur des Kgl. Hoftheaters zu Dresden wurde dem Verfasser Einsicht in dieses interessante Aktenstück gewährt.

[2]) Wagner-Jahrbuch, S. 289.

wacker arbeiten mußte. Erst später, als er durch die Freundschaft des Königs Ludwig mit dem Hofleben in Beziehung geriet, und dann, als sich in Bayreuth das internationale Publikum um ihn drängte, ging sein bürgerliches Hauswesen im „Salon" auf, der Wagner jedoch nie recht sympathisch gewesen ist. Die Trennung von seiner ersten Gattin und die Leitung seines Hauswesens durch die Tochter Liszts sind dabei von großem Einflusse gewesen. Er trat damit aus bürgerlichen Verhältnissen heraus in die Kreise der Aristokratie einerseits, wie des internationalen Weltpublikums andererseits. Dazu war schon in Zürich der Grund gelegt worden. Die Bekanntschaft mit Herwegh hat manche Folgen für Wagner gehabt.[1]) Aber während Herwegh als persönlicher Charakter Verachtung verdient, müssen wir uns bei manchen Verletzungen des bürgerlichen Moral-Kodex bei Wagner im Auge behalten, daß aus dem Vordringen leidenschaftlicher Künstler-Natur wie bei Goethe die äußere Begebenheit zum inneren künstlerischen Erlebnis ward — und aus solchem Anlasse der „Tristan" geboren wurde.

[1]) Über Herweghs Persönlichkeit ist nicht viel Gutes zu sagen. Züricher Gelehrten-Kreise mieden Wagner seines Verkehrs mit Herwegh wegen. Herwegh wird als „Dichter der Freiheit" mehr gepriesen, als er es in Wahrheit verdient. Seine Begabung bestand vorzüglich in einer besonderen Rhetorik, durch welche er, die Lieder Berangers nachahmend, der politischen Phrase einen weit überschätzten Glanz verlieh. Herwegh sang: „Mein einzger Reichtum ist mein Lied", — auf Ruges Rat heiratete er die Tochter eines Bankiers, deren Vermögen ihm ein luxuriöses, europäisches Wanderleben gestattete. Da ward der „Freiheitssänger" blasiert. Wir hören immer nur, daß Herwegh „auf dem Sopha" lag und träumte. Den Grundzug seines wahren Charakters offenbarte er in der Affaire Herzen. Die russischen Emigranten Herzen, Bakunin hatten ihm ihre Freundschaft geschenkt, die Herwegh dadurch lohnte, daß er Herzens Frau verführte. Einer Forderung Herzens entzog er sich durch feige Flucht, und Herzen ließ ihm durch seinen Sekundanten in Zürich eine wohlverdiente Tracht Prügel verabfolgen, während dann der deutsche Freiheitsdichter jämmerlich nach der Polizei rief. Und er sang: „Ich sah von schnöden Hunden der Freiheit Edelwild gejagt, ich wusch ihm still die Wunden, — ich hab's gewagt!" — Sein Sport aber war: die Verführung verheirateter Frauen. Wer einen Blick hinter die Coulissen jener Freiheitshelden werfen will, der sei auf das Schriftchen Iwan Golowins „Meine Beziehungen zu Alexander Herzen und Michael Bakunin" verwiesen.



Erstes Kapitel.

Die Periodisierung des Entwickelungsganges Richard Wagners.

Bevor der Versuch stattfinden kann, die Weltanschauung Richard Wagners in den Einzelmomenten ihrer Entwickelung aufzuzeigen, muß zuerst eine übersichtliche Trennung des Entwickelungsganges in bestimmte Perioden unternommen werden. Daß ein derartiges Verfahren mehr ein äußerliches ist und verschiedenartige Mängel nicht umgehen kann, darf nicht unausgesprochen bleiben; denn die natürliche Entwickelung der Weltanschauung eines gewaltigen Geistes rückt nur allmählich von einem Stadium zum anderen empor, die Übergänge, die bei einer schematischen Darstellung des Entwickelungsganges leicht und unmittelbar in die Augen fallen, vollziehen sich in Wahrheit nur ganz unmerklich. Es findet kein plötzlicher Sprung aus der einen Periode in die andere statt, sondern eine stetige Erweiterung und Heranreifung gewisser schon im Kerne vorhandenen Einzelmomente bedingt den allmählichen Übergang zu neuen Phasen und Formen der Totalanschauung. So vollzieht sich die Entwickelung der Weltanschauung ganzer Geschichtsperioden in gleichem allmählichen Wachstum wie der Gang der Weltanschauung einer sich stark entwickelnden individuellen Persönlichkeit. Der Historiker, welcher die universale Entwickelung einzelner Jahrhunderte sich zum Vorwurf nimmt, wie der Biograph, dessen

Gegenstand die Entfaltung einer einzigen Persönlichkeit ist, sehen sich genötigt, aus dem gesamten Material besonders charakteristische Momente herauszunehmen und diese als Kardinalpunkte und Merkmale verschiedener Perioden festzustellen.

Auch bei der Betrachtung der Entwickelung der Weltanschauung Richard Wagners soll nun in der Weise verfahren werden, daß nach dem Wechsel der Grundprinzipien und Einzelansichten gewisse Perioden statuiert werden, die in ihren Grenzen zwar zumeist in einander fließen, während sie im wesentlichen Kerne ihrer inneren Beschaffenheit sich deutlich von einander abheben und, als organisches Ganzes betrachtet, eine Kette fortschreitender Erweiterung und Ergänzung bilden.

Eine solche konsequent schematische und systematische Aufstellung von Perioden nach inneren Gesichtspunkten ist bisher bei Wagner noch gar nicht oder doch nur in ganz bedingtem Maße zur Anwendung gebracht worden.[1]) In den folgenden Blättern soll dieser

---

[1]) Die erste Biographie Wagners in Buchform („Richard Wagner". Eine Biographie. Mit Porträt. Kassel, Ernst Balde) erschien 1855 anonym. Diesem Werke ist kaum ein selbständiger Wert zuzuerkennen. Es besteht fast lediglich aus dem Abdrucke des Inhalts der durch Streichungen populär verwässerten „Autobiographischen Skizze" (erschienen 1843 in der „Zeitung für die elegante Welt", Bd. I, Nr. 5 und 6; im ersten Bande der „Gesammelten Schriften und Dichtungen" enthalten) und der „Mitteilung an meine Freunde"; zuletzt folgt eine Erzählung der Handlungen von „Tannhäuser" und „Lohengrin". An Stelle des „Ich" der Originale ist einfach „unser Meister" gesetzt. Soweit hier und da der Kompilator einen selbständigen Satz in den Nachdruck eingefügt hat, läßt sich eine gewisse oberflächliche Periodisierung herausfinden. Es wird eine Periode der „Frivolität" (S. 32) bemerkt, dann eine Zeit des „nachahmenden Opernschaffens" (S. 36); ferner mit besonderer Betonung Wagner als Dichter (S. 50 und 86) und zuletzt die „neueste Entwickelungsperiode" genannt (S. 76). Das Werk reicht nur etwa bis in das Jahr 1855 und schließt mit dem Hinweis auf die Dichtung des „Ringes des Nibelungen" ab.

Die umfangreichste Biographie Wagners, welche bisher erschienen, das zweibändige Werk von Glasenapp („Richard Wagners Leben und Wirken", in 6 Büchern dargestellt von Carl Friedrich Glasenapp. 2 Bde. Neue vermehrte Ausgabe. Leipzig, Breitkopf & Härtel 1882) nennt folgende Perioden:

Versuch in bescheidener Weise gewagt werden. Als Material, welches hierbei zu Grunde gelegt wird, sei Wagner selbst, wie er sich persönlich über seine eigene Entwickelung ausspricht, wie sich dieselbe

---

1. Jugendjahre und Pariser Leiden.
2. Dresdener Thätigkeit 1842—1849.
3. Exil in der Schweiz 1849—1859.
4. Paris und das Exil im Vaterlande 1859—1864.
5. München und Luzern 1864—1872.
6. Bayreuth.

Es kommt Glasenapp in vorliegendem Buche weniger darauf an, eine entwickelungsmäßige Übersicht über die Weltanschauung Wagners zu geben, als die Lebensschicksale und Lebensverhältnisse des Künstlers zu erzählen, wobei er sich bemüht, in strikter Observanz sich an die eigenen Äußerungen Wagners zu halten, statt diese mit selbständiger Kritik zu erwägen. Die Glasenappsche Periodisierung nach Wohnorten mag für den Zweck rein biographischer Schilderung ausreichend sein, den inneren Entwickelungsgang Wagners markiert sie keineswegs.

Neben dem genannten umfangreichen Glasenappschen Buche besitzen wir noch biographische Arbeiten von geringerer Ausführlichkeit, unter denen hier nennenswert sind die Schriften von Tappert („Richard Wagner, sein Leben und seine Werke" von Wilhelm Tappert. Elberfeld 1883. Druck und Verlag von Sam. Lucas); Nohl (Ludwig Nohl: Musiker-Biographien. Bd. 5. „Wagner". Zweite vervollständigte Auflage. Leipzig, Phil. Reclam jun.); Pohl („Richard Wagner" von Richard Pohl. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel 1883); Vogel („Richard Wagner, sein Leben und seine Werke" von Bernhard Vogel. Leipzig, Druck und Verlag von Rühle & Rüttinger 1883). Genannte Schriften, unter denen sich die von Tappert besonders dadurch auszeichnet, daß sie vor allem fleißig gesammeltes historisches Material enthält, behandeln Wagner mehr als reformatorischen Musiker, denn als Dichter oder Ästhetiker, während Glasenapp mehr die allgemeine Bedeutung der künstlerischen Persönlichkeit ins Auge faßt. Tappert bringt den Grundgedanken zum Ausdruck, welchen Wagner zum Problem seiner „Meistersinger" gemacht hat: den Sieg einer neuen, natürlich wahren erhabenen Kunst über das Scheinwesen einer verzopften und veralteten. Das frisch und anziehend geschriebene Buch ist mehr voll mutiger Polemik als eingehender Untersuchung. Tappert periodisiert:

1. Jugendjahre. Erste Versuche. Leben und Leiden in Paris 1813—1842.
2. In Dresden 1842—1849.
3. In der Verbannung 1849—1863.
4. Die Erlösung. Kampf und Sieg. Auf der Höhe 1863—1882.
5. Das Ende 1883.

in seinen Prosaschriften und Dichtungen, sowie in seinem Briefwechsel dokumentiert, genommen. Während sich in Wagners „Gesammelten

---

Nohl: 1. Die erste Jugendzeit 1813—1831.
2. Sturm und Drang 1832—1841.
3. Revolution im Leben und Kunst.
4. Die Verbannung 1850—1861.
5. München 1862—1868.
6. „Bayreuth" 1869—1876.
7. „Parsifal" 1877—1882.

Pohl und Vogel haben eine gesonderte Periodisierung nicht aufgestellt.

Eine tiefgehendere Auffassung von Wagners eigentlichem Wesen spricht aus dem Steinschen Vorwort zum „Wagner-Lexikon" („Wagner-Lexikon". Hauptbegriffe der Kunst und Weltanschauung Richard Wagners in wörtlichen Anführungen aus seinen Schriften, zusammengestellt von C. Fr. Glasenapp und Heinrich von Stein. Stuttgart, Verlag der Cottaschen Buchhandlung 1883). Hier ist Wagner nicht einseitig als Musiker behandelt, sondern als Schöpfer und Verkünder einer neuen, künstlerischen Weltanschauung. Das Vorwort weist wohl darauf hin (S. VII), daß zwei verschiedene Perioden in der Wagnerischen Weltanschauung vorwalten, die von 1849 und die der letzten Jahre, allein es kommt dem Verfasser vielmehr darauf an, die Verschiedenheit jener Perioden unter Hinweis auf ein durchgängiges Grundmoment: „Wie die schöpferische Not des Einzelnen zu einem Volke der Zukunft in Beziehung steht, so ist die Tragik eine Geschichte des Genies als Keim einer rein menschlichen Religion zu verstehen" aufzuheben, als die Heterogenität der Einzelheiten aufzuzeigen. Als Ausgangspunkt der Glasenapp-Steinschen Wagner-Auffassung gilt die letzte von Schopenhauer bedingte Periode Wagners. Auf diesem Standpunkte steht ebenfalls das neueste alphabetische Sammelwerk Wagnerischer Dikta, die zweibändige „Encyklopädie" von Glasenapp („Wagner-Encyklopädie". Haupterscheinungen der Kunst- und Kulturgeschichte im Lichte der Anschauung Richard Wagners. In wörtlichen Anführungen aus seinen Schriften dargestellt von C. Fr. Glasenapp. 2 Bde. Leipzig, Verlag von E. W. Fritzsch 1891). Glasenapp geht in seinem Vorwort etwas mehr als von Stein auf die Wandlungen in der Weltanschauung Wagners ein; er berührt den prinzipiellen Unterschied der Anschauungen aus den Dichtungen und theoretischen Schriften der Jahre 1849—1850 und den späteren, und deutet darauf hin, daß derselbe zwischen einer dort optimistischen und hier pessimistischen Weltauffassung bestehe. Glasenapp konstatiert hier im Anschluß an die Modifikationen der Wagnerischen ethischen Postulate drei Phasen der Wagnerischen Weltanschauung: die der Revolution, der Reformation und der Regeneration analog den Typen: Siegfried, Hans Sachs, Parsifal. (Siehe Bd. I, S. XI—XXIV.)

Schriften und Dichtungen"[1]) mannigfache Äußerungen des Künstlers über seinen eigenen Entwickelungsgang, besonders über die Anschauungen gewisser Lebensperioden und der diesen angehörigen Werke zerstreut vorfinden, hat er noch in drei selbständigen Aufsätzen über sein Werden besonders berichtet: Zuerst verfaßte er die bereits genannte „Autobiographische Skizze" für Laubes „Zeitung für die elegante Welt" (1843) und die „Mitteilung an meine Freunde",[2]) die als Vorwort zu den drei Operndichtungen „Holländer", „Tannhäuser" und „Lohengrin" im Jahre 1852 erschien. In neuerer Zeit schrieb Wagner den „Lebensbericht", der 1879 in der „North American Review"

Emil Bardes Schrift („Die reformatorische Weltanschauung in Richard Wagners letzten Werken" von Emil Barde. Berlin 1888. Aktiengesellschaft Pionier) muß des vielverheißenden Titels wegen angeführt werden, ist aber nur eine Broschüre voller Schwärmerei und bar origineller Gedanken und Gesichtspunkte. Die Verfasserin spricht zwar die löbliche Ansicht aus, daß bei Wagner als „kulturhistorischem Reformator" vor allem die richtige Erkenntnis der Dichtwerke erforderlich ist, begnügt sich aber, nur durch Zitate und eine oberflächliche Erläuterung vom „Ring des Nibelungen" und „Parsifal" „die Wahrheit von der erlösenden Liebe" nachzuweisen. Eine Entwickelungsstufe zwischen beiden Werken wird jedoch nicht zur klaren Anschauung gebracht.

Der Oesterleinsche Katalog nennt (II, 59) eine 23 Seiten umfassende Arbeit von Ludwig Eckardt: „Über Wagners Entwickelung und Richtung"; eine Broschüre, erschienen 1857 (höchst seltener Separatabdruck von 23 Seiten aus den „Hamburger litterarischen und kritischen Blättern", Exemplar im Oesterleinschen Museum zu Wien). Eckardt hält sich in der Darstellung des „Entwickelungsganges" an die „Mitteilung an meine Freunde", indem er im Anschluß an diese schildert, wie Wagner durch eine Periode reiner Nachahmung und frivolen Schaffens allmählich zur Selbständigkeit einer eigenen Opern-Form heranreift und statt des gewohnten bisher üblichen Opern-Nonsens ein streng dramatisch sich aufbauendes Kunstwerk verlangt und giebt. Außerdem wird die von Richard Wagner geforderte Einigung der Künste zu einem Gesamtkunstwerk unter Hinweis auf dementsprechende ästhetische Postulate von Schiller und Schleiermacher (Ästh. 166) anerkannt. Ein Eingehen auf die Weltanschauung Wagners und die Entwickelung ihrer einzelnen Momente findet sich in dem Aufsatz nicht.

[1]) Zitate weisen auf die Seitenzahlen der zweiten Auflage hin.

[2]) „Drei Operndichtungen nebst einer Mitteilung an meine Freunde" als Vorwort von Richard Wagner. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel 1852. — Abgedruckt im vierten Bande der Gesammelten Schriften und Dichtungen. (Varianten-Verzeichnis am Schlusse dieses Bandes.)

unter dem Titel „The work and mission of my life“ [1]) veröffentlicht ward und für dieses Blatt bestimmt war.

Die drei genannten autobiographischen Abhandlungen bedürfen zuerst einer kritischen Betrachtung, ehe ihnen in den Einzelheiten eine unbedingte Kompetenz zugesprochen werden darf. Die Zeiten ihrer Entstehung liegen verhältnismäßig weit auseinander, und bei der so mannigfaltigen Entwickelung Wagners darf nicht erwartet werden, daß jene drei Dokumente in Grundanschauung und Einzelmeinung unbedingt übereinstimmen. In der That gehört jede dieser biographischen Mitteilungen einer besonderen Lebensperiode Wagners an, und es fällt nicht schwer, gewisse prinzipielle Abweichungen und Verschiedenheiten der Auffassungen darin festzustellen. Die Autobiographische Skizze aus dem Jahre 1843 ist von Wagner vor dem im Jahre 1871 erfolgten Abdruck einer nicht unwesentlichen Redaktion unterzogen worden. [2]) Sie datiert aus der Periode, da Wagner mit Laube verkehrte, und, für dessen Blatt geschrieben, zeigt sie jene gewisse leichte Darstellungsweise, die in den journalistischen Feuilletons der jungdeutschen Schriftstellergruppe beliebt ward. Über die Mitteilung an meine Freunde spricht sich Wagner bei der Herausgabe seiner Gesammelten Schriften und Dichtungen selbst dahin aus, daß sie „zu deutlich den Charakter einer späteren als der ‚Dresdener Periode‘ trage“, und gesteht mit objektiver Klarheit offen ein, daß jene Werke aus der Dresdener Zeit darin im Sinne eben jener späteren Periode von ihm beurteilt worden sind. Wagner interpretiert in der Mitteilung an meine Freunde seinen „Holländer“, „Tannhäuser“, „Lohengrin“ nach Gesichtspunkten und giebt den darin ruhenden Problemen eine solche prinzipielle Ausdeutung, wie sie von ihm gleich bei der ursprünglichen Abfassung der Dichtungen unmöglich beabsichtigt sein konnte.

---

[1]) Die deutsche hier benutzte Originalausgabe trägt den Titel: „Richard Wagners Lebensbericht“. Deutsche Originalausgabe von „The work and mission of my life“ by Richard Wagner. Leipzig, Verlag von Edwin Schloemp 1884. 79 Seiten. — Angefügt ist der Schrift ein „Nachwort“ von Dr. H. P. Frh. v. Wolzogen.

[2]) Vergl. darüber S. 39. — Jos. Kürschner giebt im „Wagner-Jahrbuch“ I „Varianten und Ergänzungen zu Rich. Wagners Selbstbiographie“.

In dem aus dem Jahre 1879 stammenden „Lebensbericht" aber behandelt Wagner seine Entwickelung unter den Gesichtspunkten des ihm in seiner letzten Lebensperiode zum Hauptgrundsatz gewordenen germanischen Kulturgedankens. Er urteilt an dieser Stelle über sein Verhältnis zur Revolution des Jahres 1849 in ganz anderer Weise, als er in der Mitteilung an meine Freunde gethan. Dort ist in gesperrter Schrift zu lesen: „Auf dem Wege des Nachsinnens über die Möglichkeit einer gründlichen Änderung unserer Theaterverhältnisse ward ich ganz von selbst auf die volle Erkenntnis der Nichtswürdigkeit der politischen und sozialen Zustände hingetrieben, die aus sich gerade keine anderen öffentlichen Kunstzustände bedingen konnten, als eben die von mir angegriffenen", und weiter: „denn hier ersah ich dann genau dasselbe drängende Motiv, was mich als künstlerischen Menschen aus der schlechten sinnlichen Form der Gegenwart zum Gewinn einer neuen, dem wahren menschlichen Wesen entsprechenden sinnlichen Gestaltung heraustrieb, — eine Gestaltung, die eben nur durch Vernichtung der sinnlichen Form der Gegenwart, also durch die Revolution zu gewinnen ist".[1]) 1879 schreibt er dagegen:[2]) „Mein damals offen bekundetes Interesse an dem ersehnten Wandel der bestehenden, wesentlich widerwärtigen Hemmungen für die Entwickelung einer reinen, freien, schönen Menschlichkeit ließ mich, den amtlich angestellten Musiker, in den Augen der siegenden alten Ordnung als wirklichen Revolutionär, gleich jedem thörichten politischen Demagogen und sozialistischen Fürstenhasser, erscheinen und führte mich zur entscheidenden Stunde als Flüchtling aus der Welt der Politik in das Exil." Urteilt er über sein Verhältnis zu den revolutionären Bewegungen jener Zeit, daß er sich „nun doch wie in einem wüsten Traum plötzlich selbst verwickelt fand", so gehört die Mitteilung an meine Freunde jener Zeit an, in welcher er in diesem Traume noch befangen war. Aus der Mitteilung an meine Freunde klingt der junghegelsche Universalismus heraus; aus dem Lebensbericht spricht der Schüler Schopenhauers. Eine gewisse prinzipielle Verschiedenartigkeit der Lebensauffassung darf

---

[1]) Mitteilung an meine Freunde, S. 131 und 132.

[2]) Lebensbericht, S. 42.

daher bei beiden autobiographischen Dokumenten nicht außer Acht gelassen werden.

Nach diesen drei Schriften sind auch die von Wagner zu einzelnen Bänden der Gesammelten Schriften und Dichtungen geschriebenen „Einleitungen“ als Quellenmaterial zu berücksichtigen. Sie stammen aus der letzten Lebensperiode Wagners, der der obengenannte Lebensbericht entsprungen, und sollen vom Standpunkt eben jener letzten Periode aus erklärend zu den Schriften aus früheren Perioden hinüberleiten. Es sind im ganzen vier, sie stehen am Anfange der Bände I, II, III, IV. — Derselben Periode gehören die Bemerkungen an, die Wagner über seinen Entwickelungsgang in dem Aufsatze „Zukunftsmusik“ (Bd. VII) giebt.

Im Anschluß an Wagners eigene Kundgebungen über sein Werden sind jedoch hauptsächlich seine Werke selbst und sein Briefwechsel heranzuziehen. Die Ausgabe der Gesammelten Schriften und Dichtungen ist von Wagner selbst besorgt worden. Nur Band X ist, wenn auch nach den Intentionen Wagners, von fremder Hand, erst nach dem Tode des Verfassers herausgegeben worden.

Dem zehnbändigen Sammelwerke folgte im Jahre 1885 ein Band Nachlaß mit dem Titel: „Entwürfe. Gedanken. Fragmente“, und 1887 „Jesus von Nazareth“.

Die Gesammelten Schriften und Dichtungen enthalten keine vollständige Sammlung aller öffentlich erschienenen Arbeiten Wagners; die wichtigen Korrespondenzen aus Paris für die „Europa“ und die „Abendzeitung“ sind nicht darin enthalten. Zudem ist der Abdruck der Originaldrucke in den Gesammelten Schriften keineswegs originalgetreu, Wagner hat die Arbeiten vor dem Wiederabdruck einer Revision unterzogen, so daß mannigfache höchst bemerkenswerte Abweichungen entstanden sind.

Es ist deshalb am Schlusse dieser Schrift ein Variantenverzeichnis der Originaldrucke der Schriften aus der Züricher Zeit, also von „Kunst und Revolution“, „Oper und Drama“, „Kunstwerk der Zukunft“ und „Eine Mitteilung an meine Freunde“ sowie „Kunst und Klima“ angefügt worden.

Von Wagners reichhaltigem Briefwechsel sind bisher 3 Bände teilweise stark redigierter Briefe erschienen: 2 Bände Briefwechsel mit

Liszt (1887) und 1 Band Briefe an Th. Uhlig, Fischer ꝛc.[1]) (1889). Einen reichhaltigen Schatz von Briefen Wagners enthält überdies die vorzügliche Sammlung Oesterleins, das „Richard Wagner-Museum" zu Wien.

Bei der Periodisierung des Entwickelungsganges Richard Wagners ist zuerst die Grenze festzustellen, von welcher ab Wagner in diejenige Phase tritt, in der seine spezifische Bedeutung sich ausprägt, von wo ab er einen selbständigen Weg einschlägt und sein individuelles Streben sich von der altgewohnten Richtung isoliert.

Bis das Genie den Höhepunkt seiner Persönlichkeit erreicht, auf welchem es in fördernden Gegensatz zum Zeitbewußtsein der Mitwelt tritt, um als Endresultat seines individuellen Wirkens dieses Zeitbewußtsein entwickelungsmäßig neu zu gestalten und mit frischen Postulaten zu beleben, hat es eine Reihe von Stadien zu durchlaufen. Sein Ausgangspunkt, der Boden, aus welchem seine Postulate hervorwachsen, ist eben jenes Zeitbewußtsein, sind die von der Allgemeinheit gehegten Anschauungen und Meinungen der geschichtlichen Gegenwart. Gemeinsam ist allen Genies, die befruchtend auf die allgemeine, große Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes einwirken, der Ausgang vom Zeitbewußtsein und der sich entwickelnde, zuletzt erreichte Kontrast gegen dasselbe.

Sehen wir in Wagner den Künstler, welcher in Werk und Schrift das Gesamtkunstwerk schuf, zu welchem er Musik, Dichtkunst und bildende Kunst vereinigte, die höchsten menschlichen Ideen zu Problemen forderte und zuletzt das Künstlerische zum Ausgangspunkte einer ganz neuen Weltanschauung und Weltauffassung machte, so beginnt in der Entwickelung Wagners die freie künstlerische Selbständigkeit erst da, wo er diese Forderung aufstellt und wo er, in seinen Werken von der herkömmlichen Form sich lossagend, sie realisiert zur Anschauung brachte. Wir haben daher zunächst zwei Hauptabschnitte zu unterscheiden, zum ersten die Zeit, da er sich aus dem Herkömmlichen bis zu jener freien Selbständigkeit entwickelte, und zweitens die Periode der letzteren bis zum Ende seines Wirkens.

---

[1]) Hier bei Zitaten und sonstigen Hinweisen einfach als Liszt, Bd. . . . und Uhlig, S. . . . aufgeführt.

Solche Zweiteilung entspricht auch der eigenen Meinung des Künstlers, wie er sie in der Mitteilung an meine Freunde ausgesprochen.[1] „Von meinen frühesten künstlerischen Arbeiten werde ich kurz zu berichten haben: sie waren die gewöhnlichen Versuche einer noch unentwickelten Individualität, sich gegen das Generelle der Kunsteindrücke, die uns von Jugend auf bestimmen, im allmählichen Wachstum zu behaupten. Der erste künstlerische Wille ist nichts anderes als die Befriedigung des unwillkürlichen Triebes der Nachahmung dessen, was am einnehmendsten auf uns wirkt.“ — Diese Sonderung nun ist zeitlich zu fixieren. Wagner, der im Grundzuge seines Wesens schon von Jugend an „Revolutionär“[2], dem „der nie zufriedene Geist, der stets auf Neues sinnt,“[3] bereits „von der Norn bei der Geburt“ zuerteilt war, trat früh, bereits in der Zeit seines ersten Pariser Aufenthaltes gewissermaßen in einen Gegensatz zum „Generellen“, zur allgemein gepflegten Kunst; und es könnte die Frage aufgeworfen werden, ob die Haupt-Teilung des Wagnerschen Entwickelungsganges dem entsprechend in die Jahre 1840—1841 zu verlegen sei, wo Wagner im Gegensatz zu der von Paris aus die deutsche Kunstwelt beherrschenden italienisch-französischen Opernschule, die sich an Auber, Halévy und besonders Meyerbeer anschloß, das Postulat einer rein deutschen Oper aufstellte, wo er den von dem bisherigen Geschmacke der großen Oper sich gänzlich abhebenden „Holländer“ schrieb und in seinen Pariser Prosaaufsätzen seine Forderungen mit den heftigen Angriffen gegen das Gewohnte aussprach. Allein diese Teilung würde in wesentlichsten Punkten doch nicht entsprechend sein. Wir spüren um diese Zeit noch nichts bestimmtes von den Theorien, auf denen das „Kunstwerk der Zukunft“ aufgebaut ist, wir hören noch nichts davon, daß das Kunstwerk erwachsen solle aus einer neuen Weltanschauung, daß Welt- und Kunstanschauung zusammen in erneuter Form eine totale Umbildung der gesamten Menschheit in gegenseitiger Bedingung hervorrufen sollen.

---

[1]) Originalausgabe, S. 29. Ges. Schr. Bd. IV, S. 246. Vergl. noch X, S. 312—313.

[2]) Siehe Ges. Schr. Bd. I, S. 7.

[3]) Mitteilung an meine Freunde. Orig., S. 36. Ges. Schr. IV, S. 251.

Der Gedanke, Kunst- und Kultur-Erneuerung zu einem gemeinsamen höchsten ethischen Problem zu erheben, welcher die spezifische Bedeutung Wagners ausmacht, findet sich in jenen Jahren noch nicht deutlich bei ihm ausgesprochen. Wagner hat sich dort noch nicht in der Weise über das Herkömmliche erhoben, daß von nun an die neue Periode zu beginnen hätte; er wurzelt vielmehr noch mit den Grundzügen seiner Welt- und Kunstanschauung in dem Boden, von dem er ausgegangen.

So eigenartig auch der „Fliegende Holländer" sich von den Erzeugnissen der damaligen allgemeinen Opernproduktion abhebt und so selbständig Wagner, diesmal nur seinem inneren Instinkte folgend, bei dessen Abfassung gearbeitet hat, ein Kunstwerk völlig neuer Art, wie der „Ring des Nibelungen" es ist, liegt in diesem Werk noch keineswegs vor. Wagner veränderte in dem zu Paris während der Jahre 1839—1841 erfolgten Umschwung seiner Kunstrichtung nur die Vorbilder. Statt Spontini und Meyerbeer kam er wieder auf Weber und Marschner zurück. Der „Holländer" hat, besonders was die musikalische Komposition betrifft, eine unverkennbare Verwandtschaft mit Weber und Marschner, und B. Vogel weist mit Recht auf Berührungspunkte auch der dichterischen Konzeption des „Holländer" und des „Vampyr" hin.[1]) Im „Holländer" hat Wagner noch nichts anderes schaffen gewollt, als eine „Oper", freilich mit dem Versuche, eine neue Richtung dabei einzuschlagen

Und auch „Tannhäuser" und „Lohengrin" sind dem ersten Abschnitte der Entwickelung Wagners noch zuzuzählen. Der Stoff zu ersterem wurde Wagner schon im Jahre 1841 bekannt und die Dichtung 1843 bald nach der Erstaufführung des „Holländer" (Mai 1843) vollendet. Auch „Tannhäuser" und „Lohengrin" tragen noch die Bezeichnung „Oper", wenngleich er sich in diesen Werken schon eine ganz eigene dramatische Form gebildet hat, die mit dem

---

[1]) Vogel, „Richard Wagner", S. 67: Es hat der „Fliegende Holländer" manchen Berührungspunkt mit Marschners „Vampyr" gemein: hier wie dort bildet eine Ballade den Mittelpunkt und beide Balladen singen von einer gefahrdrohenden Persönlichkeit, in welcher dem Mädchen die mütterliche Warnung ertönt: „Kind, sieh den bleichen Mann nicht an, sonst ists um dich geschehen."

Arienstile der großen Oper nichts mehr gemein hat. Wagner selbst äußert sich in dem Aufsatze „Zukunftsmusik“: „Mein eigentlichstes System, wenn sie es so nennen wollen, findet daher in jenen drei ersten Dichtungen nur erst eine sehr bedingte Anwendung.“[1])

Es ist daher die Grenzscheide zwischen der ersten und zweiten Hauptperiode hinter den „Lohengrin“ zu legen, zwischen diesen und die erste kunsttheoretische Schrift: „Die Kunst und die Revolution“. Sie findet sich natürlich gegeben durch den entscheidenden Wendepunkt, den in Wagners Leben und Entwickelung der Mai-Aufstand zu Dresden bildet. Und dieser geschah bekanntlich 1849. Die Flucht Wagners aus Dresden, die infolge seiner Beteiligung an der revolutionären Erhebung in der zweiten Maiwoche dieses gährenden Jahres stattfand, riß ihn aus seiner amtlichen Stellung heraus und warf ihn zugleich in die Freiheit, in der sich seine Selbständigkeit nach verschiedenen Richtungen hin mit einemmale entfaltete. Denn nach ihr in der unbeschränkten Muße seines Züricher Exils drängte es ihn, die bisher in ihm gährenden Ideen systematisch sich klarzulegen und auszubauen. In dem Bestreben, sich über seine Gedanken Rechenschaft zu geben, verdichtete sich somit das, was bisher an künstlerischen Idealen unvollkommen und nur unbewußt in ihm sich regte, zum festen, bewußten Prinzip. Daher trägt die nun folgende Periode das ausgeprägte Signum des bewußten Schaffens an sich, womit sein Ideenkreis eine ganz besondere Erweiterung erfuhr und seine Werke, auf einer ganz neuen Basis entstehend, in Inhalt und Form eine prinzipielle Selbständigkeit aufweisen. Dazu kommt noch der höchst wichtige Umstand, daß Wagner, in dem Bestreben, seine künstlerischen Ideen systematisch auszuarbeiten und zu formulieren, darauf hinzielende umfassendere Studien trieb und, um seine Theorien zu begründen, sich mit philosophischer Lektüre befaßte, die von nun an eine gänzliche Umgestaltung seiner bisherigen Weltanschauung hervorrief, was wieder zur Folge hatte, daß er nun einen ungleich weiteren Horizont gewonnen hatte, innerhalb dessen sich sein bisher rein künstlerisches Problem zum universellen Kultur-Problem erweiterte. Denn erst

---

[1]) Ges. Schr. VII, S. 118.

hier sucht er, wie Wirth treffend bemerkt,[1]) „sich entwickelungsgeschichtlich zu begreifen" und beginnt seine künstlerische Produktion auf dem Untergrund einer systematisch-philosophischen Weltanschauung wurzeln zu lassen, die, trotzdem sich mancher Zug der kommenden Periode in der letzten Zeit des Dresdener Aufenthaltes zeigt, in Wahrheit erst in der Freiheit des Exils ausgebildet wurde. Insofern erscheint diese Bestimmung der Grenzscheide zwischen den beiden hauptsächlichsten Perioden Wagners als die berechtigste, sie stützt sich, um nochmals die Begründung zusammenzufassen, darauf, daß Wagner mit dem Jahre 1849 seine Periode als Opernkomponist ein für allemal abschließt, daß er um diese Zeit kunsttheoretische Schriften verfaßt, welche mit der Art seiner eigenen bis dahin verfaßten Werke in Widerspruch stehen, und durch die nunmehr erlangte Selbständigkeit seine besondere individuelle Ausprägung gewinnt. Wagner selbst weist auf diesen Wendepunkt seines Lebens und die einschneidenden Konsequenzen dieser Wendung hin, wenn er sich zur Abfassung der Mitteilung an meine Freunde veranlaßt sieht und dabei zwischen den kunsttheoretischen Schriften: „Kunst und Revolution", „Das Kunstwerk der Zukunft" einerseits und den bisherigen Werken „Tannhäuser" und „Lohengrin" andererseits einen „scheinbaren oder wirklichen Widerspruch" anerkennt,[2]) der ihn in die Notwendigkeit versetze, sich den Freunden gegenüber darüber öffentlich auszusprechen. Und er betont ganz ausdrücklich, daß in dem Unterschiede zwischen der vergangenen und gegenwärtigen Epoche die prinzipielle Bedeutung zweier wichtigsten Lebensperioden ruhe:

„Während in Deutschland die revolutionäre Bewegung bei ihrem Unterliegen nur einer neuen Reaktion wich, so fand ich dagegen in der völligen Freiheit meines Schweizer Exils die endlich ganz zerstörte Einkehr in mich selbst und den durch keine gegensätzliche Wirklichkeit behinderten reinen Anblick meines Ideals mir gesichert. Hier vermochte ich nun meine eigene ideale Welt auszubauen und zu beleben. Gänzlich abgeschlossen von der modernen Bühnenwelt, fühlte ich mich vor allem gedrängt, das, was in mir lebte und nach

---

[1]) „Tägliche Rundschau" 1890, S. 10.

[2]) Orig., S. 1. Ges. Schr. IV, S. 231. (Variante.)

Gestaltung verlangte, und was mich in ein so seltsames Verhältnis zu Mitkunst und Mitwelt gebracht hatte, als Schriftsteller mir selber gleichsam als das rätselhafte Gesetz meines Daseins klar zu machen.[1]) Gerade hier[2]) aber war es, wo mein bisher unbewußtes Verfahren in seiner künstlerischen Notwendigkeit mir zum Bewußtsein kommen mußte und als ich den ‚Friedrich' ... mit vollem Wissen und Willen aufgab, um desto bestimmter in dem, was ich wollte, den ‚Siegfried' vorzunehmen, hatte ich eine neue und entscheidendste Periode meiner künstlerischen und menschlichen Entwickelung angetreten, die Periode des bewußten künstlerischen Wollens, auf einer vollkommen neuen, mit bewußter Notwendigkeit von mir eingeschlagenen Bahn, auf der ich nun als Künstler und Mensch einer neuen Welt entgegenschreite. Gerade durch die gewonnene Fähigkeit des musikalischen Ausdruckes ward ich somit Dichter, weil ich mich nicht mehr auf den Ausdruck selbst, sondern auf den Gegenstand desselben als gestaltender Künstler zu beziehen hatte."[3]) Was ihn zum dichterischen Gestalten bewegte, war „das von aller Konvention losgelöste Reinmenschliche".[4]) Zur Loslösung von aller Konvention, das heißt zum Postulat einer durch Reorganisation oder Revolution erreichbaren Umgestaltung des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens kam Wagner durch den Umstand, daß Gesellschaft und Öffentlichkeit durchaus nicht in der Lage waren, seine von ihm als richtig erkannte Forderungen für die Kunst zu erfüllen. „Auf dem Wege des Nachsinnens über die Möglichkeit einer gründlichen Änderung unserer Theaterverhältnisse ward ich ganz von selbst auf die volle Erkenntnis der Nichtswürdigkeit der politischen und sozialen Zustände hingetrieben, die aus sich keine anderen öffentlichen Kunstzustände bedingen konnten, als eben die von mir angegriffenen."[5])

---

[1]) Lebensbericht, S. 43.

[2]) Mitteil. Orig., S. 148 und 149. Ges. Schr. IV, S. 320.

[3]) Ein Musikdrama „Rotbart" war von Wagner als Gestaltung des „Wibelungen"-Mythus geplant. An dessen Stelle trat dann in der Ausführung der „Siegfried", cfr. Ges. Schr. IV, 314; Lebensbericht, S. 40 und 41 Glasenapp, Bd. I, S. 251.

[4]) Mitteil. Orig., S. 147. Ges. Schr. IV, S. 320.

[5]) Ges. Schr. IV, S. 308. Orig., S. 131.

Den Übergang zwischen beiden Perioden umfaßt das Jahr 1848. Dort schimmert bereits unter der bisherigen Weltanschauung des Künstlers die Gedankenwelt der künftigen Periode in einzelnen Zügen hervor; das Problem des „Ringes des Nibelungen“ klingt in dem Entwurf zu „Siegfrieds Tod“[1]) und den „Wibelungen“[2]) bedeutsam an, aber noch mischt sich altes und neues, noch ist die völlige Trennung nicht gelungen. Erst der Ausbruch der Revolution bewirkte diese, und erst, seitdem Wagner äußerlich und innerlich frei war, ward aus dem Musiker der Dichter, der „Künstler“ und — „Prophet“. Ja er erkennt sogar geradezu während seiner Flucht aus Dresden, die wir als äußerliche Grenzscheide zwischen beiden Perioden festhalten, den unmittelbaren Einfluß dieser vorausgegangenen wenigen Tage auf sich an: „Ich halte nicht viel vom Schicksal, aber ich weiß, daß meine letzten Erlebnisse mich in eine Bahn gerückt haben, auf der ich das Wichtigste und Bedeutungsvollste zu stande bringen muß, was meiner Natur zu produzieren gestattet ist. Noch vor vier Wochen hatte ich davon keine Ahnung, was ich jetzt als meine höchste Aufgabe erkenne.“[3])

Und somit hat es mehr Bedeutung als die eines bloßen Scherzwortes, wenn Wagner seine Flucht aus Dresden seine „Hegira“ nennt.[4])

Nach der Feststellung dieser beiden Hauptperioden liegt es uns nun ob, dieselben auf ihre speziellere Entwickelung hin zu prüfen, um, mit der Erkenntnis der einzelnen Phasen, eine weitere Reihe von Perioden als Unterabteilungen zu ermitteln.

Es leuchtet wohl ein, daß Wagner bei seiner Heranreifung aus dem Konventionellen zur selbständigen Erhebung darüber eine gewisse Stufenfolge durchlief, und es ist bereits schon im Vorangegangenen auf Unterschiedsmomente zwischen „Rienzi“ und „Holländer“, zwischen Wagners Ideen in der Pariser und Dresdener Zeit hingewiesen worden. Auch von dem Zeitpunkte an, wo Wagner ins öffentliche Leben trat, bis zu seiner Beteiligung am Mai-Auf-

---

[1]) Siehe Ges. Schr. II, S. 167, 228.

[2]) Ebendaselbst, S. 115—166.

[3]) Siehe den Brief an O. Wolff, den Wagner während seiner Flucht von Dresden nach Paris aus Rorschach schrieb: Liszt I, S. 19.

[4]) Liszt II, S. 46.

stande zu Dresden, bietet er ein Bild konsequenter, in den Einzelmomenten mannigfaltigster, Entwickelung dar. Wir lernen ihn als jugendlichen Beethoven-Schwärmer kennen, dessen Verehrung für den großen Symphoniker bis zum mystischen Entzücken geht; wir sehen bald darauf, wie er achselzuckend sich von dem großen Vorbilde entfernt, aus dem faustisch grübelnden Drange sich ins bunte, wirre, sinnenfrohe Leben stürzt und ohne Skrupel in der italienischen Melodien-Oper sein Heil sucht, und wir sehen ihn nach Paris wandern, um dort eine Oper, nach Spontinischen und Meyerbeerschen Vorbildern gearbeitet, auf den Markt zu bringen, dort mit den Effektmitteln seines Werkes einen „succès“ zu erringen. So sehen wir ihn im Banne der „Konvention“: Von kleinen Vorbildern strebt er zu den großen, — dann aber bricht er mit allen. Dann kommt eine Periode, worin er sich emporrafft, wo ihm das Hangen am Konventionellen als „frivol“ gilt, wo er alles konventionelle Kunstmachen mit großem sittlichen Charakter als „unsittlich“ bezeichnet. Da taucht Beethoven wieder als Retter vor ihm auf, da faßt ihn der faustische Drang wieder, und er schreibt eine Symphonie: „Der einsame Faust“.[1]) Und dann geht er zur Opposition gegen die Richtung über, welcher er bisher gefolgt; er schreibt seine „Pariser Berichte“, in denen er das Pariser Kunstgetriebe, worin er just eben sein Heil gesucht, unerbittlich mit schärffster Satire verfolgt. Dabei taucht in ihm der Gedanke auf, auf eigener Bahn reformierend die deutsche Oper zu geleiten, und als er aus der Not seines Wanderlebens den sicheren Hafen in Dresden gewinnt, geht er mit gutem Glauben und frischem Mute an sein Werk, bis ihn die Enttäuschungen zur Verzweiflung und diese ihn zur Revolution treiben, aus deren Flammen er in neuer, verwandelter Gestalt sich emporschwingt.

Überblicken wir seine Werke von den ersten schüchternen Versuchen bis zu dem klassischen „Lohengrin“ und seine schriftstellerischen Arbeiten von dem ersten kritischen Anfalle jugendlichen Übermutes, dem Aufsatz „Die deutsche Oper“ für Laubes „Zeitung für die elegante

---

[1]) So bezeichnet Wagner selbst in der richtigen Weise seine „Faust-Ouverture“. Siehe Liszt I, S. 200.

Welt" bis zur Denkschrift über die Reorganisation des Dresdener Hoftheaters, so finden wir ihn zunächst als den Musiker, dessen Ziele nicht darüber hinausgehen, innerhalb der vorhandenen Geleise sich zu bewegen und in Anlehnung an vorhandene Stilmuster — worunter Beethoven, Weber, Marschner und die Italiener in der Reihenfolge abwechseln — sich in Kompositionen zu versuchen; dann sehen wir ihn, von den Tagesereignissen ergriffen, sich, wenn auch oberflächlich, mit universeller Bildung und universellen Problemen beschäftigen, wir erfahren von ihm, daß er sich in die Litteratenkreise des „jungen Deutschland" hineinziehen läßt, wir sehen ihn unter diesen Einflüssen kämpfen und ringen und zuletzt eine starke Reaktion in ihm vorgehen, die in ihm eigene sittliche und künstlerische Ideale reifen läßt, die er in allmählicher Entwickelung zum Austrag bringt, bis er zum selbständigen, fordernden Künstler und Denker wird.

Die verschiedenen Phasen, die Wagner in der ersten Hauptperiode seines Entwickelungsganges durchläuft, unterscheiden sich vor allen Dingen auf den Gebieten seiner rein künstlerischen Anschauungen und seiner politisch-sozialen Ansichten, während, wie im ersten Abschnitt des folgenden Kapitels darzulegen versucht wird, die allgemeinen Prinzipien seiner Weltanschauung dieselben bleiben. Die Wendungen innerhalb der künstlerischen Ideen vollziehen sich zunächst in der verschiedenen Wahl der Vorbilder, die abhängt von den Richtungen äußerer Einflüsse, in der Fassung und in der Tendenz der künstlerischen Probleme. Zuerst verfaßte er im strikten Anschluß an Beethoven, Marschner und Weber die „Jugendsymphonie" und seine Erstlingsoper „Die Feen", welch letzteres Werk das einzige Wagnersche ist, dem eine besonders ausgeprägte dichterische Tendenz mangelt. Aber bald darauf sehen wir im „Liebesverbot" die üppige, frivole Sinnlichkeit des „jungen Deutschland" emporlodern, das die „Emanzipation des Fleisches" auf sein Banner geschrieben und die theoretische Sinnlichkeit der alten Romantiker — Schlegelscher Richtung — frisch und frech zur praktischen Befolgung anpries. Im „Liebesverbot" pulsiert das junge Wagnersche Blut in fröhlichem Leichtsinn: frivol die Dichtung und ihre Tendenz, frivol und unbedenklich die Art, in der die Musik dazu geschrieben ward. Aber schon im „Rienzi" tritt uns ein bedachtsamer und ernst schaffender

Künstler entgegen; in großartigen Zügen erhebt sich die Dichtung auf der Grundlage eines ernsteren Problems empor, mit umfassender Sorgfalt sieht sich der Komponist nach ergreifenden und packenden Wirkungen um; was er innerhalb des Zirkels des Konventionellen überhaupt nur erreichen konnte, erreichte er mit diesem Werke, mit dem er die Vorbilder selbst übertraf. Nach der rauschenden, hellen Pracht des „Rienzi" erscheint der „Holländer", eine schlichte dramatisierte Ballade — mit absichtlicher Vermeidung aller äußerlichen Bühnenmache und absichtlicher Umgehung der „Intrigue"[1]), der bisher gewohnten Schürzung des dramatischen Knotens. Die nächsten Werke „Lohengrin" und „Tannhäuser" setzen fort, was im „Holländer" begonnen; sie zeigen eine staunenswerte Erweiterung der dramatischen Form und eine Tiefe der dichterischen Gestaltungskraft, daß sie, wie Glucks „Iphigenie" und Mozarts „Don Juan", klassische Grundpfeiler in der Entwickelung der Oper überhaupt bilden werden.

Zusammen mit dieser Entwickelung der künstlerischen Form und der dichterischen Probleme der Wagnerschen Produktion gehen die Phasen seiner staatlich-sozialen Anschauungen. Zuerst sehen wir Wagner in inniger Verehrung am Nationalen hängen: dem entspricht seine Vorliebe für Weber und Beethoven; als jedoch die Juli-Revolution ihre Einflüsse auf ihn geltend machte und die jungdeutsche Litteratenschule, nach Frankreich gravitierend, für kosmopolitische Ideologien Propaganda machte, finden wir in Wagner den Widerhall davon nachklingen; geringschätzende Überhebung über das Nationale und oberflächlicher Kosmopolitismus bewirkten bei ihm eine Beiseiteschiebung der vaterländischen Klassiker Beethoven und Mozart, bis er endlich wieder zu sich selber kommt und ein inniger, begeisterter Patriotismus bei ihm durchbricht, der in den Pariser Aufsätzen, besonders in dem über „Freischütz" in so sympathischer Weise sich kundgiebt und der die Unterlage bildet zu dem von Wagner angestrebten Reformationsgedanken der deutschen Oper.

Zugleich mit dem wechselnden rein politischen Anschauungen Wagners keimen in der ersten Hauptperiode die sozialen Gedanken

---

[1]) Siehe Ges. Schr. VII, S. 122.

auf: Schon in der Zeit, wo Wagner sich von dem „jungen Europa" beeinflussen ließ, können wir die ersten Anfänge zu Ideen bemerken, aus denen er dann während der zweiten Hauptperiode seines Lebens den Plan zur Umgestaltung der modernen gesellschaftlichen Einrichtungen ausbildete. Das glückselige Weltalter der Zukunft, das in der zweiten Hälfte des Wagnerschen Entwickelungsganges eine so bedeutende Rolle spielt, das ihn zum Revolutionär machte, finden wir schon am Schlusse des Heinseschen „Ardinghello" in gewisser Weise proklamiert, und Wagner gesteht diesem Buche eine bedeutende Wirkung auf seine frühe Entwickelung zu.[1]) Während seines Aufenthaltes in Paris tritt Wagner der bestehenden Gesellschaft bereits mit scharfer Kritik gegenüber, seine satirischen Angriffe gegen die Bourgeoisie in den Prosaarbeiten beweisen, wie er sich den realen Verhältnissen gegenüber beobachtend verhält, und endlich bei Ausbruch des Aufstandes 1849 finden wir ihn mitten im Banne der sozialen Revolution.[2])

Auch die zweite Hauptperiode in der Entwickelung Wagners bietet keine völlige, abgeschlossene Einheit dar. Vielmehr umfaßt sie zwei sich in hervorragender Weise von einander abhebende Einzelperioden. War in der ersten Hauptperiode das Verhältnis der einzelnen Phasen der Entwickelung ein solches, daß sich die Weltanschauung Wagners nur in den Einzelmomenten, den künstlerischen und politisch sozialen Ideen trennte, während die Weltanschauung in den Grundzügen ihrer religiösen und ethischen Ansichten dieselbe blieb, so findet in der zweiten Hauptperiode fast das umgekehrte Verhältnis statt: die künstlerischen Postulate bleiben dieselben, während die religiös-metaphysischen Grundlagen, insbesondere die ethischen Postulate sich im Laufe der Entwickelung heterogen gegenübertreten. Bedingt ist diese Wandlung durch den Wechsel der von ihm zur Grundlage seiner Theorien genommenen philosophischen Systeme. Es sind

---

[1]) Siehe Ges. Schr. I, S. 10, und Heinse, „Ardinghello oder die glückseligen Inseln", S. 487—499.

[2]) Daß Wagners Anteilnahme an dem Mai-Aufstande nur aus sozialrevolutionären Interessen geschah, finden wir von ihm selbst bestätigt: Ges. Schr. VIII, S. 84. In Kap. III dieses Bandes wird davon ausführlicher die Rede sein.

dies die Philosophien Ludwig Feuerbachs und Arthur Schopenhauers. Die prinzipielle Verschiedenheit Beider ist eine so große, daß sie in manchen Punkten eine völlig diametrale Weltanschauung hervorbringen müssen, wie es auch bei Wagner geschah. Wir haben daher in dieser zweiten Hauptperiode wiederum zwei Phasen seiner Weltanschauung zu konstatieren, die von Feuerbach und die von Schopenhauer bedingte.

Wagners Buch „Das Kunstwerk der Zukunft" trägt in der ersten Ausgabe die Worte: „Ludwig Feuerbach in dankbarer Verehrung gewidmet." Bei den späteren Abdrücken des Werkes hat Wagner diese Widmung fallen gelassen, wie er ebenfalls die nachfolgende ausführliche Dedikation an Feuerbach[1]) gestrichen hat. Der prinzipiellen Wichtigkeit dieser Worte wegen und weil sie bisher noch nicht aus dem vergriffenen Originalwerke der Öffentlichkeit in ihrem ganzen Umfange wiedergegeben sind, sollen sie an dieser Stelle nochmals zum Abdruck gelangen.[2]) Sie lauten:

„Zur Widmung."

Niemand als Ihnen, verehrter Herr, kann ich diese Arbeit zueignen, denn mit ihr habe ich Ihr Eigentum Ihnen wieder zurückgegeben. Nur insoweit es nicht mehr Ihr Eigentum geblieben, sondern das des Künstlers geworden, mußte ich unsicher darüber sein, wie ich mich zu Ihnen zu verhalten hätte: ob Sie aus der Hand des künstlerischen Menschen das wieder zurückzuempfangen geneigt sein dürften, was Sie als philosophischer Mensch diesem spendeten. Der Drang und die tiefempfundene Verpflichtung, jedenfalls Ihnen meinen Dank für die von Ihnen mir gewordene Herzstärkung zu bezeigen, überwog meinen Zweifel.

Nicht Eitelkeit, sondern ein unabweisbares Bedürfnis hat mich — für kurze Zeit — zum Schriftsteller gemacht. In frühester Jugend machte ich Gedichte und Schauspiele; zu einem dieser Schauspiele verlangte es mich Musik zu schreiben: um diese

---

[1]) Siehe „Das Kunstwerk der Zukunft" von Richard Wagner. Leipzig, Verlag von Otto Wigand 1850, S. V—VIII.

[2]) Mit gütiger Erlaubnis der Herren Verlagsbuchhändler Wigand und Fritzsch in Leipzig.

Kunst zu erlernen, ward ich Musiker. Später schrieb ich Opern, indem ich meine eigenen dramatischen Dichtungen in Musik setzte. Musiker von Fach, denen ich meiner äußeren Stellung nach angehörte, sprachen mir dichterisches Talent zu; Dichter von Fach ließen meine musikalischen Fähigkeiten gelten. Das Publikum gelang es mir oft lebhaft zu erregen: Kritiker von Fach haben mich stets heruntergerissen. So erhielt ich an mir und meinen Gegensätzen viel Stoff zum Denken: wenn ich laut dachte, brachte ich den Philister gegen mich auf, der den Künstler sich nur albern, nie aber denkend vorstellen will. Von Freunden wurde ich oft aufgefordert, meine Gedanken über Kunst und das, was ich in ihr wolle, schriftstellerisch kundzugeben: ich zog das Streben vor, nur durch künstlerische Thaten mein Wollen zu bezeugen. Daran, daß mir dies nie vollständig gelingen durfte, mußte ich erkennen, daß nicht der Einzelne, sondern nur die Gemeinsamkeit unwiderleglich sinnfällige, wirkliche künstlerische Thaten zu vollbringen vermag. Dies erkennen heißt, sobald dabei im allgemeinen die Hoffnung nicht aufgegeben wird, soviel als: gegen unsere Kunst- und Lebenszustände von Grund aus sich empören. Seit ich den notwendigen Mut zu dieser Empörung gefaßt habe, entschloß ich mich auch dazu, Schriftsteller zu werden, wozu einst mich schon einmal die äußere Lebensnot getrieben hatte. Litteraten von Fach, die nach dem Verwehen der letzten Stürme jetzt wieder Luft zu seligem Atem schöpfen, finden es unverschämt, einen operndichtenden Musiker vollends auch noch ihrem Gewerbe sich zuwenden zu sehen. Mögen sie mir den Versuch gönnen, als künstlerischer Mensch keineswegs ihnen, sondern nur denkenden Künstlern, mit denen sie durchaus nichts gemein haben, mich mitzuteilen.

Mögen aber auch Sie, verehrter Herr, es mir nicht verübeln, wenn ich durch diese Zueignung Ihren Namen zu einer Arbeit herbeiziehe, die zwar dem Eindrucke Ihrer Schriften auf mich namentlich mit ihr Dasein verdankt, dennoch aber Ihren Ansichten darüber, wie dieser Eindruck hätte verwendet werden sollen, vielleicht durchaus nicht entspricht. Nichtsdestoweniger muß es Ihnen, wie ich vermute, nicht gleichgiltig sein, durch einen deut-

lichen Beleg zu erfahren, wie Ihre Gedanken in einem Künstler wirken, und wie dieser — als Künstler — im aufrichtigsten Eifer für die Sache sie wiederum dem Künstler, und zwar durchaus niemand anderem, mitzuteilen versucht. Mögen Sie diesem Eifer, den Sie an sich als nicht tadelnswert erkennen werden, nicht nur das beimessen, was in seinem Ausdrucke Ihnen gefällt, sondern auch was Ihnen mißfällt.

Richard Wagner.

Der Einfluß von Feuerbachs Schriften auf Wagner,[1]) den letzterer später, als er in Schopenhauer ganz und gar aufgegangen war, möglichst zu ignorieren sucht, war ein ganz bedeutender. Wagner entnahm Feuerbach die Grundlage seiner den Schriften „Kunst und Revolution", „Kunstwerk der Zukunft", „Oper und Drama" zu Grunde liegenden Weltanschauung; der anthropmorphistische Atheismus, die Ansichten Wagners über Religion und Christentum, sind ganz direkt aus Feuerbach geschöpft, und die hervorragendsten Begriffe, mit denen Wagner operiert, wie „der Mensch", das absolute anthropologisch-ethische Postulat der „Liebe", sind von Feuerbach ausgebildet und von Wagner fertig übernommen worden.

Trotz dieses starken Einflusses, den Feuerbach auf Wagner gewann und trotz des Umstandes, daß Wagner sich lediglich auf diesen Philosophen bezieht, würde es nicht zutreffend sein, diese Periode lediglich als „Feuerbach-Periode" zu bezeichnen, da Feuerbach nicht ausschließlich die Weltanschauung Wagners in dieser Periode bestimmte. Die gerade hier so stark hervortretenden politisch-sozialen Anschauungen Wagners sind außer durch den Einfluß Feuerbachs bedingt worden durch die ganze Philosophengruppe, der Feuerbach zu subsumieren ist, und mit der Feuerbach in innigem Zusammen-

---

[1]) Im zweiten Bande dieses Buches wird darüber eingehend abgehandelt und die persönlichen Beziehungen Wagners zu Feuerbach erwähnt werden, der dem Künstler ein weit freundlicheres Verständnis und größere Sympathie zuteil werden ließ, als Schopenhauer, der Wagners persönliche Annäherungsversuche eigensinnig abwies und von Wagner schlechterdings nichts wissen wollte. Schopenhauer nannte ihn einfach „den tauben Musikanten, der keine Ohren hat"! — (Siehe darüber W. Gwinner, Schopenhauer 96 und „Wiener Allgemeine Zeitung" vom 26. Juli 1882.)

hange steht, die Gruppe der Junghegelianer. Feuerbach vertritt die Junghegelianische Weltanschauung nur nach der religiös-metaphysischen Seite, während die politisch-sozialen Konsequenzen von anderen, worunter hier vornehmlich Ruge und Bakunin in Betracht kommen, verfolgt wurden. Und da Wagner auch mit dem Letztgenannten wesentliche Berührungspunkte aufweist, ja direkt von ihm beeinflußt worden ist, so ist die speziellere Bezeichnung „Wagner unter Einfluß Feuerbachs" für die Periodisierung des Entwickelungsganges Wagners zu dem umfassenderen Titel zu erweitern: „Wagner unter dem Einflusse der Philosophie der Junghegelianer".

Im Jahre 1854 lernte Wagner durch Herwegh Schopenhauer kennen, und der Eindruck von dessen Philosophie war ein so gewaltiger, daß er mit einemmale völlig verwandelt wurde. Der Schlüssel zu diesem rätselhaft jähen Wandel liegt in den Worten der oben zitierten Widmung an Feuerbach in dem Satze: „Nicht der Einzelne, sondern nur die Gemeinsamkeit vermag unwiderleglich sinnfällige, wirkliche künstlerische Thaten zu vollbringen." Der Appell an die Gemeinsamkeit war spurlos verklungen; statt der erhofften Menschheits-Verbesserung erkannte Wagner nur eine träge Stagnation oder Reaktion um sich her, er ward in seinem krampfhaft beibehaltenen Universalismus immer skeptischer, und als Schopenhauers Individualismus ihm vorlag, fand er in dessen Pessimismus eine „Wohlthat", ein „Quietiv"; im Anschlusse an Schopenhauer kehrte sich bei Wagner obiger Satz jetzt in sein Gegenteil um: nur das hervorragende, geniale Individuum vermag wirklich künstlerische Thaten zu vollbringen.

Erst im Laufe der Zeit, besonders als Wagner durch die zahlreiche Anhängerschaft und vornehmlich durch die Bayreuther Festspiele einen allgemeineren Einfluß ausübte, trat sein Individualismus weniger schroff auf, und es fand nach und nach eine Verschmelzung des alten universalistischen Ideals mit dem durch Schopenhauer hervorgerufenen Subjektivismus statt, auf Grund des von Wagner nun entwickelten „Regenerationsproblems", wovon weiter unten die Rede sein wird. Die Frage, ob innerhalb des Lebensabschnittes, in welchem Wagner sich an Schopenhauer anschloß, noch eine periodische Teilung vorzunehmen sei, wird erst in Kap. V,

Abschnitt 2, bei der ausführlicheren Behandlung des Materials beantwortet werden können und verneint werden.

Unter Zusammenfassung des bisher Erörterten ergiebt sich folgende Periodisierung des Entwickelungsganges Wagners:

I. **Hauptperiode:** Die Entwickelung Wagners aus dem Konventionellen zur vollen Selbständigkeit.

1. Periode: Die Periode der reinkonventionellen Nachahmung bis 1840.
    a) Die erste Jugendzeit. Wagner als Musiker. Jugendsymphonie. „Die Feen".
    b) Wagner im Banne des „jungen Europa". („Das Liebesverbot". „Rienzi".)
2. Periode: Die Emanzipationsperiode 1840 bis 1849. („Holländer".)
3. Periode: Die Periode der künstlerischen Reformationsbestrebungen. („Tannhäuser", „Lohengrin".)

II. **Hauptperiode:** Die volle künstlerische Selbständigkeit.

1. Periode: Wagner unter dem Einflusse der Junghegelianer 1849—1854. („Der Ring des Nibelungen".)
2. Periode: Wagner unter dem Einflusse Schopenhauers 1854—1883.

Zweites Kapitel.

Die erste Hauptperiode 1813—1849.

I. Allgemeines.

Die Weltanschauung Wagners während der ersten Hauptperiode seines Lebens ist eine teilweise konstante, teilweise wechselnde. Die metaphysischen, religiösen und ethischen Anschauungen bleiben durchweg dieselben, während die künstlerischen und politisch-sozialen ganz außerordentlich variieren, ja im Laufe der Entwickelung sich in den Einzelperioden ganz heterogen gegenüberstehen. — Es ist daher am zweckmäßigsten, die metaphysischen und ethischen Anschauungen Wagners, ferner sein Verhältnis zur Religion im Grundriß aufzuzeichnen, bevor die Einzelperioden in ihren charakteristischen Merkmalen und ihrem Unterschiede von einander besprochen werden.

§ 1. Die metaphysisch-religiösen Anschauungen Wagners während der ersten Hauptperiode.

Die Weltanschauung Wagners in der ersten Hauptperiode seines Lebens enthält in Bezug auf metaphysische Grunddisziplinen kein besonders individuelles Gepräge; sie entbehrt der festen systematischen Ausbildung wie systematischen Begründung. Sie ist nicht entstanden aus dem bewußten Anschlusse an ein philosophisches System — etwa das Hegels[1]), der zu damaliger Zeit die Geister beherrschte —,

[1]) In den „Pariser Fatalitäten für Deutsche“, die Wagner unter dem Pseudonym „W. Freudenfeuer“ für die Zeitschrift „Europa“ (1841, III, S. 433 u. f.) schrieb, ist Hegel zwar des öfteren genannt, z. B. als Charakteristikum des „armen Deutschen“, dessen Gestalt viel eigene Züge des Dichters

sondern ihr Charakteristikum liegt in dem Fehlen jeder philosophischen Vertiefung; das Bemühen Wagners in späterer Zeit, jede seiner Ansichten und Forderungen doktrinär auf philosophische Begründung zu basieren, fehlt in der ersten Hauptperiode seines Lebens.

Bis kurz vor den Ausgang der ersten Hauptperiode, also bis in das Jahr 1849 hinein, erhebt sich die Weltanschauung Wagners nicht über das Niveau gebildeter Laien empor: Ein bürgerlicher Theismus, mit dualistischer Trennung von „Himmel" und „Erde", vom allgemeinen Bewußtsein überkommen und ohne individuelle Vertiefung kritiklos übernommen, machte sie aus. Er glaubte an den Himmel über der Erde. Droben Gott und die Vollkommenheit, als Quell alles Daseins,[1] „von dem diese Kunst ausgeht",[2] hier unten das Ringen der unvollkommenen irdischen Welt ihrem eudämonistischen Endziele zu: der etwaigen einstigen Vereinigung von „irdischem und himmlischem Leben". Der Kunst, insbesondere der Musik, wird eine mystische Vermittelung zwischen Beiden zugedacht, sie füllt die Brust mit himmlischen Ahnungen; vom Himmel stammend, ist sie der Genius, der, wie Leonore ins Gefängnis Florestans, zur Erde herabsteigt und die Menschheit erlöst aus dumpfen Fesseln der Umnachtung und, in die Nacht des Erdenringens als Genius mit der Fackel dringend, in der Menschenbrust das helle Licht der „Freude" entzündet. In den Aufsätzen „Ein glücklicher Abend" und „Über die Ouverture" finden sich die hauptsächlichsten Belegstellen für diesen enthusiastischen Mystizismus, eine schwärmerische Weltanschauung, die Wagner aus Beethoven herausliest und die ihm denselben so besonders wert erscheinen läßt. „Und ich genieße heute die Freude, das Glück, die entzückende Ahnung einer höheren Bestimmung aus den wundervollen Offenbarungen, in denen Mozart und Beethoven an diesem herrlichen Frühlingsabende

---

trägt. Allein die Erwähnung Hegels geschieht nur zur novellistischen Ausschmückung, nicht aber zur Begründung irgend welcher Meinung. „Deutscher zu sein ist herrlich, wenn man zu Haus ist, wo man Gemüt, Jean Paul und bayrisches Bier hat, wo man sich über Hegelsche Philosophie und Straußsche Walzer streiten kann" u. s. w.

[1]) cfr. Ges. Schr. II, S. 48.

[2]) Ebenda I, S. 135.

zu uns sprachen: ‚Es lebe das Glück, es lebe die Freude! Es lebe der Mut, der uns im Kampfe mit unserem Schicksale beseelt. Es lebe der Sieg, den unser höheres Bewußtsein über die Nichtswürdigkeit des Gemeinen erringt. Es lebe die Liebe, die unseren Mut belohnt; es lebe die Freundschaft, die unseren Glauben aufrecht erhält! Es lebe die Hoffnung, die sich unserer Ahnung vermählt! Es lebe der Tag! Es lebe die Nacht! Hoch der Sonne, hoch den Sternen! Dreimal hoch die Musik und ihre Hohenpriester! Ewig verehrt und angebetet sei Gott, der Gott der Freude und des Glückes — der Gott, der die Musik erschuf! Amen.‘“[1]) Solche überschwängliche Weltanschauung ist mehr Musik als Philosophie, sie charakterisiert sich in den Worten „Ich glaube an Gott, Mozart und Beethoven“.[2])

Diese Anschauungen erhalten sich durch die ganze erste Hauptperiode seines Lebens bis zum Jahre 1849, wo sie durch den Einfluß der kritischen Philosophie Feuerbachs verdrängt und in ihr Gegenteil umgewandelt wurden. Aus dem Theismus wird da nacktester Atheismus, der es bis zur Gotteslästerung bringt und alle Transcendenz, insbesondere alle christliche, schlechterdings verneint. Bis zu solchem kritischen Umschwung blieb die Weltanschauung Wagners eine mystisch religiöse. Auf ihr beruhen noch die Probleme der „Lohengrin“- und „Tannhäuser“-Dichtungen. Von Wichtigkeit in der ganzen ersten Periode ist Wagners charakteristische Betonung des Gebetes, am stärksten in „Lohengrin“ und „Tannhäuser“ ausgeprägt. Diese Gebete sind keineswegs als bloße lyrische Gesangsnummern im Sinne des „Ave Maria“ u. s. w.[3]) der

---

[1]) Ges. Schr. I, S. 149.

[2]) Ebenda I, S. 135.

[3]) Wagner selbst spricht sich in seinen Pariser Berichten mit herber Ironie gegen derartige musikalische Salon- und Bühnengebete aus: cfr. Rossinis „Stabat mater“, Ges. Schr. I, S. 187—193, besonders: „Pariser Amusements“, „Europa“ 1841, Bd. II, S. 590. Dieser Artikel ist in die Gesammelten Schriften und Dichtungen nicht mit aufgenommen. In neuester Zeit sind die „Fatalitäten für Deutsche“ und die „Pariser Amusements“ mit einer Einleitung von Ernst Resius, auf welche hier verwiesen wird, zum Abdruck gelangt in der „Wiener ostdeutschen Rundschau“, Jahrgang I, 1890; die „Pariser Fatalitäten für Deutsche“ im „Bayreuther Taschenkalender“ 1892.

älteren Opern aufzufassen, sie sind hier vielmehr als ein bedeutsames Moment in der Eigentümlichkeit der Probleme und Charaktere der Dichtungen wie des Dichters selbst zu erkennen.

Am bezeichnendsten ist das Gebet Rienzis:[1])

„Allmächtiger Vater, blick' herab,
Hör' mich im Staube zu dir flehn!
Die Macht, die mir dein Wunder gab,
Laß jetzt noch nicht zu Grunde gehn!
Du stärktest mich, du gabst mir Kraft,
Verleihst mir hohe Eigenschaft,
Zu helfen dem, der niedrig denkt,
Zu heben, was in Staub versenkt.

O Gott, vernichte nicht das Werk,
Das dir zum Preis errichtet steht!
Mein Herr und Vater, blick herab
Auf meinen Staub aus deinen Höhn,
Mein Gott, der hohe Kraft mir gab,
Erhör' mein tief' inbrünstig' Flehn!"

Daß diese Worte keine bloße Opernummer, sondern das tief-inbrünstige Flehen des Künstlers selbst sind, ist aus folgenden analogen Prosastellen ersichtlich:

„In dieser trüben langen Zeit fühle ich endlich recht lebhaft das Bedürfnis, mir ein ausführlicheres Tagebuch zu halten; ich hoffe von der Aufzeichnung der mich am meisten bewältigenden Gemütszustände und der darin entstehenden Reflexionen dieselbe Labung für meine Person, wie Thränen es dem gepreßten Herzen sind. Unwillkürlich waren mir aber wieder Thränen gekommen, ist man froh oder unglücklich, wenn man sich gern den Thränen hingiebt? — Wie das künftigen Monat werden soll, weiß ich nicht. — — Hilf Gott, das wird ein schrecklicher Tag werden, wenn nicht Hilfe kommt." —[2])

---

[1]) Akt V, Scene I. Ges. Schr. I, S. 82.

[2]) Aus einer Tagebuchnotiz Wagners aus Paris 1840. Von Kürschner mitgeteilt im „Wagner-Jahrbuch", Bd. I, S. 289.

Wagner fühlte sich „tief im Staube".[1]) Die „Pariser Fatalitäten für Deutsche", „Ein Ende in Paris" schildern die bitterste materielle und geistige Not des Künstlers zur Genüge. Die mechanischen Arbeiten, die er zum Broterwerb machen mußte — man erinnere sich nur an die bittere Ironie der Galopps, Quadrillen, das Cornet à pistons — demütigten ihn so sehr, daß er sich wirklich „bis in den Staub erniedrigt wähnte". Der scharfe, sarkastische Ton, der in den „Pariser Amusements," in Rossinis „Stabat mater" u. s. w. und fast allen Pariser Berichten anschlägt, läßt erkennen, daß die Erbitterung hart an die Grenze der Verzweiflung reichte. Und unerschütterlich glaubte er an die ihm innewohnende Kraft. In diesem Worte verstand er auch andern Ortes[2]) das, was er später mit dem Schopenhauer entlehnten Begriffe „Willen" bezeichnete, mit dem Nebenbegriff einer starken Energie. Die „Macht, die mir dein Wunder gab" hat Wagner anders in ein wenig selbstironischer Weise feuilletonistisch „die geringe Portion Ehrgeiz, die mir der Himmel — wahrscheinlich aus Versehen — ins Herz gelegt", genannt.[3]) Im Gebete des „Rienzi" betet Wagner selbst zu dem Gott der „Freude und des Glücks, der die Musik schuf". Solange ihm der Glaube an diesen Gott noch nicht zerstört war, fand die reiche Gemütstiefe Wagners im Gebet eine mächtige Erhebung. „Nachdem ich zwei Tage ausgeruht, gefastet und gebetet, faßte ich dann Mut" läßt er den Beethoven-Pilger sagen, ehe er sich dem Hause des abgöttisch verehrten Meisters nahet.[4]) Und nach

---

[1]) Das Elend Wagners und seiner Gattin in damaliger Zeit war schrecklich. Frau Wagner erzählte später, als in Dresden die äußere Existenz sorgenfrei und behaglicher sich gestaltete, vertrauten Freunden gar oft von der furchtbaren Not der Armut, die sie in Paris mit ihrem Gatten hat durchkosten müssen. So hat einmal, nur um den Hunger zu stillen, Frau Wagner eines Tages im Walde Wurzeln zur Nahrung gesucht, — ja einmal, ungekannt, auf den Boulevards um Almosen angesprochen! Ein Materialwarenhändler, der, nichts von ihrer Verheiratung wissend, der Tugend der schönen jungen Frau nachstellte, lieferte ihr, als er ihre Gattentreue erkannt, dann unentgeltlich Lebensmittel!

[2]) Vergl. Ges. Schr. I, S. 18, 92, 93, 112—172. „Europa" 1841, II, S. 582.

[3]) Z. B.: in Beethovens Symph. herrscht „das mutige Bewußtsein der Kraft" 2c.

[4]) Ges. Schr. I, S. 98.

einer mit schwärmerischem Entzücken aufgenommenen „Fidelio“-Aufführung erzählt er dann: „Mir für mein Teil war der Himmel geöffnet; ich war verklärt und betete den Genius an, der mich gleich Florestan aus Nacht und Ketten in das Licht und die Freiheit geführt hatte.“ [1]) In den Werken der ersten Periode war die Neigung, inbrünstigen Stimmungen im Gebet Ausdruck zu verleihen, eine große, sobald er sich mit seinem Innern wieder in einem Ringen mit der Außenwelt fühlte, gleichwie in jener Pariser Zeit.

In „Lohengrin“ und „Tannhäuser“ finden wir das Gebet zahlreich vertreten. Außer an das tiefempfundene „Gebet des Königs“ erinnere ich nur an die bekannten Worte Elsas („in ruhiger Verklärung vor sich hinblickend“):

„Einsam in trüben Tagen
Hab' ich zu Gott gefleht —
Des Herzens reinste Klagen
Ergoß ich im Gebet.“

und

„Du hast wohl nie das Glück besessen,
Das sich uns nur durch Glauben giebt?“

Auch Lohengrin „senkt sich, dicht am Strande, zu einem stummen Gebete feierlich auf die Kniee“. Und dieses Gebet erwirkt die Wunderkraft des Himmels, den auf Elsa ruhenden Bann zu lösen. Dem Tannhäuser, der im ersten Akte, ergriffen durch die frommen Gesänge der Pilger, auf den Knieen wie [2]) in inbrünstiges Gebet versunken, die Worte singt „Ach schwer drückt mich der Sünde Last“ ist noch die Bemerkung beigegeben „Thränen ersticken seine Stimme“. Und diese Notiz ist wohl mehr in dichterischer Empfindung als für den Regisseur geschrieben. — Durch die inbrünstigen Gebete der Elisabeth [3]) vollzieht sich die ganze Lösung

[1]) Ges. Schr. I, S. 105.

[2]) In dem „wie“ liegt ein fein psychologischer Zug: Tannhäuser hat das Beten verlernt, er versucht es wieder: Er will beten.

[3]) Ges. Schr. II, S. 32. — Vergleiche dazu die Stelle eines Briefes der Fürstin Karoline Wittgenstein, Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt, Bd. I, S. 15. „— für jene Elegien, die man einzig dem Abendsterne singt — endlich für jene, die Seele auf ihren Schwingen emportragenden Gebete muß ich danken.“

des Tannhäuser-Problems, die „Erlösung“ Tannhäusers. Wenn auch im gewissen Gegensatz zum dogmatischen und formalen Christentum (Tannhäusers Bußfahrt nach Rom und das Verdikt des Papstes), so wurzelt die „Tannhäuser“-Dichtung doch gänzlich noch auf dem Boden der christlichen Weltauffassung und Himmelssehnsucht, wenngleich sich auch Wagner in der Junghegelschen Periode dagegen verwahren will, daß dem „Tannhäuser“ eine „spezifisch christliche, impotent verhimmelnde Tendenz“ angedichtet werde.[1])

Dem Glauben der dualistischen christlichen Weltanschauung an die persönliche Fortexistenz nach dem Tode blieb Wagner ebenfalls die ganze erste Periode seines Lebens zugethan. Erst die Lektüre von Feuerbachs Schrift „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“ vernichtete ihm diesen Glauben und setzte ihn in völligen Gegensatz zu jener christlichen Transcendenz, die im „Tannhäuser“ so deutlich ausgesprochen ist und besonders in dem Gesang an den Abendstern[2]) Ausdruck empfangen hat. — In den folgenden Stellen aus der „Rede an Webers letzter Ruhestätte“[3]) und dem „Ende in Paris“[4]) ist diesem Glauben deutlich Ausdruck gegeben: „Bald vernimmst du über dieser Ruhestätte den Tritt des treuen Weibes, das so lange, so lange deiner Wiederkunft harrte und das jetzt an der Seite des teueren Sohnes die heißesten Liebesthränen dem zurückgekehrten Herzensfreunde weint. Sie gehört der Welt der Lebenden, — du bist ein seliger Geist geworden, nicht Aug' in Auge kann sie dich begrüßen; da sandte Gott einen Boten aus, der dich ganz nah Aug' in Auge bei deiner Heimkehr begrüßen und dir Zeugnis geben sollte von der unvergeßlichen Liebe deiner Treuen. Dein jüngster Sohn ward zu dieser Sendung auserwählt, das Band zwischen Lebenden und Dahingeschiedenen zu knüpfen, ein Engel des Lichts schwebt er jetzt zwischen euch und bringt euch gegenseitige Liebeskunde.“[5]) Daß dies nicht blos eine warmempfundene Grabrede in Bildern der herkömmlichen Anschauung ist, beweist der diesen Worten fast un-

[1]) Ges. Schr. IV, S. 279.

[2]) „Tannhäuser“ ward 1845 vollendet; „Lohengrin“ 1847.

[3]) Ges. Schr. II, S. 46 u. f.

[4]) Ebenda I.

[5]) Ebenda II, S. 48.

mittelbar vorangehende Satz: „Und sieh', wir brauchen hier nicht bildlich zu reden."

Der „arme deutsche Musiker", dessen Tod im Elend Wagner in „Ein Ende in Paris" novellistisch schildert, stirbt in der Hoffnung auf himmlische Seligkeit mit den Worten:[1]) „Ich glaube, daß ich durch den Tod hochbeglückt sein werde; — ich glaube, daß ich auf Erden ein dissonierender Accord war, der sogleich durch den Tod herrlich und rein aufgelöst werden wird. Ich glaube an ein jüngstes Gericht — — — — Ich glaube, daß dagegen die treuen Jünger der hohen Kunst in einem himmlischen Gewebe von sonnendurchstrahlten, duftenden Wohlklängen verklärt und mit dem göttlichen Quell aller Harmonie in Ewigkeit vereint sein werden."[2])

§ 2.

Auch die ethischen Anschauungen Wagners erfahren in der ganzen ersten Periode gleich den religiösen Vorstellungen im Grundzuge keine Wandlung, ja bleiben dieselben noch weit in die Züricher Zeit hinein, bis ins Jahr 1852, wo sie erst durch die Einwirkung der Schopenhauerschen Philosophie eine Umkehrung erfahren und Wagners Wesen innerlich völlig umgestalten. Bis zu diesem Zeitpunkt war Wagner überzeugter Optimist. Seine ethische Weltansicht war eine optimistisch-eudämonistische, und da sie in diesem Punkte völlig mit der Philosophie Ludwig Feuerbachs übereinstimmt, vermochte sie sich über die inneren Erschütterungen der Jahre 1848 bis 1849 hinaus zu erhalten, die im übrigen eine ganz neue Weltanschauung in Wagner hervorriefen. Noch im Jahre 1851 schrieb Wagner:[3]) „In dem Zwiespalte zwischen dem, was der Mensch für gut und recht erkannte, wie Gesetz und Staat, und dem, wozu sein Glückseligkeitstrieb ihn drängte — der individuellen Freiheit, mußte der Mensch sich endlich unbegreiflich vorkommen, und dieses Irresein an sich war der Ausgangspunkt des christlichen Mythos." Und in sein Tagebuch schrieb er: „Wer sich nicht zu freuen vermag, den

[1]) Ges. Schr. I, S. 135.

[2]) Ebenda I, S. 135.

[3]) „Oper und Drama", Originalausgabe, Bd. II, S. 70. Ges. Schr. IV, S. 35.

schlagt tot; der ist des Lebens nicht wert, für den es keinen Reiz hat".[1]) Diesen Eudämonismus hat Wagner zu allen Zeiten während der ersten Hauptperiode seines Lebens mannigfach bekundet.

Außer der bereits oben zitierten Stelle: „Es lebe die Liebe, die unseren Mut belohnt; es lebe die Hoffnung, die sich unserer Ahnung vermählt! — ewig verehrt und angebetet sei Gott, der Gott der Freude und des Glücks" u. s. w. ist besonders auf seine begeisterte Interpretation der neunten Symphonie Beethovens hinzuweisen. Diese Symphonie war ihm seine Bibel. Der Bericht „über die Aufführung der neunten Symphonie von Beethoven"[2]) ist aus den „Lebenserinnerungen" der zu erwartenden Selbstbiographie entnommen. Die Zeit der Abfassung ist noch unbekannt, aber jedenfalls eine weit spätere, als die der Aufführung des Werkes, die Ostern im Jahre 1846 stattfand, und des für diese Gelegenheit veröffentlichten Programms. Die neunte Symphonie blieb Wagners Lieblingswerk vom frühesten Jünglingsalter bis zum Tode. Schon dem 18jährigen Student, der die Nächte bei der Abschrift durchwachte, war sie eine „mysteriöse Quelle tiefster Entzückungen".[3]) Der Dresdener Kapellmeister geriet über die Partitur in „helle Begeisterung" und „tobendes Schluchzen und Weinen"[4]) und brachte das Werk, das in Verruf stand,[5]) durch unermüdlichen Fleiß und Eifer zur vollen Anerkennung.[6]) Der Bayreuther „Meister" ließ die Symphonie bei der Feier der Grundsteinlegung zum Festspielhause in Bayreuth erklingen. Wagner schätzte sie so besonders hoch, weil er in dem im Schlußsatze stattfindenden Übergang von der reinen Instrumental- zur Vokalmusik ein für ihn hochwichtiges ästhetisches Problem zum erstenmal gelöst fand und das Werk als den „idealen Grundstein des musikalisch-dramatischen Kunstwerkes"

---

[1]) Entw., S. 55.

[2]) Ges. Schr. II, S. 50 u. f.

[3]) Lebensbericht, S. 19; dazu Tappert, S. 5.

[4]) Ges. Schr. II, S. 52.

[5]) Cfr. Tappert, S. 23. „Crux et scandalum für Dirigenten, Musiker und Hörer"; ferner Ges. Schr. II, S. 51.

[6]) Robert Prölß, Geschichte des Dresdener Hoftheaters, S. 544: „Das glänzende Gelingen des Unternehmens ist genügend bekannt."

erkannte, andererseits und besonders, weil der Gedankeninhalt, das Durchringen einer mutigen „kraftvollen“ Seele zur Glückseligkeit, zum „begeisterten Hymnus an die Freude“ seiner eigenen Stimmung völlig entsprach und er es „wundervoll bedeutsam“ nannte.[1])

„Ein im großartigsten Sinne aufgefaßter Kampf der nach Freude ringenden Seele gegen den Druck jener feindlichen Gewalt, die sich zwischen uns und das Glück der Erde stellt, scheint dem ersten Satz zu Grunde zu liegen.“[2]) „Am Schlusse des Satzes scheint diese düstere, freudlose Stimmung, zu riesenhafter Größe anwachsend, das All zu umspannen und in furchtbar erhabener Majestät Besitz von dieser Welt nehmen zu wollen, die Gott — zur Freude schuf.“ Im vierten Satz erkennt Wagner eine Schlacht „deren Siegesfrucht die Freude sein soll“. „Es ist, als ob wir nur durch Offenbarung zu dem beseligenden Glauben berechtigt worden wären: jeder Mensch sei zur Freude geschaffen“. „Im Hochgefühl der Freude bringt der Ausspruch allgemeiner Menschenliebe aus der hochgeschwellten Brust hervor.“ Der weitere Schritt vom individuellen Eudämonismus zum universellen, vom Egoismus zum Altruismus, zur Nächstenliebe, findet sich bei Wagner hier deutlich formuliert. Da das Wort „Freude“ in der ersten Periode Wagners so unzähligemal wiederkehrt,[3]) wird es zu einem besondern Wagnerschen Terminus, zum Schlagwort seiner eudämonistischen Weltanschauung. Nicht ohne besonderen Grund hat sich Wagner für die „Europa“-Aufsätze das Pseudonym „Freudenfeuer“ gewählt!

§ 3. Die politischen Anschauungen Wagners während der ersten Hauptperiode.

Im Gegensatz zu den konstant bleibenden religiösen und ethischen Anschauungen erfahren die politischen schon in der ersten Hauptperiode mannigfache Veränderungen, die, im Ganzen betrachtet, ein Bild konsequenter Entwickelung vorstellen. Wir erfahren

---

[1]) Ges. Schr. II, S. 56.

[2]) Ebenda II, S. 57 u. f.

[3]) In der Wagner-Encyklopädie ist eine Rubrik „Freude“ vergeblich zu suchen.

über Wagners politische Ansichten erst aus der Zeit, da er sich in Leipzig den Laubeschen Einflüssen hingab und durch die Juli-Revolution zum „Revolutionär“ wurde.[1]) Diese Bemerkung Wagners steht in der Autobiographischen Skizze, und ein gewisser Beigeschmack von Selbstironie ist ihr nicht abzustreiten. Wagner setzt in diesem Sinne noch den Satz hinzu: „ich gelangte zu der Überzeugung, jeder halbwegs strebsame Mensch dürfe sich ausschließlich nur mit Politik beschäftigen.“ „Mir war nur noch im Umgang mit politischen Litteraten wohl; ich begann auch eine Ouverture, die ein politisches Thema behandelte.“[2]) Wagner behandelt diese politische Periode seines Jünglingsalters wie eine Jugendthorheit, wie ein Kuriosum jugendlicher Frühreife, für welche er nun, d. i. im Jahre 1842, nur ein Lächeln übrig hat. In der Zeit der Abfassung dieser Notiz war er viel zu sehr Künstler, speziell Musiker, als daß ihn politische Tagesfragen irritiert hätten. Es ist da nichts mehr zu spüren von dem „Revolutionär“ der Julirevolution, noch würde er es sich schwerlich haben träumen lassen, daß er sieben Jahre später abermals, und zwar in sehr ernstem Maße, Revolutionär sein würde. Es wäre deshalb ein gewaltiger Irrtum, wollte man zwischen der Äußerung Wagners, daß er schon im Jahre 1832 Revolutionär gewesen sei, und der späteren Beteiligung an dem Dresdener Mai-Aufstande eine direkte Beziehung herstellen. Die politische Schwärmerei anläßlich der Juli-Revolution trug einen ganz anderen Charakter als Wagners Teilnahme an der Bewegung des Jahres 1849. Jenes erste politische Interesse Wagners umfaßte nur die kecken Fortschritts-Ideale der jungdeutschen Litteratenschule; der Kampf gegen die Philister und die Polizei, insonderheit aber gegen die litterarische Zensur bildete den Mittelpunkt jener politischen Bestrebungen, die sich wohl hier und da zu einem unklaren, aber ebenso unbedeutenden Radikalismus erhoben. Die Schriften des jungen Laube, der hier Wagners Lehrmeister war, illustrieren den Standpunkt jener Litteraten, die über einen rein liberalistischen Kosmopolitismus nicht hinauskommen, am besten.

---

[1]) Ges. Schr. I, S. 7.

[2]) Ebenda.

In gewisser Beziehung sind die liberalistischen Elemente in Wagners politischen Anschauungen noch vorhanden, als er, von Paris enttäuscht und erbittert, sich wieder der Heimat zuwandte: „so aufgeklärt war ich allerdings schon damals, daß das politische Deutschland, etwa dem politischen Frankreich gegenüber, nicht die mindeste Anziehungskraft für mich besaß".[1]) Allein mit der Zeit treten zu den rein politischen Anschauungen Wagners soziale Postulate hinzu, die nach und nach die Oberhand gewinnen. In Paris wendet er sich gegen die liberalistische Bourgeoisie, ohne jedoch zum Bewußtsein eines prinzipiellen Sozialismus zu gelangen. Dies geschieht erst in Dresden, und zwar durch den Einfluß seines Kollegen A. Röckel, der, ebenfalls von Paris kommend, die vermutlich schon dort aus den Kreisen theoretischer Sozialrevolutionäre aufgesogenen Prinzipien ihm entgegenbrachte und Dem, was bisher instinktiv von Wagner empfunden war, zur systematischen Formung und Gestaltung verhalf. Durch Röckels Freundschaft, die Wagner außerordentlich hochschätzte, sowie durch den Einfluß Bakunins wurde Wagner ernstlich zur Revolution getrieben, die er nun in ihrer „rein menschlichen", d. i. sozialen Bedeutung erfaßte: zur allgemeinen Menschenbeglückung, einem Ziel, das er schon vorher, aber ziemlich indifferent, bei Beethoven[2]) statuiert. Im Laufe dieser Entwickelung schwankt Wagners politischer Standpunkt hin und her zwischen Patriotismus und Kosmopolitismus. In der Zeit, da er von der Juli-Revolution angesteckt war, werden wir bei ihm eben den kecken Kosmopolitismus finden, der jene Litteraten à la Laube charakterisiert, in Paris kommt ihm sein deutsches Wesen zur Besinnung,[3]) und eine ernste sittliche Heimatsliebe führt ihn dem Vaterlande wieder zu: Wagner bemerkt, daß trotz seiner oben erwähnten politischen „Aufgeklärtheit" es unwahr sein würde, wenn er nicht gestehen wollte, daß auch eine politische Bedeutung der deutschen Heimat seinem Verlangen vorschwebte.[4]) Unter dem Banne der Ideen der internationalen sozialen

[1]) Mitteilung an meine Freunde, S. 64.

[2]) Ges. Schr. I, S. 201.

[3]) Siehe dies ausgeführt von E. Resius in der Einleitung zu den Pariser Aufsätzen: „Ostdeutsche Rundschau" 1890, Nr. 8.

[4]) Mitteilung an meine Freunde, S. 68.

Revolution bildet sich dann zuletzt bei Wagner eine seltsame Vermischung von Kosmopolitismus und nationalem Patriotismus aus. Die Prinzipien seiner Weltanschauung tragen deutlich kosmopolitisches Gepräge, während er in seinem Schaffen streng auf nationalem Boden beharrt und nur für seine Nation, nur deutsch dichten will und kann. Analog diesem Wechsel entwickelt sich auch sein Kunstideal. In frühester Zeit treffen wir ihn zuerst als Nachahmer nationaler Klassiker; tritt er dann unter Einfluß des Kosmopolitismus in die Gefolgschaft italienischer und französischer Vorbilder, so entwickelt sich mit dem Aufblühen der Heimatsliebe sogleich auch das Bedürfnis, seine künstlerischen Fähigkeiten in den Dienst der Liebe zu seinem Volke zu stellen. In der folgenden charakterisierenden Übersicht über die Einzelperioden wird des Näheren davon die Rede sein.

II. Charakteristik der Einzelperioden.

§ 4. Die Periode der rein konventionellen Nachahmung.

Erster Abschnitt: Von den ersten künstlerischen Versuchen bis zur Vollendung der Oper „Die Feen".

Über die früheste Phase von Wagners innerer Entwickelung sind wir nur spärlich unterrichtet. Am ehesten erhalten wir einen Überblick über die ersten Stadien seiner Entwickelung, wenn wir die in der Autobiographischen Skizze enthaltenen Notizen zusammenstellen und die Äußerungen seiner Biographen — in dieser Hinsicht am vorzüglichsten die Tapperts — weiter ausnützen.

Der erste sich bei Wagner zeigende Gestaltungstrieb künstlerischer Phantasie beschränkt sich auf dichterische Nachahmung. Wagner erzählt, daß er als Kind eine schwärmerische Verehrung für Weber gehegt habe, für dessen Person, wie dessen „Freischütz". Als Knabe führte er mit seinen Schulgenossen die „Wolfsschlucht" auf, mit selbstgefertigten Ebern, Eulen u. s. w. Charakteristisch für dieses kindliche Spiel war sein hartnäckiger Eigensinn, mit welchem er die Kameraden zwingen wollte, seinen Intentionen als Regisseur Folge

zu leisten. Wenn durch ungeschickte Genossen nicht alles so geschah, wie er es sich ausgedacht, konnte er unwillig aufgeregt werden und alle ruhige Besonnenheit verlieren.[1]) Als Schüler auf der Kreuzschule zeichnete er sich ebenso sehr durch schnelles Erfassen des Lehrgegenstandes aus als durch eine prinzipielle Opposition gegen die Schuldisziplin.[2]) Als sein erstes dichterisches Produkt nennt Wagner ein Trauergedicht auf den Tod eines Mitschülers, das gänzlich verschollen zu sein scheint.[3]) Wagner fügt hinzu, daß viel Schwulst daraus entfernt werden mußte, ehe es gedruckt werden durfte. Zuletzt beschäftigte ihn ein Trauerspiel von phantastischer Anlage „und voller Ungeheuerlichkeiten"[4]) während der letzten Zeit seiner Schuljahre. Die Absicht, für dieses Stück die nötige Musik selbst zu schreiben, habe ihn auf den Gedanken gebracht, musikalische Theorie zu erlernen. Im Leipziger Gewandhaus lernte er Beethovensche Musik kennen: „ihr Eindruck war ein gewaltiger", „ich beschloß, Musiker zu werden". Als er die Universität bezogen, nannte er sich „stud. mus."[5]) Damit gab er in der Hauptsache das dichterische Ziel auf und beschäftigte sich mit Kompositionen. Seine musikalische Ausbildung war eine gründliche und gediegene; er lernte durch den trefflichen Lehrer Weinlig alle Disziplinen der musikalischen Theorie vollständig kennen. Weniger gründlich ist dagegen Wagners eigentliches Universitätsstudium gewesen. Er bezog zwar die Universität, um Philo-

[1]) Ich verdanke die Mitteilung dieses charakteristischen Zuges aus Wagners Kindheit der persönlichen Mitteilung der noch am Leben befindlichen Schwester Wagners, Frau Avenarius in Dresden.

[2]) Nach dem mündlichen Bericht eines jetzt noch lebenden Mitschülers Wagners, Herrn Diak. Pfeilschmidt in Dresden.

[3]) Verschiedene Nachforschungen blieben bisher vergeblich. Weder Wagners Schwester, noch Herr Pfeilschmidt konnten mir einen Hinweis auf die Erlangung des Gedichtes geben. In dem Archive der Kreuzschule ist nichts darüber enthalten. Eine weitere Nachforschung, die ich unternommen, ist noch nicht abgeschlossen, wird aber vermutlich auch resultatlos sein.

[4]) Siehe über diese ersten Versuche die Autobiographie, Ges. Schr. I, S. 2—6, dazu Tappert, S. 3, und Glasenapp I, S. 23 und 24.

[5]) Tappert, S. 6.

sophie und Ästhetik zu hören,[1]) allein irgend welcher Einfluß solcher Studien machte sich bei ihm nicht bemerkbar. Wagner selbst setzt hinzu: „Von dieser Gelegenheit, mich zu bilden, profitierte ich so gut als gar nichts.“[2]) Er war mittlerweile in die Gefolgschaft des jungdeutschen Litteraten-Völkchens gekommen. — Sein musikalisches Produzieren bewegte sich — abgesehen von einigen vorausgegangenen extravaganten und kindisch-tollen Versuchen als Schüler — lediglich nach vorhandenen Stilmustern, in den Gleisen der „Musiker von Fach“; seine Arbeiten waren Nachahmungen der Vorbilder klassischer Instrumentalmusik. „Man würde vergeblich in beiden Werken eine Spur von Wagner suchen“[3]) lautet Tapperts Urteil über zwei Jugendkompositionen. Einer Gelegenheitsarbeit aus Würzburg rühmt dieser Originalität und das Bestreben, „ausgetretene Pfade möglichst zu vermeiden“, nach. Das wichtigste Werk rein musikalischen Charakters aus dieser frühesten Schaffensperiode ist die Symphonie[4]) in C dur, für welche Beethoven Muster war. Wagner, dem das lang verschollen gewesene Werk nach 50 Jahren in Venedig durch pietätvolle Freunde zu Weihnachten 1882 im engeren Kreise wieder zu Gehör gebracht wurde, schreibt anläßlich dieser Wiederaufführung an Fritzsch, daß die Melodie des zweiten Satzes (Andante) ohne das Andante der C moll- und das Allegretto der A dur-Symphonie[5]) wohl nicht das Licht der Welt erblickt hätte. Als erste dramatische Arbeit Wagners tritt uns die dreiaktige Oper „Die Feen“ entgegen.[6])

---

[1]) Siehe Tappert, S. 5. — Ein Abiturienten-Examen hat Wagner nicht abgelegt. Über etwaige Studien an der Leipziger Universität, besonders über die von ihm gehörten Disziplinen und Lehrer ist nichts mehr zu ermitteln. Nur die Matrikel Wagners befindet sich noch im Archiv der Universität.

[2]) Ges. Schr. I, S. 7.

[3]) Tappert, S. 5.

[4]) Im Leipziger Gewandhaus 1833 aufgeführt.

[5]) Ges. Schr. X, S. 314. Siehe hierzu den ganzen „Bericht über die Wiederaufführung eines Jugendwerkes“, Ges. Schr. X, S. 309—315.

[6]) Ein früherer Text „Die Hochzeit“ blieb unausgeführt. Wagner vernichtete ihn, da das tollüberspannte Sujet seiner Schwester misfiel: „Ein wahnsinnig Liebender ersteigt das Fenster zum Schlafgemach der Braut seines Freundes, worin diese der Ankunft des Bräutigams harrt; die Braut

Erst nach dem Tode Wagners ward dieses Werk der Öffentlichkeit übergeben und in München zur Aufführung gebracht.[1]) Die Dichtung des Werkes weist noch keine Selbständigkeit auf, weder poetischen Schwung noch individuelle Vertiefung der Charaktere: „Nichts weiter als ein Operntext.“ Eine bescheidene, anspruchslose Feen- und Geisterwelt bewegt sich auf und ab und zeigt übernatürliche Zaubermächte; dem anmutigen, aber noch ungeschickten Sujet, das im Anklang an die zeitgenössische Feen- und Zauberromantik entstanden ist, mangelt es an individuell wahren Charakteren wie an einem tiefer gehenden Problem. Selbst der usuelle Bühnenjargon findet sich in schlichtester Einfalt darin vertreten, so z. B. in den Worten: „Was seh ich, Morald, Ihr, und Gunther, Du?“ „Wie? Garnot?“ „O komm' in meine Arme“ — das ist typischer Kulissenstil.

Eine ausgeprägte Weltanschauung, ein besonders individueller Gedanke findet sich in den „Feen“ nicht, sie haben nur insofern Wert für Wagners Entwickelung, als sie darthun, daß hier der Verfasser einer liebenswürdigen Einfachheit, aber einer spießbürgerlichen, huldigt, die jedoch den Vorzug besaß, sich auf reine Volkstümlichkeit und rein deutsches Empfinden zu gründen. Die Vorbilder waren nationale: Beethoven und Weber.[2])

Zweiter Abschnitt: Wagner im Gefolge des „jungen Europa“. Trug die allererste Zeit von Wagners jugendlichem Schaffen analog den obengenannten Vorbildern einen gemütvollen Zug deutscher Empfindungsweise und künstlerischen Ernstes, so geht jetzt die schlichte Ruhe dieser Stimmung in brausenden Sturm und Drang über: an Stelle der mystischen Beethoven-Schwärmerei tritt jugendliche, kecke Sinnlichkeit. Wagners Weltanschauung und Schaffen sprudeln über in Frivolität.

„Damals war ich einundzwanzig Jahre alt, zu Lebensgenuß und freudiger Weltanschauung aufgelegt: „Ardinghello“ und „Das

---

ringt mit dem Rasenden und stürzt ihn in den Hof hinab, wo er zerschmettert seinen Geist aufgiebt. Bei der Totenfeier sinkt die Braut mit einem Schrei entseelt über die Leiche hin.“ (Cfr. Ges. Schr. I, S. 8—9.)

[1]) „Die Feen“. Romantische Oper in drei Akten von Richard Wagner. Mannheim, C. Ferd. Heckel.

[2]) Ges. Schr. I, S. 9.

junge Europa" spukten mir durch alle Glieder: Deutschland schien mir nur ein sehr kleiner Teil der Welt. Aus dem abstrakten Mystizismus war ich herausgekommen, und ich lernte die Materie lieben." Über die Bezeichnung „Das junge Europa" ist eine Verständigung nötig.

Unter dem Namen „Junges Europa" existierte zu Beginn der dreißiger Jahre ein republikanisch-sozialistischer Geheimbund, der, unter dem Zentral-Komitee der „Universalventa" in Paris stehend, sich über die Schweiz ausgebreitet hatte und auch nach Deutschland seine Fühler ausstreckte. Sein Ziel war die Errichtung einer europäischen Republik.[1]) Aus den radikal-revolutionären Gedanken, welche später ein so gewichtiges Moment in der Weltanschauung Wagners ausmachen, konnte die Versuchung erwachsen, Wagner mit dem Ideenkreise jener Leute, die mit dem 1834 von Mazzini versuchten savoyischen Putsch in Beziehung standen, in Verbindung zu setzen. Abgesehen davon, daß sich etwaige Berührungspunkte Wagners mit den Tendenzen dieses Bundes erst in der eigentlichen Revolutionsperiode Wagners, also in der Zeit nach 1849, aufweisen lassen, so z. B. zwischen Weitlings „Evangelium eines armen Sünders" und der Wagnerschen Dichtung „Jesus von Nazareth",[2]) bietet die Weltanschauung Wagners aus den Jahren 1832—1840 durchaus keine Momente dar, aus welchen auf eine republikanisch-sozialistische Weltanschauung schon jetzt bei Wagner geschlossen werden könnte.

Wir haben unter der Bezeichnung „Junges Europa" vielmehr jene Gruppe von Schriftstellern zu verstehen, welche unter dem Namen „Das junge Deutschland" in der Geschichte der neueren deutschen Litteratur hinlänglich bekannt sind, also die Wienbarg, Gutzkow, Laube, Stifter, Graf Pückler u. s. w., auch Börne, Heine und Auerbach.[3]) Auch Friedrich Nietzsche schließt sich dieser Ansicht an, indem er auf den Zusammenhang des damaligen Wagner mit der jung deutschen Schriftstellergruppe mit den Worten hinweist „Feuerbachs Wort

[1]) Siehe darüber: Georg Adler, „Geschichte der ersten sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland" u. s. w. Bd. I, S. 12 u. f.

[2]) Im zweiten Bande wird darüber eingehender gesprochen werden.

[3]) Vergl. Ludwig Salomon: Geschichte der deutschen Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts: „Das junge Deutschland", S. 324—312.

von der ‚gesunden Sinnlichkeit‘ — das klang in den dreißiger und vierziger Jahren Wagner gleich vielen Deutschen (sie nannten sich die ‚jungen Deutschen‘) wie das ‚Wort der Erlösung‘.“[1]) Da Wagner nur sehr wenig Notizen über diese seine „jung-europäische“ Weltanschauung giebt, so wird uns diese am deutlichsten klar werden, wenn wir kurz auf die Tendenzen jener Litteraturschule hinweisen.[2]) Wagner nennt sie das „junge Europa“, um spezieller, und zwar in direktem Anschluß an den unmittelbar vorhergegangenen Roman Heinses, den „Ardinghello“, auf eine, nunmehr längst verschollene Novelle Heinrich Laubes, „Das junge Europa“, hinzuweisen.[3]) Wir können diese Bezeichnung als Gesamttitel für jene Gruppe beibehalten, er paßt besser als das „junge Deutschland“, denn angesichts ihrer kosmopolitischen Tendenzen und ihres internationalen Gepräges ist obige Benennung bei weitem zutreffender.

Der national begeisterte Patriotismus der Freiheitskriege war hier in sein Gegenteil, in Kosmopolitismus umgeschlagen, ein konstitutioneller Liberalismus bewegte heftig alle Schichten des Bürgertums und der unteren Volksklassen. Und da dieser in Frankreich zu seinem Recht gelangt, konnte dasselbe deutsche Volk, das 1813 in heller nationaler Begeisterung Napoleon über die Grenze gejagt, jetzt alles Deutsche nicht erbärmlich genug finden und ersah mit blinder Franzosenschwärmerei in Frankreich das Land, von dem das Heil kommen sollte. Goethe, dessen „Faust“-Dichtung vor kurzer Frist erst beendet, erschien den Jungdeutschen als veralteter Vertreter einer längst überwundenen geschichtlichen Epoche. An Stelle des Buches von ehemals trat die Zeitung auf als allgemeiner Hort der Bildung, statt der „Dichter“ liebte man jetzt die „Schriftsteller“; Litteraten

[1]) Nietzsche, „Zur Geneologie der Moral“, S. 101.

[2]) Im Übrigen ist zu verweisen auf die ausführliche und vorzügliche Kritik, die Heinrich von Treitschke im jüngsten Bande seiner „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert“ (S. 405—497) dem „jungen Deutschland“ zu teil werden läßt. Fast ganz im Treitschkeschen Sinne spricht sich Wagner später sehr geringschätzend über das „junge Deutschland“ aus, mit deutlichem Hinweis voller Bitterkeit auf Laube, Gutzkow u. s. w. Siehe „Lebensbericht“, S. 20, 21 und Ges. Schr. X, S. 56 u. f.

[3]) Vergleiche „Das junge Europa“, Novelle von Heinrich Laube. 2 Bde. Leipzig 1833 bei Otto Wigand.

und Journalisten wie Börne und Heine waren die Abgötter der öffentlichen Meinung. Oberflächlichkeit und Frivolität ist der Grundzug des „jungen Europa“. Ein lasciver Hedonismus bedrohte die bürgerliche Moral, indem er Religion, Vaterlandsliebe und Ehe bespöttelte oder in weinerlicher Sentimentalität ihre sittlichen Grenzen bejammerte. Von internationalen Litteraten auf dem Boden der sich zersetzenden französischen Gesellschaft großgezogen, wurden diese Machwerke von verwandten kosmopolitischen Journalisten eifrigst nach Deutschland kolportiert und dem nach politischer Reorganisation und wirtschaftlicher Entfaltung verlangenden deutschen Volke als die Ingredienzen der erhofften „Freiheit“ aufgebürdet. Mit dem Worte „Freiheit“ war alles gesagt, man bedurfte keiner Definition und Kritik des Schlagwortes. Die Julirevolution wurde als welterlösendes, weltbeglückendes Ereignis gepriesen und den Franzosen ob dieser That begeisterungsvoll zugejubelt. Wurde Frankreich somit das politische Vorbild, so war die Folgerung nun nicht schwer, mit der französischen Kultur auch die französische Kunst als Musterware nach Deutschland zu importieren.

Gleich den französischen Litteratur-Produkten dominierten die Werke französischer Dramatiker und Komponisten fast ausschließlich auf der deutschen Bühne. Die Firma Meyerbeer in Paris beherrschte monopolistisch den Weltmarkt; durch ihre zahlreichen Agenturen wußte sie jede Konkurrenz sich unterzuordnen.[1])

Über das, was gewöhnliche Sterbliche Moral und Sitte nennen, besonders über die Heiligkeit der Ehe setzen sich die Helden des „jungen Europa“ mit frechster Leichtigkeit hinweg; sie verachten, wie es in dem bezeichneten Buche heißt, alle diese „philisterhafte, christliche Moral“: „Er ist sehr rigoristisch und von äußerst strenger Moral; das macht mir Todesangst“. Dementsprechend sind auch die Heldinnen des Buches. Camilla schreibt an Julia: „Ich liebe den Leichtsinn und die leichteste Beurteilung über alles.“ (S. 81.) Wenn die novellistische Schilderung einer Frau geschieht, so erfahren wir nur eine ans Obscöne gehende Schilderung ihrer „Muskeln“ u. s. w.

---

[1]) Die Belege dafür giebt Tappert, S. 60—66, und Laube in seinen „Erinnerungen“.

Im Innern dieser Damen — sie sollen den höchsten Gesellschaftskreisen angehören — herrscht nichts weiter als sinnliche Begierde, die sich den gleichgesinnten Helden entweder mit staunenswerter Leichtigkeit an den Hals wirft, oder sich ihnen direkt fügt. Geradezu anwidernd wirkt die Schilderung der Abenteuer des Helden Hippolit mit der „Fürstin".

An unklarer, aber desto leidenschaftlicherer politischer Schwärmerei ist das Buch Laubes genügend reich. Den Standpunkt seines Liberalismus dokumentieren am treffendsten die Worte: „Ich glaube, daß alle Nationalität nach und nach verschwinden wird und daß dies ganz notwendig im Gange der Weltgeschichte liegt. Ich glaube nämlich an eine dereinstige Universalrepublik so fest, wie an meine Fähigkeit, ein Glas Wasser an den Mund zu führen." (S. 110.) „Ich habe sie gelesen, jene Worte, Freund, sie haben den König verjagt, weil er die Charte gebrochen, — o Berg, der auf meiner Seele lastete, wie hoch flogst du auf, o du schlimmes Jahrhundert, wie hattest du dich verpuppt, daß selbst deine liebenden Söhne dein Angesicht nicht mehr erkannten. Hätte ich doch einen Franzosen bei der Hand, daß ich ihn küssen, drücken und wieder küssen könnte. Also wieder dieses leichtblütige Volk mußte es sein, das zum zweitenmale die Riegel der Entwickelungsgeschichte hinwegstoßen mußte von der finsteren Zeit, auf daß Licht hereinbreche, strahlendes Licht. O mein Vaterland mit deinen Philistern, nur diesmal nicht wieder den abscheulichen Undank, jene Pfördtner der Weltgeschichte, jene rosenroten Franken nicht anerkennen zu wollen. Ach Constantin, Constantin, ich habe mich gefreut wie ein Knabe, den man eingesperrt hatte und nun hinausließ in den Sonnenschein, wie einen unnützen Wanderstab warf ich alle Rücksicht, alle Besonnenheit von mir, fiel dem Grafen um den Hals — küßte seine Tochter zwei-, dreimal, küßte Camilla fünf-, sechsmal, riß das Fenster auf und schrie in den Himmel: ‚Jetzt blauer Bogen, behalte deine Sonne, auf der Erde ist die Freiheit eingekehrt'."

Laube war es, der den leichtentzündlichen Wagner in solche Art Weltanschauung einführte, die ihn denn auch ganz gefangen nahm. „Alles um mich herum kam mir wie in Gährung begriffen vor: Der Gährung sich zu überlassen, dünkte mich das Natürlichste."

Gleich Laube, zu dem er in intime Beziehung trat,[1]) huldigte er der Schwärmerei für die „unglücklichen edlen Polen",[2]) er beabsichtigte, einen Laubeschen Text „Kosciusko"[3]) zu komponieren, welches Vorhaben aber nicht zur Ausführung gelangte.

Besonders zeigte sich die geniale Liederlichkeit des jung-europäischen Einflusses auf Wagners künstlerisches Schaffen in der Art, wie er seine Kunst auffaßte und betrieb — „Ich gab mein Vorbild Beethoven auf."

„Die schlaffe Charakterlosigkeit unserer heutigen Italiener, sowie der frivole Leichtsinn der neuesten Franzosen schienen mir den ernsten, gewissenhaften Deutschen aufzufordern, sich der glücklich gewählten und ausgebildeten Mittel seiner Nebenbuhler zu bemächtigen, um es ihnen dann in Hervorbringung wahrer Kunstwerke entschieden zuvor zu thun."[4])

Er meinte „daß, um zu gefallen, man die Mittel durchaus nicht skrupulös erwägen müsse". „Französische und italienische Anklänge zu vermeiden, gab ich mir nicht die geringste Mühe." Der junge „mystische" Beethovenschwärmer war mit einem Zuge abgethan, er hatte „das ewig allegorisierende Orchestergewühl herzlich satt".[5])

Von besonderer Bedeutung für die künstlerischen Anschauungen Wagners ist in der Autobiographischen Skizze eine Stelle, die Wagner für den Abdruck in den Gesammelten Schriften gestrichen hat, weil sie sich im vollen Gegensatz zu der später nachdrücklich betonten Verwerfung der reinen Gesangsmelodie befindet. Über seine romantische Oper „Die Feen" äußert er sich da: „In den einzelnen Gesangsstücken fehlt die freie Melodie, in welcher der Sänger einzig wirken kann, während er durch kleinliche detaillierte Deklamation von dem Komponisten aller freien Wirksamkeit beraubt wird. Übelstand der meisten Deutschen, welche Opern schrieben." Er

---

[1]) Cfr. Ges. Schr. I, S. 10.

[2]) Vergl. Heinrich Laubes „Das neue Jahrhundert". Fürth, Fr. Korn, Bd. I, „Polen".

[3]) Siehe Glasenapp I, S. 40, 56.

[4]) Ges. Schr. I, S. 11, dazu Glasenapp I, S. 48.

[5]) „Zeitung für die elegante Welt" 1843, S. 117, Nr. 5, und „Wagner-Jahrbuch", S. 377.

schwamm ganz im Fahrwasser der französisch-italienischen Schule. „Schönheit des Stoffes, Reiz und Geist waren mir herrliche Dinge, was meine Musik betraf, fand ich Beides bei den Italienern und Franzosen.“ Sein künstlerisches Streben war nur, „einen Succeß“ zu erringen. Ja, hier in dieser Periode ereignete es sich, daß Wagner — zum einzigenmale in seinem Leben, ausgenommen den Laubeschen „Kosciusko“, der über den ersten Akt bei dem Dichter nicht hinauskam — einen fremden Textfabrikanten aus eigenem Antriebe suchte, um sich eine Schablonen-Operndichtung nach vorhandenen Mustern zur Auskomponierung anfertigen zu lassen. Er sandte, in der Hoffnung, durch den glänzenden Namen Scribes sich bei der Pariser Oper einzuführen, an diesen den Entwurf eines Opernsujets, worauf Scribe aber so gut wie gar nicht antwortete.[1])

Wagners erster kurzer und anonymer schriftstellerischer Artikel ist insofern bedeutsam, als er von Wagners politischer Anlehnung an die Ideen des „jungen Europa“ Kunde giebt. „Eine deutsche Oper aber haben wir nicht, und der Grund dafür ist derselbe, aus dem wir ebenfalls kein Nationaldrama besitzen. Wir sind viel zu geistig und viel zu gelehrt, um warme, menschliche Gestalten zu schaffen.“[2]) Ganz so empfand Laube, für den Wagner das schrieb: „Andere Völker brauchen ihr Urteil zur Handlung, wir brauchens nur zur historischen Kenntnis, wenn wir die Sache nur wissen, so ist die Sache auch gut: Deutschland ist die Schulstube Europas.“[3]) Und Wagner sagt: „Deutschland erschien mir nur ein sehr kleiner Teil der Welt.“ Wenn Tappert aus den „Erinnerungen“ Laubes den Beweis finden will, Wagner habe sich schon im Jahre 1833

---

[1]) Siehe I, S. 13.

[2]) „Zeitung für die elegante Welt“ 1834, Nr. 161. Glasenapp giebt einige Zeilen daraus wieder. Kürschner hat den Artikel im Jahrbuch abgedruckt.

[3]) Heinrich Laube: „Briefe eines Hofrats“ u. s. w. Leipzig, 1833, S. V. — Vergleiche dazu noch die Stelle in Laubes „Polen“ (S. 12). „Wir sind ein philosophisches Volk, was zu viel denkt und darüber am Ende den Wald vor Bäumen nicht mehr sieht; nun sind uns seit 1789 die weit dümmeren Franzosen sogar mit der Idee vorangeeilt, und nun sind wir erst gar in der Wolle und wissen nicht, ob wir Naturphilosophen, Absolutisten, Eklektiker, d. h. gar nichts werden, oder Kantische Kritiker bleiben sollen, was wir waren, nun faseln wir erst recht.“

mit dem Plane getragen, eine deutsch-dramatische Oper zu erfinden, so kann ich ihm nicht beipflichten.

Laube sagt:[1]) „Ich kannte Wagner schon von Leipzig aus und hörte hier schon aus seinen Reden, daß er über das Beiwort ‚französisch' hinaus und eine deutsch-dramatische Oper erfinden möchte." Das „hier" ist unzweifelhaft Paris, wo sich im Jahre 1839 Beide wieder trafen, und die deutsch-dramatische Oper war der „Holländer", nicht der „Rienzi". Der erwähnte Zeitungsartikel Wagners beginnt gleich mit den charakteristischen Worten: „Wenn wir von deutscher Musik reden und besonders viel darüber reden hören, so scheint mir in der Meinung über dieselbe noch eine ähnliche Begriffsverwirrung zu herrschen, als die, in der sich die Idee der Freiheit bei jenen altdeutsch schwarzgerockten Demagogen befand, die mit ebenso verächtlichem Naserümpfen die Ergebnisse ausländisch-moderner Reformen über die Achseln ansahen, wie jetzt unsere deutschtümelnden Musikkenner."

Das charakteristische Produkt dieser jung-europäischen Periode Wagners ist die Oper „Das Liebesverbot".[2]) Der Leipziger Theaterdirektor Ringelmann, dem Wagner das Werk einreichte, lehnte die Aufführung ab, da er an dem Sujet, welches seiner sittlichen Überzeugung widerspräche, Anstoß nahm. Auch die Münchener Hofbühne ließ die nach Wagners Tode geplante Aufführung wieder fallen, trotz der kolossalen Anziehungskraft, welche in unserer novitätenarmen und reklamebedürftigen Zeit ein bisher unbekanntes Werk Wagners auf das Publikum ausüben würde.

---

[1]) Siehe Laube „Bekenntnisse", Bd. II, S. 386.

[2]) Die Dichtung zum „Liebesverbot" — der Titel lautet: „Die Novize von Palermo oder das Liebesverbot". Große komische Oper in zwei Akten von Richard Wagner — ist bisher der Öffentlichkeit noch nicht bekannt geworden. Nur Tappert (S. 10 und 11) teilt als Probe das „Karnevalslied" mit. Ich verdanke die Einsicht in ein von Wagner mit mancherlei Korrekturen versehenes Manuskript der Güte des Besitzers, Herrn Prof. Dr. Kietz in Dresden. Eine Kopie aus späterer Zeit, jedoch ohne Varianten, befindet sich außerdem im Oesterleinschen Museum in Wien. Wagner giebt im ersten Bande der Gesammelten Schriften und Dichtungen, S. 20—31, in dem Bericht „Das Liebesverbot", Bericht über eine erste Opern-Aufführung eine kurze Inhalts-Übersicht des Stückes, auf welche hier verwiesen wird.

Wagner hat das Stück nach Shakespeares Maß für Maß sich zurecht gearbeitet. Was Shakespeares sittlicher Ernst mit großer Vorsicht und sorgsamer dichterischer Abstufung der grellen Kontraste entwickelt, hat Wagner hier mit wenigen kecken Zügen skrupellos ausgenützt. Daher wirkt das ohnehin heikle Problem hier bei Wagner mit einer verblüffenden Ungeschminktheit.

Ein deutscher Statthalter — wohl zu bemerken, ist er mit Absicht vom Dichter als deutschen Ursprungs bezeichnet worden — erläßt in Palermo das Verbot von „Liebe, Wein und Karneval". Auf die Übertretung des Verbotes setzt er Todesstrafe. Ganz mit Bewußtsein setzt Wagner hier den Kontrast zwischen deutscher Moral und heißer, südlicher Leidenschaft. Das Volk hält Friedrich für einen Narren:

„Der deutsche Narr, auf, lacht ihn aus,
Das soll die ganze Antwort sein!
Schickt ihn in seinen Schnee nach Haus,
Dort laßt ihn keusch und nüchtern sein!"

Ein junger Lebemann — Claudio — wird mitten in dem Trubel des ob des Erlasses spottenden Volkes herbeigeführt — er hat sein Haupt verwirkt, weil er ein Mädchen verführt hat; die Palermoer sind entrüstet, wie man solch ein lustiges Vergehen bestrafen könne! — Aber es wird Ernst: Claudio sieht seinem Untergange entgegen. Nur noch eine Hoffnung bleibt ihm: die Fürbitte seiner Schwester, die in einem Kloster — dorthin versetzt uns die zweite Szene — als Novize lebt. Sein Freund Luzio übernimmt den Auftrag, die Schwester zu einer flehenden Fürsprache zu bewegen. Dieser Luzio, Shakespeare führt ihn im Personenverzeichnis seines Stückes als „Wüstling" auf, wird nun der eigentliche Held des Stückes. Er sucht Isabella im Kloster auf, diese ist bereit, für den Bruder die Gnade des Tyrannen zu erbitten und in der nämlichen Szene, mitten in des Klosters:

„Göttlichem Frieden
Himmlische Ruh"

den die beiden Nönnchen Isabella und Mariana im Opern-Kehrreim recht anmutig besingen, wird er von dem Mädchen opernhaft eins, zwei, drei bezaubert und erklärt ihr seine Liebe.

Isabella tritt vor Friedrich, bittet um Gnade für den Bruder; das Klosterfräulein argumentiert seine Schuldlosigkeit ganz im Sinne des „jungen Europa“ mit den Worten:

„Du schmähest jene andre Liebe,
Die Gott gesenkt in unsre Brust?
O, wie so öde das Leben bliebe,
Gäb es nicht Lieb und Liebeslust!
Dem Weib gab Schönheit die Natur,
Dem Manne Kraft, sie zu genießen,
Und nur ein Thor, ein Heuchler nur
Sucht sich der Liebe zu verschließen. —
O, öffne der Erdenliebe dein Herz,
Löse durch Gnade meinen Schmerz.“

Ists ein Wunder, wenn Friedrich, in dessen Adern sonst nur Eiswasser rinnt,

(„Nicht warmes Fleisch, noch warmes Blut
Schließt seine steife Seele ein“)

plötzlich zum Jung-Europäer wird und darauf sofort ergriffen singt:

„Wie warm ihr Odem — wie beredt ihr Ton!
Bin ich ein Mann? Weh mir, ich schwanke schon!“ —

Der Tyrann liegt ihr zu Füßen und bietet ihr Freilassung des Bruders an, wenn sie ihm ihre Ehre opfern wolle. Isabella ruft das Volk herbei, um Friedrich zu entlarven, aber dieser bedeutet sie, er würde dem Volke entgegnen, er habe sie nur prüfen wollen, das Volk sei von seiner harten Unüberwindlichkeit überzeugt, — das sieht Isabella ein und, indem ihr der Gedanke einer List auftaucht, willigt sie scheinbar ein.

Shakespeare hat diese grelle Schurkerei des Wagnerschen Statthalters selbstverständlich nicht, er läßt den Angelo in viel gemildertem Lichte erscheinen. Wagner hat aus ihm eine heuchlerische Karikatur gemacht; Shakespeare will keinen outrierten Tartüffe geben, sein Angelo unterliegt der Leidenschaft nach einem verzweifelten Kampfe mit ihr. (S. „Maß für Maß“, II, 2 und 4.) Die erste Szene des ersten Aktes zwischen Herzog und Escalus belehrt uns, daß wir in Angelo einen hochgeachteten und achtbaren Mann erkennen sollen. Aber Wagner kommt es hierbei nicht auf ein ernstes psychologisches Problem an, sondern nur auf die Tendenz „zur

kühnen Verherrlichung der freien Sinnlichkeit gegen die puritanische Heuchelei".[1]) Darum malte er die Charaktere des Stückes mit dem Maurer-Pinsel. So z. B. auch den Claudio. Bei Shakespeare findet die Auslegung der Schuld folgendermaßen statt:

Claudio: „— Nach ehrlicher Verlobung
Nahm ich Besitz von meiner Julia Bett.
Ihr kennt das Fräulein, sie ist ganz mein Weib,
Nur daß wir's bisher noch nicht kund gethan,
Wie es die äußre Förmlichkeit erheischt.
Dies unterblieb um einer Mitgift willen,
Die unbezahlt in ihrer Vettern Koffer
Zurückblieb: ihnen wollten wir verschweigen
Das Bündnis, bis die Zeit sie uns befreundet."

Dadurch hat es der Dichter vermocht, für seinen Gefangenen eine gewisse mitleidige Sympathie zu erwecken, die bei Wagner wegfällt, wenn das Publikum nicht gerade totaliter auf die Moral des „jungen Europa" schwört. Hier im zweiten Akte überkommt Friedrich eine Reue all seiner Leidenschaft, und voller Unmenschlichkeit betrügt er Isabella noch, indem er ihr Opfer annimmt und den Bruder dennoch hinrichten will: „Claudio, du stirbst, ich folg' dir nach." —

Die Lösung vollzieht sich dadurch, daß Friedrich auf dem Karneval, den das Volk zum Trotz gegen sein Verbot abhält, entlarvt wird, als er Isabella nachgegangen, und daß das Volk im Triumph den Claudio befreit. Es giebt natürlich operngemäß ein Paar: Isabella, die Novize, nimmt Luzio, der indeß mit ihrer Zofe Brighella sehr lebhaft geschäckert, mit den Worten:

„Du wilder Mann, so nimm mich hin!"

Darauf Claudio:

„Reißt alle Trauerhäuser ein,
Für Lust und Freude lebt allein!"

Ein Bote naht: Der König kommt! In jubelndem Triumph des Volks muß der Statthalter dem Könige den Karnevalszug entgegenführen, das ist seine Strafe! — Gleich Shakespeare hat Wagner das Motiv verwendet, daß der Statthalter vorher heimlich ein Eheversprechen gegeben, aber Mariana verlassen habe. In „Maß für Maß" werden Angelo und Mariana durch den Spruch des

[1]) Ges. Schr. I, S. 21.

Fürsten für ewig verbunden, — im „Liebesverbot“ fehlt solcher Schluß.[1])

Zum Schlusse dieser Betrachtung möge noch eine Stelle aus Luzios „Karnevalslied“ Platz finden, es offenbart die Stimmung des Stückes am besten:

„— Heut ist Beginn des Karnevals,
Da wird man sich selber bewußt.
Jetzt giebt's nicht Weib, nicht Ehemann,
Es giebt nicht Vater und nicht Sohn,
Und wer das Glück ergreifen kann,
Der trägt es im Triumph davon.
Im Jubelrausch und Hochgenuß
Ertränkt die goldne Freudenzeit.
Wer sich nicht freut im Karneval,
Dem stoßt das Messer in die Brust!
Herbei, herbei, ihr Leute all;
Es war zum Spaß, es war zur Lust.“ —

Also der junge Wagner im Banne des „jungen Europa“! Aber es muß bemerkt werden, daß die Sinnlichkeit dieser Weltanschauung einen Zug von ritterlicher Kraft und Stärke an sich trug, alles niedrig Lüsterne lag ihr fern: „Man schmiede und stähle die Nerven, dann weiß man mutiger zu lieben, zu denken, zu leben. — Ich verwerfe das Lüsterne ganz, weil es entnervt.“[2]) Skrupellos und frivol wie das Sujet ist auch die Ausführung. Wagner bekennt, die Musik unter Anlehnung an Auber, Bellini[3]) u. s. w.

[1]) Allerdings berichtet Wagner in seinem aus späterer Zeit stammenden Berichte über das „Liebesverbot“ (Ges. Schr. I, S. 29): „Friedrich, mit seiner neu ihm vermählten Gemahlin Marianne, muß nun den Zug eröffnen“; in dem eigentlichen Texte steht jedoch von einer direkten Äußerung der handelnden Personen nichts, nur die szenische Bemerkung: „Es ordnet sich der Festzug zur Eröffnung des Karnevals, Friedrich und Mariana voran“ könnte eine schwache Andeutung davon enthalten.

[2]) Siehe Laube: „Junges Europa“ I, S. 131 und 121.

[3]) In einem Schreiben aus Riga an Bellini bekundete Wagner sein Urteil über Bellini in folgender Weise:

„Norma. Le soussigné croit ne pouvoir mieux prouver son éstime pour le public de cette cité qu'en choisissant cet opéra. La Norma, parmi toutes les créations de Bellini, est celle qui a la plus abondante veine mélodique unit, avec la plus profonde réalité, la passion intime.

komponiert zu haben, der Text ist in seiner Einzel-Aufführung arm an dichterischem Gehalt, die Verse erscheinen leichtsinnig hingeworfen, auf ein paar metrische Unebenheiten kommt es dem Dichter gar nicht an, die Reime „Herz — Scherz — Schmerz", — „Lust — Brust" tummeln sich zur Überzahl darin. Von ihrer mannigfachen Trivialität eine Probe aus dem zweiten Akt:

Isabella: „Mich dünkt, ihm ist nicht wohl dabei.
Dorella ist auch gar zu frei.
Brighella: Mein Haar sträubt sich vor Schreck und Graus.
Ach, das hält nur der Teufel aus!" —

Aber dennoch bedeutet das „Liebesverbot" einen Fortschritt im Vergleich zu den „Feen". Statt der dort ziemlich matten und ungeschickten Handlung pulsiert hier durchweg eine höchst wirksame Lebendigkeit, frisches, dramatisches Leben. — Das Feuerblut des „jungen Europa" hatte Wagners dramatischen Nerv entfesselt. —

Dritter Abschnitt: „Rienzi". Das nächste Werk „Rienzi", den Wagner in Riga begann und in Paris aufführte, überragt das „Liebesverbot" in unvergleichlichem Maße. Nur die kolossale Entwickelungskraft individueller Genialität, die Wagner besaß, erklärt einigermaßen, wie in einer kürzesten Spanne Zeit ein Mann von nur 25 Jahren derartige Fortschritte seines Schaffens machen konnte. Unzählige Musiker sind bis auf den heutigen Tag noch nicht über das Genre des „Liebesverbot" hinausgekommen. Wagner würde schon zu den hervorragendsten Komponisten der Neuzeit gezählt werden, wenn er mit dem fünfzigsten Jahre beim „Rienzi" angekommen wäre und seine Fortentwickelung und sein Leben mit dem „Holländer" beschlossen hätten. Nach gewöhnlichem Maße gemessen, ist „Rienzi" ein hochbedeutendes Opernwerk, gegen seine Dichtung müssen die Texte zu Spontinis und Meyerbeers Opern beschämt zurückstehen.[1])

Tous les adversaires de la musique italienne rendirent justice à cette grande partition, disant qu'elle parle au coeur, que c'est oeuvre de génie. C'est pourquoi j'invite le public à accourir nombreux.

Richard Wagner. (Aus „Album-Bellini". Napoli 1886.)

[1]) Es ist zu beachten, daß eine heutige Aufführung des Werkes auf unseren Theatern nur eine ganz unvollkommene Vorstellung von dem Werte des Stückes giebt, da der außerordentlichen Ausdehnung wegen — in

Aber an dem großen Maßstabe von Wagners eminenter Entwickelung gemessen, erscheint er uns klein, ja unbedeutend. — Den „Rienzi“ hat Wagner, ganz im Gegensatz zum „Liebesverbot“, mit gediegenem künstlerischen Ernste unter sorgfältiger Erwägung der dichterischen Grundzüge und Einzelheiten geschaffen. Er ist wohl mit jugendlichem Feuer, aber zugleich mit künstlerischer Besonnenheit geschrieben. Die Musik entstand nach den Vorbildern von Meyerbeer, Spontini, Auber, Halévy.[1]) „Rienzi“ ist das erste Werk, dessen Dichtung Wagner in seine Gesammelten Schriften aufnahm. Es bildet den Höhepunkt und Schlußstein des jungen Wagner im Banne des „jungen Europa“. Das Problem ist dem Ideenkreise des letzteren entsprungen, es bewegt sich in den politischen Gedanken, die jene „demagogischen“ Liberalen zu ihren Idealen erhoben hatten. Wir sehen einen Volkstribun von wunderbarer Großherzigkeit das Volk gegen eine in Bausch und Bogen als verbrecherisch geschilderte Aristokratie leiten. Rienzi ist politischer Idealist, ganz so, wie die „Liberalen“ von damals und Wagner mit ihnen. Die „Nobili“ erscheinen samt und sonders als Vertreter aristokratisch-brutaler Willkür, der Tribun erwirkt einen Aufstand gegen sie, um ein „freies“ — ein phrasenhaft freies — Rom an ihrer Stelle zur Herrschaft zu bringen:

„Ein neues Volk erstehe dir
Um seine Ahnen groß und hehr.
Freiheit verkünd ich Romas Söhnen!
Doch würdig, ohne Raserei,
Zeig jeder, daß er Römer sei.
Die Freiheit Roms sei das Gesetz,
Ihr unterthan sei jeder Römer.“

Ein bürgerlicher Konstitutionalismus ist das Ideal Rienzis. Das Werk ist ein Zeitgedicht im besten Sinne des Wortes. „Freiheit“ und „Gesetz“ sind die Schlagwörter, die den Zauber der

---

Dresden verteilte man anfangs den „Rienzi“ auf zwei Opernabende — das Werk so zusammengestrichen wird, daß nur ein grobes Gerüste und die gröbsten Effekte davon zur Schau gebracht werden.

[1]) Siehe Ges. Schr. VII, S. 119. — Im übrigen ist, da die Dichtung zum „Rienzi“ in den Gesammelten Schriften und Dichtungen erschienen ist, direkt auf diese, sowie auf den ebenfalls erschienenen Klavierauszug der Oper zu verweisen.

Erlösung vollbringen, es ist das Gedicht der Juli-Revolution,[1]) wie sie in Deutschland aufgefaßt wurde und wie sie Wagner zum „Revolutionär" machte; der „Rienzi" ist mit der „Stummen von Portici" ideenverwandt. Wagner schätzte das Werk Aubers, die Lieblingsoper der damaligen Zeit — wohl eben ihres politischen Grundgedankens willen — hoch. Er nennt sie eine „vollständige fünfaktige Tragödie, heiß bis zum Brennen und unterhaltend bis zum Hinreißen".[2]) Im Jahre 1840 schrieb Wagner einen Bericht für die „Gazetta musicale" über Halévy, er wies auf die „Stumme von Portici" hin als „vortrefflichen Ansatz zur Ausbildung eines eigentümlichen spezifisch französischen Stils" sowohl inbetreff des dramatischen Stiles, als auch der musikalischen Erfindung". Der Bericht war von der Redaktion zurückgewiesen mit dem Bemerken, „man wird entgegnen, wenn ich auf das Gebiet der Politik übertreten wollte, so stünden mir politische Zeitungen zur Aufrechthaltung Aubers gegen Rossini zu Gebote".

Es ist leicht begreiflich, daß der „Rienzi" großes Aufsehen erregte und begeisterten Anklang fand[3]) — im Gegensatz zum „Holländer", den Wagner ungleich höher stellt —. Im „Rienzi" spricht Wagner die allgemeinen Ideen seiner Zeit, ihre Gedanken und Wünsche aus, er wurzelt noch mitten in ihr; im „Holländer" hatte er sich davon losgesagt, darum verstand man ihn dann nicht mehr. Trotz des dichterischen Schwunges und des über das Zeitgenössische weit hinausragenden Werts der dramatischen Konzeption, der den „Rienzi" durchzieht, trotz mancher Einzelheiten, die dem Werke dauernden Wert verleihen, ist der „Rienzi" nur noch als eine Nachahmung vorhandener Muster zu betrachten. Wagner nennt ihn „das musikalische Theaterstück",[4]) aber den „Holländer" eine „Dichtung", er sagt vom „Rienzi" ausdrücklich: „Auch hier fiel mir bei der Textverfertigung im wesentlichen noch nichts anderes

[1]) Die deutschen Demokraten schätzten daher das Werk mit besonderer Begeisterung hoch. Siehe „Leipziger Reibeisen" 1849, S. 34, und Kap. IV dieses Bandes.

[2]) „Erinnerungen an Auber", Bd. IX der Gesammelten Schriften und Dichtungen, S. 42 u. f., vergl. das. I, S. 21.

[3]) Cfr. Tapperts Zitat aus einem Briefe Laubes, Tappert, S. 21.

[4]) Ges. Schr. I, S. 3.

ein, als ein wirkungsvolles Opernbuch zu schreiben"[1]) u. s. w., und weiterhin hat er das Wort „Operntext" noch unterstrichen. Freilich setzt er bedeutsam hinzu: „Der Stoff begeisterte mich wirklich, und nichts fügte ich diesem Entwurf ein, was nicht eine unmittelbare Beziehung zu dem Boden dieser Begeisterung hatte."[2])

Der „Rienzi" war für die Große Oper in Paris bestimmt. „Bereits seit zwei Jahren nährte ich den Plan, nach Paris zu gehen", — gleich dem Helden der Laubeschen Novelle.[3]) Von Paris kam das Evangelium der neuen Zeit, „das junge Europa" suchte und fand alles Heil in Paris, es war das „Mekka der gläubigen Liberalen", wie Laube sagt. — Wagner wandte sich von Riga im Jahre 1839 nach Paris, um mit seinem „Rienzi" einen „Succeß" zu erringen. — Es erging ihm dort, wie Luther in Rom. —

§ 5. Künstlerische Emanzipation.

In Paris erfolgte ein bedeutungsvoller Umschwung in der Wagnerischen Weltanschauung. Einen „Hegelianer im Heineschen Stil" nennt ihn Dorn.[4]) Der „Hegelianer" mag für die Weltanschauung, der Heinesche Stil für die Kunst des damaligen Wagner gelten.

---

[1]) Ges. Schr. IV, S. 258.

[2]) Ges. Schr. IV, S. 258.

[3]) „Das junge Europa" I, S. 160: „Der Kosmopolitismus ist herrlich, groß, — — — ich reise morgen nach Paris und werde Franzos — — — Holla, ins moderne Babel reis' ich morgen!"

[4]) Cfr. Glasenapp I, S. 73. — Was Heinrich Dorn betrifft, so gehört er jener klassischen Kapellmeistergruppe an — wie Lachner, Reissiger, Reinecke u. s. w. —, deren Urteile und Behandlungsweise Wagners typisch und kulturgeschichtlich höchst merkwürdig sind. Wenn man bei den drei Bändchen von Dorns „Aus meinem Leben" über das greisenhafte Behagen an Nebendingen hinwegsieht, sind sie in ihrer Weise ganz interessant zu lesen. Dorn beobachtet in Einzeldingen mitunter scharf und treffend, — es ist aber ebenso interessant zu bemerken, wie sein Horizont da aufhört, wo das Wesentliche einer Sache beginnt. So z. B. ist seine „Tristan"-Besprechung, wie überhaupt sein Totalurteil über Wagner ergötzlich zu lesen (cfr. Dorn, Bd. 2, II, S. 2—69). „Wagners kunstphilosophische und politische Aufsätze verweise ich in das Gebiet, wo ‚Schwabbelhänschen' König ist."!! — Über Wagners Dichtungen urteilt er eben wie über „Operntexte". — Musik und Dichtung sind ihm „Wüste", mit spärlichen Oasen. — Auch Dorn hat Opern geschrieben, auch er wartet damit darauf, daß der gute Geschmack wieder hergestellt werde. O selige Zeit der klassischen Kapellmeister-Opern! —

Das Rienzi-Problem war mehr ein historisch-universelles, das des Holländers ward ein rein psychologisch-individuelles. Der „Rienzi" war eine fünfaktige Tragödie, nach gewohntem, überliefertem Schema, im „Holländer" erscheint nur eine dramatisierte Ballade. Letzteren nennt Wagner in späteren Jahren in einer Reihe mit seinen übrigen Werken und mißt ihm eine tiefere, dichterisch-allegorische Bedeutung zu,[1]) ersteren beurteilt er mehr als eine rein konventionelle Arbeit und reiht ihn seinen Erstlingswerken „Liebesverbot" und „Die Feen" an, wenngleich er sich dabei das Bemühen zuerkennt, nicht habe trivial erscheinen zu wollen. Die ängstliche Sorgfalt, die Wagner in späterer Zeit auf die möglichst exakte Wiedergabe seiner Werke verwandte und worüber uns sein Briefwechsel, wie auch seine Gesammelten Schriften zur vollsten Genüge Kunde geben, hat sich nicht mit auf den „Rienzi" erstreckt. Wir lesen oft, wie Wagner Aufführungen von „Tannhäuser", „Lohengrin" u. s. w. geradezu entgegen war, wenn ihm die Wiedergabe der Werke nur unvollkommen zu sein dünkte, „Rienzi" ist davon ausgenommen.

Mit „Opernkomponisten"[2]) bezeichnet er sich noch als Verfasser des „Rienzi", mit dem „Holländer" „beginnt meine Laufbahn als Dichter". Zwischen beiden Werken betont Wagner selbst, in seiner „Mitteilung an meine Freunde", einen tiefgehenden Umschwung seiner Anschauungen und seines Schaffens.

Aus dem kosmopolitischen und liberalen Schwärmer, dem Deutschland nur als ein kleiner Teil der Welt erschien, ward durch die Leiden im Auslande ein warmer Patriot, er lernte das soziale Elend der Metropole kennen und empfand eine tiefere Abneigung gegen alle plutokratischen Gesellschaftsformen, der Dichter des „Liebesverbotes" und Verehrer Bellinis erkannte in den herrschenden Kunstverhältnissen nur die Kunst des wucherischen Gelderwerbs und der gedankenlosen Langeweile und rang sich zu sittlicher Wahrhaftigkeit empor. Laube nennt (1843) in seinen einleitenden Worten[3]) zu jener

---

[1]) Cfr. Mitteilung an meine Freunde, Orig. S. 56—63 Ges. Schr. IV, S. 263 u. f.

[2]) Mitteilung an meine Freunde, Orig. S. 50 und 62 Ges. Schr. IV, S. 263 u. f.

[3]) „Zeitung für die elegante Welt" 1843, S. 114. „Wagner-Jahrb.", S. 287.

Autobiographischen Skizze ihn „eine mit unserer heutigen Bildung erfüllte Persönlichkeit". Diese Bildung umfaßte, als Laube mit Wagner bekannt wurde, den Ideenkreis des liberalistischen „jungen Europas". Mit ihr erfüllt war Wagner nach Paris gekommen, aber als er es 1840 verließ, hatte er sie in sich überwunden und sich bereits in einen gewissen Kontrast zu ihr gesetzt, der, erweitert, seinen Kampf gegen die Öffentlichkeit bis an sein Lebensende ausmachte. Denn in Paris lernte er jene Art des Kunst-Betreibens in seiner Wirklichkeit kennen, welche bis auf unsere Tage nach Wagners Urteil noch in Theater und Presse sich aufrecht erhalten hat und welche er später mit den Worten bezeichnet: „Das ist die Kunst, wie sie jetzt die ganze zivilisierte Welt erfüllt! Ihr wirkliches Wesen ist die Industrie, ihr moralischer Zweck der Gelderwerb, ihr ästhetisches Vorgeben die Unterhaltung der Gelangweilten." Die Kunst habe sich einer viel schlimmeren Herrin mit Haut und Haaren verkauft: der Industrie.[1]) Er gewann hier Eindrücke, die auf ihn noch in späterer Zeit, bei Abfassung der Schriften „Kunst und Revolution", „Kunstwerk der Zukunft" und „Judentum in der Musik", bestimmend einwirkten.

Der Liberalismus der dreißiger und vierziger Jahre enthielt ein wesentlich wirtschaftliches Moment: das Verlangen nach freier Bethätigung der industriellen Kräfte. Während in Deutschland dem Entfalten der Industrie teilweise noch schwere Hemmnisse entgegenstanden, waren ihr in Frankreich bereits alle Wege geöffnet; die von Deutschland so beneidete Freiheit Frankreichs hatte ihren Schwerpunkt in der freien kapitalistischen Bethätigung. Und dieser Liberalismus hatte auch schon die französische Gesellschaft in die kulturbedrohenden Gegensätze gespalten: Plutokratie und Proletariat,[2]) er hatte auch das Theater in seinen Kreis gezogen.

---

[1]) Ges. Schr. III, S. 18, 19 u. s. w. Cfr. III, 24, 25, 30, 37, 214 u. s. w.

[2]) Vergl. die eingehende Darstellung in: L. Stein, „Der Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreichs". Ein Beitrag zur Zeitgeschichte. 2. Aufl. Leipzig, Otto Wigand 1848, Bd. I, S. 146—190. Darin für diese Zeit charakteristisch das Zitat aus L. Reybaud (S. 185): „Seit zehn Jahren giebt es kein Gefühl, keine moralische Basis, die man nicht auf unverzeihliche

Wagners Anschauungen über Kunst lag von Anfang an ein durchaus ethisches Moment zu Grunde. Als er zu der Ansicht kam, daß im Zentrum der damaligen Kunstwelt, in Paris, Kunst und Künstler nicht direkt ihrer wahrhaften Bestimmung wegen, sondern um des Gelderwerbes willen die Öffentlichkeit aufsuchten, gelangte er zu einem gänzlichen Verdikt gegen alle bisher gepflegte Kunst und alle damit zusammenhängenden Gewohnheiten. Der Umstand, daß Wagner arm an äußeren Mitteln nach Paris kam und dort in völliger Dürftigkeit lebte, mag für das Erkennen sozialer Kontraste von bestimmendem Einfluß gewesen sein.

Über die Pariser Zeit geben uns am besten Aufschluß seine zahlreichen schriftstellerischen Arbeiten,[1]) die er dort, einesteils um sich Mittel zur Existenz zu verschaffen, anderenteils um seine Erfahrungen und Gedanken niederzuschreiben, in den Jahren 1840—1841 verfaßte.

Weise unter die Füße getreten, geleugnet, verzerrt hat. Man predigt Vermehrung des Gewinnes, und das Jahrhundert scheint das Gefühl der wahren Größe verloren zu haben. Im Staat sind Ämter und Würden Gegenstand beständigen Angriffs, wo die Angreifer beständig Taktik und Rollen wechseln. In der Industrie, in der Litteratur haben die Exzesse alle Grenzen überschritten, und die Verachtung aller Redlichkeit und aller Regel führt geraden Weges uns der Vernichtung und dem Chaos entgegen. Die alte Moralität ist verschwunden, und schwer ist es zu sagen, wo man die neue suchen darf." Und Stein fügt hinzu: „Wer glaubte nicht lieber, daß dem nicht so ist? Und dennoch darf man behaupten, daß eine solche Darstellung Unsittliches enthält? Es ist nur zu gewiß, daß hier nichts übertrieben ward; die Sittlichkeit selbst in ihrem tiefsten Grunde ist angegriffen und der Egoismus, diese letzte und zerstörendste Ausartung des Egalitätsprinzips droht, das alleinige Gesetz in Staat und Gesellschaft zu werden."

[1]) Kürschner giebt im „Wagner-Jahrbuch" in dem Artikel „Richard Wagners Berichterstattung", S. 273 u. f., ein Verzeichnis der Wagnerschen Beiträge für die „Dresdener Abendzeitung", Jahrg. 1841. Außerdem schrieb Wagner noch für die „Revue et Gazette musicale" und Hellwalds „Europa" und die „Neue Zeitschrift für Musik".

In der „Dr. Abendzeit." erschienen: „Korrespondenz-Nachrichten" 1) 1841, S. 535, 536, 543, 544, 551, 552 (in den Gesammelten Schriften und Dichtungen nicht enthalten, im „Wagner-Jahrbuch", S. 273 u. f., wieder abgedruckt). 2) S. 983, 984, 999, 1000, 1007, 1008, 1016 (nicht wieder abgedruckt), 1127, 1128, 1135, 1136, 1143, 1144, 1151, 1152 (dito), 2319, 2320, 2327, 2328, 2335, 2336, 2343, 2344 (dito), 2463, 2464 (dito), 1842, 64 (dito).

Die „Pariser Amüsements", die „Pariser Fatalitäten für Deutsche" sind mit bitterer Ironie gegen die Pariser Gesellschaft geschrieben. Überall ist das Thema variiert: Ein armer, redlich strebender Künstler erringt in Paris keinen Erfolg. — „Ein Ende in Paris" führt diesen Gedanken in lebhaften Bildern und herber Tragik aus. Die „Pilgerfahrt zu Beethoven" schildert den Kontrast zwischen einem begeisterten armen deutschen Musiker, der mühsam durch unrühmlichen Nebenerwerb sich die Mittel verschaffen muß, um Beethoven aufsuchen zu können, und einem Engländer, der, reich und blasiert, in Beethoven nur die „Berühmtheit" besuchen will. — Er selbst nennt sich zu wiederholten Malen einen „armen Musiker".[1]) Das „Mekka aller gläubigen Liberalen" erschien ihm bald als die „Stadt voll Endlosigkeit, Glanz und Schmutz". Mit seinen für Paris geplanten Unternehmungen litt er Schiffbruch, trotz aller Versuche und Anläufe, bei irgend einem Theater seine Kompositionen anzubringen. Welche Eindrücke er dabei empfing, läßt sich am besten aus folgender Stelle einer Korrespondenz für die „Dresdener Abendzeitung"[2]) entnehmen. Nachdem Wagner ausgeführt, daß die Direktoren der staatlich subventionierten Theater diese nur als Sinekuren von den Ministern für treue Dienste — in der Presse — erhalten, fährt er fort: „Wie es unter diesen Bewandnissen bisweilen um die Fortschritte der Kunst steht, läßt sich leicht denken. Jeder Direktor findet sich zunächst veranlaßt, die ihm anvertraute Kunstanstalt für eine Maschine zu halten, für eine Art von Schnellpresse, um so geschwind als möglich Geld zu pressen. Die Kasse ist die Hauptsache; sodann kommen die Sänger, unmittelbar darauf aber die Kostüme, die Tänzerinnen (von denen sie in der Regel am meisten verstehen), schließlich aber auch Komponisten und Dichter. Die letzteren machen dem Direktor kein großes Kopfzerbrechen; die Auswahl ist leicht, denn es sind ihrer nur drei oder vier, die das Privilegium haben, z. B. für die Große Oper zu schreiben. Ruhig nimmt

---

[1]) Ges. Schr. I, S. 19. „Dr. Abendzeitung" Nr. 67, S. 535: „Sie wünschen von mir Mitteilungen, von mir, einem armen, deutschen Musiker" u. s. w., S. 92, 115, 129, 135.

[2]) „Dresdener Abendzeitung" 1841, Nr. 124, S. 991.

er hin, was ihm diese bieten, läßt Kostüme und Dekorationen machen; dann kauft er Renten und sucht das bestehende Ministerium aufrecht zu erhalten."

Aus den Eindrücken, die er dort von den Kunstinstituten erhalten hatte, schloß er zugleich auf die Künstler, die mit diesen in Beziehung standen, und auf das Publikum, das sie besuchte. So urteilt er über Halévy: „Halévy ist, wie alle Pariser Komponisten unserer Zeit, nur so lange von Enthusiasmus für seine Kunst entflammt gewesen, als es galt, einen großen Succeß zu gewinnen; sobald er diesen davon getragen und er in die Reihe der privilegierten Komponisten-Lions eingetreten war, hatte er nichts weiter im Sinne, als Opern zu machen und Geld dafür einzunehmen. Das Renommee ist Alles in Paris, das Glück und der Verderb der Künstler."[1]) Über Berlioz[2]) urteilt er: „Ihn ziert eine Tugend, die seinen komponierenden Landsleuten so fremd ist, als uns Deutschen das Laster der Koketterie. Diese Tugend ist, daß er nicht fürs Geld schreibt, und wer Paris, wer das Wesen und Treiben der Pariser Komponisten kennt, der versteht diese Tugend hierzulande zu würdigen."[3])

---

[1]) Ges. Schr. I, S. 15.

[2]) „Dr. Abendzeitung" 1841, Nr. 142, S. 1135. Wagner giebt hier eine längere Charakteristik des Berliozschen Schaffens, dem gegenüber er sich vom künstlerischen Standpunkt aus ablehnend verhält. Dieses Urteil Wagners scheint in Vergessenheit geraten zu sein, ein Wiederabdruck des Artikels wäre um so wünschenswerter, als damit der heutzutage so weit verbreiteten Ansicht entgegengetreten würde, daß Wagner, Liszt und Berlioz Einer Richtung angehörten und ein gleiches Urteil forderten.

[3]) Auch über Liszt läßt Wagner bei aller Anerkennung dessen künstlerischer Qualität bitter ironische Worte fallen: „Liszt — Berlioz — und in der Mitte, an der Spitze oder am Ende (wie man will) Beethoven! Man könnte ausschweifen und eine Berliozsche Symphonie über dieses wunderbare dreifache Thema schreiben! Man könnte Fragen an die Macht richten, die alles erschuf und erschafft, was da war und existiert — man könnte fragen — — — fragen wir nicht — sondern bewundern wir die Weisheit und Güte der Vorsehung, die einen Beethoven erschuf! — Liszt und Berlioz sind Brüder und Freunde, beide kennen und verehren Beethoven, beide stärken ihre Kräfte aus dem Wunderbronnen seines Reichtums und beide wissen, daß sie nichts besseres thun konnten, als für Beethovens Denkmal ein Konzert

Erregte bei ihm das künstlerische Treiben Anstoß, so war es ganz folgerichtig, daß er bei derartigem Aburteilen über die tonangebenden Künstler auch deren Produktionen und den gesamten herrschenden Stil einer kritischen Prüfung unterzog, die schließlich mit der gänzlichen Verwerfung einer ganzen Operngattung endete. Und diese war die italienische Oper: „Den letzten Stoß geben meiner früheren leichtfertigen Ansicht über die Mittel der Musik — die Italiener. Diese gepriesensten Helden des Gesanges, Rubini an der Spitze, haben mich vollends gegen ihre Musik degoutiert."[2]) Wagner, der von Anfang an allen Schwerpunkt der künstlerischen Äußerung auf das dichterische, für die Oper insbesondere auf das dramatische Element legte, fand bei den Darbietungen der italienischen

---

zu geben. Doch ist einiger Unterschied unter ihnen zu machen, vor allen Dingen der, daß Liszt Geld gewinnt, ohne Kosten zu haben, während Berlioz Kosten hat und nichts gewinnt. Nachdem diesmal Liszt seine Kassenangelegenheiten in zwei goldreichen Konzerten geordnet hatte, dachte er aber ausschließlich nur noch an seine Gloire; er spielte für arme mathematische Genies und für das Denkmal Beethovens. Ach, wie gerne geben so Viele Konzerte für Beethoven! Liszt konnte es thun und einen Beweis für die Paradoxe liefern, daß es herrlich ist, ein berühmter Mann zu sein. Was aber würde und könnte Liszt nicht sein, wenn er kein berühmter Mann wäre, oder vielmehr, wenn ihn die Leute nicht berühmt gemacht hätten! Er könnte und würde ein freier Künstler, ein kleiner Gott sein, statt daß er jetzt der Sklave des abgeschmacktesten Publikums, des Publikums der Virtuosen, ist; dieses Publikum verlangt von ihm um jeden Preis Wunder und närrisches Zeug; er giebt ihm, was es will, läßt sich auf den Händen tragen und — spielt im Konzert für Beethovens Denkmal eine Fantasie über ‚Robert der Teufel'. Dies geschah aber mit Ingrimm. Das Programm bestand nur aus Beethovenschen Kompositionen; nichtsdestoweniger verlangte das hinreißende Publikum mit Donnerstimme Liszts vortreffliches Kunststück, jene Fantasie zu hören. Es stand dem genialen Manne gut, als er mit den in ärgerlicher Hast hingeworfenen Worten: ‚Je suis le serviteur du public; cela va sans dire!' sich an den Flügel setzte und mit zerknirschender Fertigkeit das beliebte Stückchen spielte. So rächt sich jede Schuld auf Erden! Einst wird Liszt auch im Himmel vor dem versammelten Publikum der Engel die Fantasie über den Teufel vortragen müssen; vielleicht wird es dann aber das letzte Mal sein!"

(„Dr. Abendzeitung" 1841, Nr. 142.)

[1]) Ges. Schr. I, S. 15, 177.

Opernaufführungen nur eine virtuose Gesangskunst vertreten, mit gänzlicher Vernachlässigung der Ideen, Charaktere und Situationen der Operndichtung. Aus dieser Anschauung resultieren seine bitter-ironischen Urteile über Rubini, den Liebling des Pariser Publikums. Nach einer Anerkennung der dramatischen Leistungen der Grisi und Lablaches konstatiert Wagner ein völliges Schweigen des Beifalls. „Warum, da man hier im allergerechtesten Sinne sich hinreißen zu lassen verschmähte, fand man sich dann überhaupt zu einer Aufführung des ‚Don Juan‘ ein?" u. s. w. „Auch dieses Rätsel löste sich. Rubini schlug diesen Abend seinen berühmten Triller von A nach B." „Rubini wird erst göttlich auf dem B: darauf muß er kommen, wenn ein Abend in der Italienischen Oper Sinn haben soll."[1])

Im Anschluß an die Kritik der Italienischen Oper und der Pariser Kunstanschauungen überhaupt fügt nun Wagner das wichtige Wort hinzu: „Das Publikum, vor dem sie singen, trug das Seinige zu dieser Wirkung auf mich bei." Eine Gesellschaft, die kritiklos eine Schein-Kunst willig aufnimmt, mußte ihm folgerichtig als eine „Menge gelangweilter stumpfer Menschen"[2]) erscheinen, die nur „der Unterhaltung", des „Amüsements" wegen die Stätte der Kunst aufsucht, für die das Sterben eines armen Musikers im Elend ein Gegenstand gleichen Interesses ist, wie die Betrachtung eines seltenen Tieres — einer Giraffe!

Alle diese Erkenntnisse, die ihn in Zwiespalt mit seinem inneren Fühlen und den Eindrücken der Außenwelt versetzten, mußten ihn veranlassen, über seine, gegen die Umgebung protestierenden Empfindungen sich klar zu werden, seine eigenen Ideen auszubilden und zu vertiefen, um zu einem positiven Ziele zu gelangen. So sehen wir ihn denn jetzt sich damit beschäftigen, die Kunst-Erscheinungen auf ihren problematischen Inhalt zu untersuchen. Die Frucht dieses Bemühens sind die Aufsätze „Virtuos und Künstler", „Der Künstler und die Öffentlichkeit", „Über die Ouvertüre".

Er kam zu ernster Einkehr zu sich selbst, seine früheren Anschauungen, die mit denen der Öffentlichkeit übereinstimmten, erschienen

---

[1]) Man vergleiche hierzu „Dr. Abendzeitung" 1841, S. 2519.

[2]) Ges. Schr. I, S. 181. Ferner: „Europa" 1841, II, S. 580.

ihm jetzt als frivol; Ernst, Wahrhaftigkeit, Sittlichkeit[1]) in Leben und Kunst lag seinen Ansichten zu Grunde, ein starker Individualismus entwickelte sich hierbei. „Glücklich das Genie, dem nie das Glück lächelte! — Es ist sich selbst so ungeheuer viel; was soll ihm das Glück noch sein?“[2]) Wir finden hier schon die Eigentümlichkeit Wagners entstehen, die besonders in seinem späteren Leben wieder auffallend hervortrat: die Gleichgiltigkeit dem großen Publikum gegenüber, die aus der Anschauung hervorgeht, daß das subjektiv begeistert geäußerte Kunstwerk nicht in entsprechender Weise objektiv erfaßt werde. Dieser angebliche Zwiespalt zwischen künstlerischer Subjektivität und Außenwelt, zwischen Genie und Mitwelt[3]) war das Moment, das ihn später an die Schopenhauersche Philosophie fesselte. Der kurze Aufsatz „Der Künstler und die Öffentlichkeit“[4]) legt ein ergreifendes Zeugnis davon ab: „Wenn ich allein bin und in mir die musikalischen Fibern erbeben, bunte wirre Klänge zu Akkorden sich gestalten und endlich daraus die Melodie entspringt, die als Idee mir mein ganzes Wesen offenbart; wenn das Herz dann in lauten Schlägen seinen Takt dazu giebt, die Begeisterung in göttliche Thränen durch das nun nicht mehr sehende Auge sich ergießt, — dann sage ich mir oft: welch großer Thor bist du, nicht stets bei dir zu bleiben, um dieser einzigen Wonne nachzuleben, statt, daß du dich nun hinaus, vor jene schauerliche Masse, welche Publikum heißt, drängst, um durch eine gänzlich nichtssagende Zustimmung die absurde Erlaubnis zur fortgesetzten Ausübung deines Kompositionstalentes dir zu gewinnen.“ „Ja, man sagt, es sei die Pflicht des Genies, der Menschheit zu Gefallen zu leben; wer sie

---

[1]) So wendet er sich zum Beispiel jetzt mit Entrüstung gegen das Maitressenwesen der Franzosen, das dem deutschen Empfinden fremd sei.

[2]) Ges. Schr. I, S. 185.

[3]) Ebenda I: „Ich rechne jetzt nur wenig darauf, daß meine Sachen den Leuten gefallen,“ läßt er Beethoven in der „Pilgerfahrt zu Beethoven“ sagen. Und ferner: „Wer ein wahres musikalisches Drama machte, würde für einen Narren angesehen werden und wäre es auch in der That, wenn er so etwas nicht für sich behielte, sondern es vor die Leute bringen wollte.“ Ebenda S. 109.

[4]) Ebenda I, S. 180—186.

ihm auferlegt hat, mag Gott wissen.“ Eine Mitteilung an die Mitwelt nennt er geradezu eine „Selbstaufopferung, eine Selbstverleugnung.“ „Als ob der Tod zu gar nichts da wäre. Es ist ein Elend!“ Hierin ist ein pessimistischer Zug schon deutlich vorhanden. Aber es waltet doch ein tiefgehender Unterschied zwischen diesem Pessimismus der Pariser Leidens-Stimmungen und dem späteren, dem durch Schopenhauer bedingten, zur gewissermaßen völligen Weltanschauung erhobenen, zum absoluten Prinzip der „Welt des Leidens“; hier tritt das „Leiden“ nur als ein durch Umstände bedingtes rein persönliches Geschick hervor; seine optimistische Weltanschauung ward dadurch im Prinzip nicht gestört, die Welt war noch immer nur zur „Freude“ geschaffen, und nur äußerliche Umstände erschienen ihm die Verhinderungen zu verursachen, daß dies Postulat sich nicht völlig erfüllte.

In seiner „Mitteilung an meine Freunde“[1]) sagt Wagner: „Ich betrat nun eine neue Bahn, die der Revolution gegen die künstlerische Öffentlichkeit der Gegenwart, mit deren Zuständen ich mich bisher zu befreunden gesucht hatte, als ich in Paris deren glänzendste Spitze aufsuchte.“ Das ist im Jahre 1851 geschrieben, als der Verfasser bereits vollkommener „Revolutionär“ war, d. h. eine der bestehenden Gesellschaft gegenüber vollständig neue Weltanschauung in sich trug. In der Autobiographischen Skizze ist von „Revolution“ noch nichts gesagt oder angedeutet. Wagner dehnt einen späteren Begriff auf eine vorausliegende Periode aus, wodurch leicht Verwirrung entstehen kann. Die Ausreifung zum „Revolutionär“ geschah erst in Dresden und Zürich. Zum Begriff eines Revolutionärs gehören drei notwendige Bestandteile: die Erkenntnis der Unzulänglichkeit bestehender Verhältnisse, die Überzeugung, einen besseren Ersatz dafür zu wissen, und das Verlangen nach gewaltsamer Umgestaltung. Nur das erstere Moment war in dieser Periode Wagners völlig vorhanden, das zweite bedingt, das letzte kam erst in Dresden hinzu. Bei aller Erkenntnis der künstlerischen Öffentlichkeit war er in Paris doch noch weit davon entfernt, die Notwendigkeit einer Besserung der Öffentlichkeit durch eine politische oder soziale Revolution zu

---

[1]) Orig., S. 55. Ges. Schr. IV, S. 262.

erhoffen; es kam ihm jetzt einzig nur darauf an, an Stelle einer durch das Ziel auf Gelderwerb in verderbliche Bahnen gelenkten Kunst die durch Zurückgehen auf ihr eigenstes „göttliches“ Wesen in ihrer Reinheit wieder hergestellte zu setzen; demselben Zeitalter, denselben Theatern und demselben Publikum die „reine“ Kunst vorzuführen. Darum ist dieser Epoche nur der Charakter einer Emanzipation von dem Bestehenden, nicht aber der „Revolution“ zuzuerkennen.

Bei seinem Bestreben, die Kunst in ihrer reinen ideellen Wesenheit zu erkennen, ging er nicht von allgemeinen historischen Bedingungen aus, sondern auf den produzierenden Künstler als letzte und oberste Instanz zurück und gelangte somit auf den rein subjektivistischen Standpunkt, der die künstlerische Empfindung des schöpferischen Individuums als das Wesentlichste aller Kunst auffaßt, ohne sie einer speziellen Wertabschätzung zu unterwerfen. Alles, was dem Gemüt entsprungen, dem Herzen in Begeisterung entquollen und lediglich aus dem Drange der Empfindung, sich in künstlerischer Form zu äußern, geschaffen wird, ohne den Nebenzweck, Geld oder Ruhm damit zu erwerben, gilt ihm als Kunst. Nur die „göttliche Eingebung“ des dadurch „ungeheuer bevorzugten Künstlers“ erkennt er als wahre Kunst an; diese Empfindung des schaffenden Künstlers möglichst rein und deutlich wiederzugeben, ist Aufgabe des ausübenden Künstlers, sie zu erfassen und innerlich nachempfindend seelisch zu verwerten die Aufgabe des Publikums.[1]) Nur wo dieses ergänzende Verhältnis stattfindet, erkennt Wagner die reine Kunstpflege an, wo sie anderen Zwecken, wie der Unterhaltung und Zerstreuung, oder der Vorführung blos technischer Fertigkeit dient, wird sie als ihrem eigentlichen Zweck zuwiderlaufend bezeichnet. Damit war über alles Virtuosentum und über das moderne Theater das Verdikt gefällt.

Als Inhalt des Kunstwerkes galt Wagner die „Idee“ schlechthin.

Aber er erkennt dieser Idee bereits ein philosophisches Element zu.

„In einem sehr bedeutenden Maße verfährt der Tonsetzer als Philosoph, welcher nur die Idee der Erscheinungen erfaßt: ihm, wie

---

[1]) Siehe Ges. Schr. I, S. 170.

in Wahrheit ebenfalls auch dem großen Dichter, liegt es somit nur an dem Sieg der Idee, wogegen der tragische Untergang des Helden, persönlich genommen, ihn nicht bekümmert."

„Dagegen kann ich mir nun aber nicht anders vorstellen, als daß Beethoven zunächst den Plan einer Symphonie nach einer gewissen philosophischen Idee aufgenommen und geordnet habe, bevor er seiner Phantasie überließ, die musikalischen Themas zu erfinden."

Es bleibt jedoch bei der bloßen Konstatierung des Vorhandenseins dieser „Idee"; einem subjektiven Element bewußt den Dichtwert einer höheren Tendenz zu verleihen, das persönliche Erlebnis zur „Idee" zu erweitern, und mit vollem Bewußtsein diese Idee in ihrem „philosophischen", das ist geschichtlich-universellen, Werte und Zusammenhange prinzipiell zu erfassen, gelang ihm erst später.

Die Musik gilt ihm schlechtweg für eine „Offenbarung." „Sie sollen kein Verdienst haben, diese Symphonieen! Sie sind für sich und um ihrer selbst willen da, nicht aber um einem Philister das Blut in Umlauf zu setzen ... Wer es vermag, der erwerbe sich um sich und seine Seligkeit das Verdienst, jene Offenbarungen zu verstehen, sie selbst aber sind nicht verpflichtet, sich dem Verständnisse kalter Herzen aufzudrängen." „Das Wesen jener Produktionen (Symphonien) schließt es nicht aus, nach Maßgabe der Individualitäten verschiedenartig aufgefaßt zu werden." „Ich halte dafür, daß eine einzige stereotype Auffassung derselben durchaus unzulässig sei." „Es ist dies mehr oder weniger mit den Produktionen jeder anderen Kunst derselbe Fall: wie ganz verschiedenartig kann nicht ein nnd dasselbe Bild, ein und dasselbe Drama auf verschiedenartige Individualitäten und zu verschiedenen Zeiten sogar auf das Herz eines und desselben Menschen wirken?"[1])

Die Schöpfung des Künstlers erscheint als die Entäußerung einer Stimmung, die „der Genius in einer heiligen Stunde der Entzückung in die Seele gezündet hat",[2]) deren Herkunft er mit dem Worte „göttlich" bezeichnet und die einfach als absolute hingestellt

---

[1]) Ges. Schr. I, S. 142—143 (144).

[2]) Ebenda I, S. 169.

wird. Das Kunstwerk hat demnach lediglich die Bedeutung eines persönlichen, seelischen Erlebnisses des produzierenden Künstlers. Dieser, einfach von Wagner mit „das Genie" bezeichnet,[1]) ist gewissermaßen als Medium überirdischer Offenbarung zu betrachten. Die subjektive „Empfindung", die großen Stimmungen,[2]) „tiefes Seelenleiden oder kraftvolle Erhebung" gilt schlechthin als stofflicher Bestand und Ausgangspunkt des Kunstwerkes, das Problem wird somit ein rein psychologisches. Als in völliger Übereinstimmung damit ist das eigentlichste Werk dieser Epoche zu betrachten: der „Fliegende Holländer" und fernerhin die universell erweiterten Probleme des „Tannhäuser" und des „Lohengrin". Wagner bezeichnet[3]) diese Werke als Einer Periode angehörig. Den darin enthaltenen dichterischen Problemen liegen persönliche Stimmungen zu Grunde,[4]) die Erlösungsprobleme nehmen ihren Ausgang vom Individuum.

So entstand der „Holländer" als Ausdruck der Sehnsucht nach der Heimat,[5]) der „Tannhäuser" als der aus den Banden „moderner Sinnlichkeit und Lebensgenusses",[6]) der „Lohengrin" als der des Verlangens nach „Verstandensein durch die Liebe",[7]) welch letzteres Problem schon im „Holländer" anklingt und von Wagner später in seiner ganzen Bedeutung erfaßt wird.[8])

In dieser Periode nur mit der Kunst an sich beschäftigt,

---

[1]) Siehe „Der Künstler und die Öffentlichkeit".

[2]) Ges. Schr. I, S. 147.

[3]) Mitteilung an meine Freunde, Orig., S. 59. Ges. Schr. IV, S. 264.

[4]) Ein Kritiker meinte in seiner Weise: „Herr Wagner komponiert dann mit größter Begeisterung, wenn er sich geärgert hat. Ein Streit, der sein Blut in Wallung gebracht, ist für ihn die Quelle seiner besten Ideen." Und sehr gütig fügt der Herr hinzu: „Seine Freunde können daher nicht freundschaftlicher an ihm handeln, als wenn sie ihm Gelegenheit geben, ihm recht unangenehm zu sein." Glasenapp I, S. 175. Gewiß, wenn Wagner nichts zu leiden, hätte er auch nichts zu sagen gehabt!

[5]) Cfr. Mitteilung an meine Freunde, S. 65. Ges. Schr. IV, S. 268.

[6]) Ebenda S. 81, 82. Ges. Schr. IV, S. 278, 279.

[7]) Ebenda S. 110. Ges. Schr. IV, S. 296.

[8]) Cfr. ebenda S. 61. Ges. Schr. IV, S. 266.

ging sein Ziel daher jetzt noch nicht über die äußere Grenze des Vorhandenen hinaus, sondern er erkennt nur die Notwendigkeit, das Vorhandene mit Ernst, Wahrhaftigkeit und Sittlichkeit zu erfüllen. Das wahre Wesen der Oper erblickt er in ihrem dichterisch-dramatischen Inhalte, und sein Postulat war noch nichts mehr als eine „gute Oper". „Ist es denn etwas so unendlich Schwieriges, einen guten Operntext zu schreiben? Laßt euch einen guten Rat geben, wie die Sache ganz einfach zu machen ist. Vor Allem habt ‚Poesie' in euch und das Herz auf dem rechten Flecke: da ihr nun so unendlich viel in alten und neuen Büchern leset, so kann es dann ja gar nicht anders kommen, als daß ihr bei dieser oder jener Geschichte oder Sache mit ganzem Herzen haften bleibt, daß ihr nicht weiter gehen könnt, daß ihr plötzlich wundervolle, leidenschaftliche Gestalten vor euch sich bewegen seht, ihre Pulse schlagen fühlt und ihre jauchzenden Hymnen und wehmütigen Klagen vernehmt. Seid ihr nun so weit, so werdet ihr ja gar nicht mehr anders können, als schnell mit der Feder ein glühendes Drama aufzuzeichnen, das aller Menschen Brust erschüttern und hoch erregen muß; ein solches Drama braucht ihr dann nur einem jener kunstgeübten, gefühlvollen Musiker zu übergeben, deren Deutschland jetzt so viele aufzuweisen hat: den wird euer Drama zunächst begeistern, und was er in dieser Begeisterung mit euch in Gemeinschaft erschafft, wird die schönste Oper der Welt sein. — Dazu ist nun allerdings die Gabe der Poesie und das tiefste, zarteste Gefühl von Nöten."[1])

„Mit Ernst an etwas Ernstliches zu gehen", galt ihm als das Haupterfordernis des Künstlers. Es war immer dabei nur von dem Unbestimmten die Rede, noch nicht „das Ernsthafte" fest formuliert. Dem ernsten Inhalte muß aber notwendigerweise die entsprechende Form gegeben werden. „Wenn ich eine Oper machen wollte, die nach meinem Sinne wäre, würden die Leute davon laufen; denn da würde nichts von Arien, Duetten, Terzetten und all dem Zeuge zu finden sein, womit sie heutzutage die Opern zusammenflicken, und was ich dafür machte, würde kein Sänger singen und kein Publikum hören wollen. Sie kennen alle nur die glänzende

---

[1]) Ges. Schr. I, S. 244.

Lüge, brillanten Unsinn und bezuckerte Langeweile."[1]) Als Ideal einer „Oper" erschien ihm jetzt schon das „wahre musikalische Drama".

Er fand sich in Frankreich fremd mit solcher inneren eigenen Welt von „Ernst, Poesie und Gefühl", und so hielt er sein neu gewonnenes eigenes Wesen für einen typischen Zug seines Volkes, seiner Heimat. Ernst, Gefühl und Poesie glaubte er nun im deutschen Wesen vorhanden, da ergriff ihn eine heiße Sehnsucht nach der Heimat, die ihm als der Hort dieser Eigenschaften erschien. Eine glühende Vaterlandsliebe stellte sich bei ihm ein, indem er in schwärmerischer Weise von Landsleuten und Vaterland schrieb. Die Artikel „Über deutsches Musikwesen", der „Freischütz", „Le Freischutz" legen volles Zeugnis davon ab. „Der Italiener ist Sänger, der Franzose Virtuos, der Deutsche ist — Musiker."[2]) „Der Deutsche hat ein Recht, ausschließlich mit ‚Musiker' bezeichnet zu werden — denn von ihm kann man sagen, er liebt die Musik um ihrer selbstwillen, nicht als Mittel zu entzücken, Geld und Ansehen zu erlangen, sondern weil sie eine göttliche, schöne Kunst ist, die er anbetet und die, wenn er sich ihr ergiebt, sein Ein und Alles wird. Der Deutsche ist im stande, Musik zu schreiben blos für sich und seinen Freund, unbekümmert, ob sie jemals exekutiert und von einem Publikum vernommen werden solle."

„Gehet hin und höret an diesem Ort von diesem Autor diese Musik aufführen, so werdet ihr bis zu Thränen gerührt werden, und die Musik wird euer Innerstes durchdringen, ihr werdet wissen, was deutsche Musik ist, ihr werdet empfinden, was es ist, das deutsche Gemüt!"

„Unter diesen einfachen, schlichten Gemütern, wo es sich nicht darum handelt, ein großes gemischtes Publikum zu unterhalten, streift natürlicherweise die Kunst jede kokette und prunkende Außenhülle ab und erscheint in ihrem eigentümlichsten Reize der Reinheit und Wahrheit. Hier verlangt das Ohr nicht allein Befriedigung, sondern das Herz, die Seele will erquickt sein; der Deutsche will seine Musik nicht nur fühlen, er will sie auch denken."

---

[1]) Ges. Schr. I, S. 109.

[2]) Siehe ebenda I, S. 151, 152, 154 u. s. w.

„Die vortrefflichsten echtesten Deutschen sind die Armen; sie lernen in Paris ihre Muttersprache von neuem schätzen und vergessen darüber französisch zu lernen.[1]) Ihr oft schwach gewordener patriotischer Sinn wird hier von neuem gestärkt, und so sehr sie gewöhnlich die Rückkehr in die Heimat scheuen, vergehen sie doch vor Heimweh."[2]) „Reinheit der Empfindung und Keuschheit der Empfindung" nennt er das Erbteil der deutschen Geburt. Dies war das Band, das ihn nun aufs innigste mit Carl Maria v. Weber verknüpfte. In seinem Leipziger kosmopolitisierenden Jugendaufsatz hatte er über Weber abgeurteilt: „er reiche für das dramatische Gebiet nicht aus", jetzt ergeht er sich in schwärmerischer Verehrung über den „Freischütz", ihn als eigenstes deutsches National-Kunstwerk preisend.

„Oh, mein herrliches deutsches Vaterland, wie muß ich dich lieben, wie muß ich für dich schwärmen, wäre es nur, weil auf deinem Boden der ‚Freischütz' entstand! Wie muß ich das deutsche Volk lieben, das den ‚Freischütz' liebt, das noch heute an die Wunder der naivsten Sage glaubt, das noch heute im Mannesalter die süßen, geheimnisvollen Schauer empfindet, die in seiner Jugend ihm das Herz durchbebten! Ach, du liebenswürdige deutsche Träumerei! Die Schwärmerei vom Walde, vom Abend, von den Sternen, vom Monde, von der Dorfturmglocke, wenn sie sieben Uhr schlägt! Wie ist der glücklich, der euch versteht, der mit euch glauben, fühlen, träumen und schwärmen kann! Wie ist mir wohl, daß ich ein Deutscher bin!"[3])

Der Einfluß Webers macht sich auch in der Komposition des ‚Holländer" geltend, die zuerst ausgeführten Stellen, wie z. B. das bekannte „Spinnlied", sind ganz im Weberschen Stile empfunden. Er gelangte somit wieder ins Fahrwasser der deutschen „romantischen Oper", indem er die „süßen Schauer" der Sagenwelt als den Lebens-

[1]) Die Abneigung gegen französische Sprache und Wesen blieb bei Wagner bestehen. cfr. Briefwechsel mit Uhlig (Belloni), S. 32, dazu „Europa" 1841, III, S. 446; „Pariser Intriguen" u. s. w.

[2]) „Europa" 1841, III, S. 448.

[3]) „Dr. Abendzeitung" 169, Freitag, 16. Juli 1841 und Ges. Schr. I, S. 220.

quell gemütstiefer Poesie erfaßte. Das Reich des „Wunderbaren", der „Wunder" erschien ihm jetzt als ein Hort sinniger Ideenwelt. So finden wir denn ihn, der kein Wort und keine Note ohne innere Berechtigung in seinen Werken schrieb, sich hier lustig machen über die Pariser, die die „Freischütz"-Dichtung unlogisch fänden, und ihre „Logik"[1]) geißeln. Er bricht hier eine Lanze für das romantische Wunder-Drama, indem er zu Gunsten der poetischen Idee kritische Bedenken gegen äußere Unwahrscheinlichkeiten als oberflächliche Auffassungen lächerlich macht.

Er hatte nun nichts mehr in Paris zu lernen und zu suchen, er sehnte sich nach der Heimat, die er gern verlassen, um die errungenen Erfahrungen zu verwerten, er suchte dort den Boden, auf dem er seine Kräfte bethätigen konnte, er wollte seiner eigenen Nation nun ein selbständiger Künstler sein, die so unselbständig in künstlerischen Dingen war. Er erkennt, wie nichtig jene „Kunst" schon an der Quelle war, um wieviel weniger mußte sie für Deutschland sich eignen, das von ihr überschwemmt wurde. Die natürliche Verschiedenheit der Nationen und Rassen war ihm klar geworden, in einfacher Konsequenz mußte er postulieren: dem eigenen Lande die eigene Kunst! Er reicht seinen „Rienzi" nun in der Heimat zur Aufführung ein, dessen Annahme durch das Dresdener Hoftheater zum entscheidenden Wendepunkt seines Lebens ward.

„Ein empfindungsvoller, sehnsüchtiger Patriotismus stellte sich bei mir ein, von dem ich früher keine Ahnung gehabt hatte. Dieser Patriotismus war frei von jeder politischen Beifärbung." Wagner verließ Paris im Jahre 1842 — „zum erstenmale sah ich den Rhein — mit hellen Thränen im Auge schwur ich armer Künstler meinem Vaterlande ewige Treue".

§ 6. Reformationsbestrebungen.

In Paris also hatte sich in Wagner eine Selbständigkeit auszubilden begonnen, die die Grundlage für seine gesamte spätere Entwickelung bildet. Die ferneren Stufen dieser Entwickelung sind nur als konsequent fortschreitende Erweiterungen dieser Grundlage

---

[1]) Ges. Schr. I, S. 235 u. f.

zu betrachten. Fassen wir noch einmal kurz zusammen, zu welchen Ergebnissen und Forderungen Wagner gekommen war: Das Kunstleben der Öffentlichkeit ist ein unwahres, die Kunst hat den Zusammenhang mit dem Volkstum verloren. Sie ist zum Gegenstand finanzieller Spekulation und zum oberflächlichen Unterhaltungsmittel geworden. Form und Inhalt entsprechen nicht mehr dem reinen Wesen der Kunst. Dieses Kunsttreiben hat sich vom Auslande her über Deutschland verbreitet und bedroht die echt nationale künstlerische Produktion Deutschlands; gelingt es jedoch einem Künstler Deutschlands, in dem das Volkstum noch seine unverdorbene Frische sich erhalten hat, selbständig eine diesem Volkstum entsprechende Kunst hervorzubringen, so wird Deutschland seine eigene, einzig entsprechende Kunst besitzen und zugleich befruchtend auf das Ausland wirken können.

Die „ewige Treue", die Wagner seinem Vaterlande schwur, barg das Gelöbnis, seiner Nation in diesem Sinne „Künstler" zu sein, in sich. Er betrat den Boden seiner Heimat mit der Hoffnung, durch künstlerische Thaten jenes Ziel innerhalb der gegebenen Verhältnisse zu erreichen, indem er ohne weiteres dem deutschen Volkstume eine sofortige Empfänglichkeit dafür zumaß. Aus dieser überschwänglichen Hoffnung entsprang auch jene überschwängliche Freude, mit der er den deutschen Boden begrüßte. Die Annahme des „Rienzi" dünkte ihm „Erlösung". Solange er nun nicht Erfahrungen machte, die ihm seine auf die „Heimat"[1]) gesetzten Erwartungen als trügerische erkennen ließen, blieb der Glaube unerschüttert, daß es ihm nun gelungen, in Frieden und Ruhe geradenwegs sein gestelltes Ziel zu erreichen. Wir nennen diesen Zeitraum, den wir formell mit dem Jahre 1849 beschließen, die Zeit der „Reformationsbestrebungen" und schließen den ganzen

[1]) Noch in viel späterer Zeit gebraucht er das Wort „Heimat" in der Bedeutung des Sichverstandenwissens und der Möglichkeit, seine Kräfte ungehindert entfalten zu können. Vergleiche die von Tappert mitgeteilte Stelle eines Briefes (Tappert, S. 91), wo er dem jungen König Ludwig sagt: „Es ist mein Vaterland, meine Heimat, mein Glück!" Vergl. auch Mitteilung an meine Freunde, S. 183, wo er in Liszt die „an falschem Ort gesuchte, nie gefundene Heimat für seine Kunst" gefunden zu haben meint.

Dresdener Aufenthalt damit ein. Freilich ist diese Periode nicht ohne innere Verschiedenheiten. Die glückliche, frohe Hoffnung, mit der er die Heimat begrüßte, kontrastiert scharf mit den Enttäuschungen, unter welchen er sie wieder verließ. In der Überschwänglichkeit jener Hoffnungen selbst war von Anfang an der Grund zu diesem Widerspruch gegeben. Die Erwartungen, die er auf die Heimat setzte, waren viel zu sanguinisch und viel zu unnatürlich optimistisch, als daß nicht binnen Kurzem eine herbe Entnüchterung folgen mußte. Wagners Heimatsliebe war entfacht worden durch die Leiden, welche er als Mensch und Künstler in der Fremde litt. Er identifizierte nun seine eigenen idealen Anschauungen von der Heimat mit dieser selbst und glaubte in seinem enthusiastischen Optimismus, daß das, was er im Vaterlande suche, wirklich dort vorhanden sei. In solch naiver Erwartung durch die begeisterte Aufnahme seines „Rienzi“, der ihn im 28. Jahre seines Lebens sofort zum gefeierten dramatischen Komponisten machte, bestärkt, ging er an sein Reformationswerk der deutschen Oper. Aber schon bei dem ersten Schritt auf diesem Wege, bei der Aufführung des „Holländer“, dessen Erfolg sich keineswegs mit dem des „Rienzi“ messen konnte, ward er stutzig; und die Aufnahme des „Tannhäuser“ überzeugte ihn, daß das deutsche Publikum im Ganzen weit davon entfernt sei, sein reformatorisches Wirken zu erfassen. Damit gelangte er zu der Überzeugung, daß die öffentlichen Kunstverhältnisse in Deutschland keine anderen seien, als die, die er in Paris kennen gelernt. Was blieb ihm nun übrig? Seine Hoffnung war auf das deutsche Publikum gerichtet, — als diese sich trügerisch erwies, folgte mit Notwendigkeit, daß er das Verhältnis von Kunst und Gesellschaft überhaupt in Erwägung zog und zu dem Ergebnis kam: Eine Umwandlung der künstlerischen Verhältnisse kann nur ermöglicht werden durch allgemeine Umgestaltung der gesellschaftlichen. Somit erweiterte sich sein künstlerisches Reform-Ideal zu einem politisch-sozialen. Und dies warf ihn der demokratischen Bewegung in die Arme, die da glaubte, eine politische Umänderung Deutschlands würde zugleich eine soziale nach sich ziehen und das goldene Zeitalter auf Erden mit sich bringen. Die politischen Hoffnungen waren im öffentlichen Leben vorherrschend, die politische Verbesserung

Deutschlands lag sozusagen in der Luft; war es da ein Wunder, daß Wagner sie in seine lebhaft erregten Gedanken mit aufnahm? — Er glaubte felsenfest an eine politisch-soziale Reformation und hing seine Ideale daran; — erst als diese ausblieb, ging er zur Revolution über. So vollzieht sich in allmählicher Steigerung und Erweiterung Wagners Entwickelung von der Pariser Emanzipation bis zur Revolution mit einer fast dramatischen Konsequenz, und entsprechend dieser Momente wollen wir auch die „Reformationsperiode" in drei einzelnen Abschnitten schildern.

Erster Abschnitt: Versuch einer Reformation der „deutschen Oper".

Die Annahme seines „Rienzi" und der außerordentliche Erfolg desselben verjagte die trüben Stimmungen der Pariser Leidenszeit mit einem Male, — mutige Zuversicht beseelte ihn, den neu entdeckten Pfad der vaterländischen Kunst in froher Hoffnung zu verfolgen. Die Verbitterung, die in Paris durch Armut und Not ihn erfüllte, wich, als er sein Streben mit äußerlichem Erfolge belohnt sah. Wir finden in der Dresdener Zeit keine so herbe Verurteilung der „reichen Komponisten" und bittere Hervorkehrung des „armen deutschen Musikers" mehr, dessen „Schutzgöttin Not und Sorge sind, falls er nicht etwa Kapellmeister eines Hoftheaters geworden ist". Nun hatte er selbst diese Stufe erklommen. Was war natürlicher, als daß das Gefühl glücklicher Zufriedenheit ihn überkam? Wagner fühlte sich hier, wohl zum einzigenmale in seinem Leben, eine Zeitlang zufrieden und glücklich, die besten Aussichten standen ihm offen. Sah er sich doch jetzt in der Möglichkeit, als ausübender wie als produzierender Künstler seine beiden Ziele zu erreichen: die exakte Wiedergabe klassischer musikalischer Dichterwerke und die Komposition deutsch-dramatischer Opern.

Es kann hier Glasenapp[1]) durchaus nicht Recht gegeben werden, wenn er die spätere Behauptung Wagners in der Mitteilung an meine Freunde ohne weiteres nachredet: „Wagner habe

---

[1]) Cfr. Glasenapp I, S. 148—150 u. s. w.

aus künstlerischen Rücksichten eine innere Abneigung gehegt", die Anstellung am Dresdener Hoftheater anzunehmen. Sollte eine solche Abneigung wirklich in Betracht zu ziehen sein, so ist jedenfalls die Hoffnung auf Erreichung künstlerischer Ziele viel größer gewesen. Wagner war ein viel zu energischer Charakter, als daß er sich einer derartigen Inkonsequenz hätte schuldig gemacht. Die Konflikte mit seiner amtlichen Stellung sind erst später eingetreten, und Wagner trug dann durchaus kein Bedenken, sich davon bestimmen zu lassen. Es ist nicht zu billigen, wenn Meinungen Wagners aus späterer Zeit für frühere Perioden präokkupiert werden in der Absicht, den späteren Wagner auf den ganzen, werdenden Künstler zu übertragen, wodurch die reiche Entwickelung der Persönlichkeit in bedenklichem Grade verwischt wird. Wagner selbst giebt noch in der „Mitteilung an meine Freunde" zu, daß er sich bei Annahme der wichtigen Stellung „einer freudigen Täuschung überlassen habe".[1]) „Nach langem Ringen in den kleinlichsten Verhältnissen, nach härtesten Kämpfen, Leiden und Entsagungen unter dem lieblosen Pariser Kunst- und Lebensgetriebe befand ich mich schnell in einer anerkennenden, fördernden, oft liebevoll entgegenkommenden Umgebung. Wie verzeihlich, wenn ich begann, mich Täuschungen zu überlassen, aus denen ich doch mit schmerzlicher Empfindung wieder erwachen mußte. Durfte nun aber Eines geeignet sein, mich über meine wahre Stellung zu täuschen, so war dies der ungemeine Erfolg der Aufführung meines ‚Rienzi' in Dresden: ich ganz Einsamer, Verlassener, Heimatloser fand mich plötzlich geliebt, bewundert, ja von vielen mit Erstaunen betrachtet, und, dem Begriffe unserer Verhältnisse gemäß, sollte dieser Erfolg für meine ganze Lebensexistenz eine gründliche dauernde Basis des bürgerlichen und künstlerischen Wohlbefindens gewinnen durch meine, alles überraschende Ernennung zum Kapellmeister der Königlich Sächsischen Hofkapelle."

Wie bekannt, geschrieben 1851. Wagner sucht hier später seinen Freunden zu erklären, wie er dazu gekommen, eine Stelle anzunehmen, die er nach Ansicht der Öffentlichkeit schnöde und undankbar verlassen. Die von ihm konstatierte „Selbsttäuschung" spricht

---

[1]) Cfr. Mitteilung an meine Freunde, Orig., S. 74 und 77.

weiter nichts aus als die Anerkennung des großen Kontrastes zwischen seiner Stellung und seinen Anschauungen 1842 und 1851. Wagner gesteht zwar, daß diese Selbsttäuschung eine „nicht ganz unbewußte“ gewesen und daß nach seinen Pariser Erfahrungen Abneigung und „inneres Bedenken“ thatsächlich obgewaltet, doch kann der etwaige „Widerwille“ gegen die, eben diese Periode charakterisierende freudige Zuversicht gar nicht in Betracht kommen.[1]) Daß es Wagner ernstlich darum zu thun war, die Stelle am Königlichen Hoftheater zu erhalten, beweisen die bescheidenen Bedingungen, unter welchen er sich anbot. Prölß[2]) giebt darüber folgenden, auf Kenntnis der Akten beruhenden Bericht: „Da aber Gläser (der Mitbewerber Wagner's) eine völlige Gleichstellung mit Reissiger (dem schon vorhandenen ersten Kapellmeister) zur Bedingung gemacht, was dieser nach bereits 15jähriger Dienstzeit als eine Kränkung aufnehmen konnte, Wagner dagegen sich schon für sehr geehrt erklärt hatte, wenn man ihn mit 1200 Thaler Gehalt als Musikdirektor anstellen würde, so war es auch eigentlich nur der Letztere, welchen Lüttichau empfahl.“ Nicht lediglich die Rücksicht auf die bisherigen zerrütteten und kummervollen äußeren Verhältnisse[3]) hat die Annahme der Stelle bewirkt, sonst würde er diese mehr als eine einstweilige, vorübergehende Unterkunft betrachtet haben. Er ließ vielmehr seinem Gesuch am folgenden Tage noch einen längeren Brief folgen, worin er die Gründe entwickelt, die ihn veranlaßten, insofern wieder zurückzutreten, als er nach reiflicher Erwägung „eine provisorische Anstellung als Musikdirektor auf Probe nicht annehmen könne“.

Lüttichau empfahl ihn dem Könige aufs beste: „Seine hiesigen Leistungen, wie sein Benehmen haben mich überzeugt, daß durch ihn der vorerwähnte Zweck am sichersten erreicht werden dürfte.“ Daß dieses „Benehmen“ ein grundverschiedenes von dem sein mußte, über welches Lüttichau später berichtet,[4]) ist einleuchtend. Von der „inneren

---

[1]) Auch aus dem Munde eines jener Dresdener Freunde, des Herrn Prof. Dr. Kietz, ist mir dies bestätigt worden.

[2]) Robert Prölß, Geschichte des Hoftheaters zu Dresden, 1878, S. 536.

[3]) Siehe Mitteilung an meine Freunde, Orig., S. 76, u. Glasenapp I, S. 150.

[4]) Siehe Prölß, S. 552: „Bei dieser Gelegenheit (1849) sprach Lüttichau unumwunden seine Unzufriedenheit über Wagners Dienstbenehmen aus“ u. s. w.

Abneigung", die Wagner später offen gegen Lüttichau aussprach,[1]) mußte Letzterer noch nichts haben merken können. Überhaupt waren die Verhältnisse der Dresdener Hofbühne so beschaffen, daß Wagner sie als relativ günstigste Bedingungen für die Erreichung seiner jetzigen reformatorischen Ziele betrachten konnte. Carl Maria von Weber hatte die bisher am Dresdener Hoftheater als Stiefkind behandelte „deutsche Oper" zu einem maßgebenden künstlerischen Faktor erhoben und als Komponist wie als Dirigent eine völlig neue Bahn eröffnet. Die „deutsche Oper" Webers hatte über die bisher gepflegte italienische gesiegt, und das Wirken Webers reichte über die lokalen Grenzen weit hinaus, sein Werk war ein Reformations-Unternehmen,[2]) das Dresden an die Spitze einer neuen Richtung stellte. Diese traf mit der Wagnerschen vollkommen zusammen. In seinem „Freischütz" hatte Weber das „Volkstum" so lauter und rein sprechen lassen, Wagner hing mit der schwärmerischen Neigung an diesem Volkstum, am Komponisten und an dessen Werken, die sich im Jahre 1844 noch in unveränderter Weise in der Rede an Webers Grabe[3]) deutlich ausspricht. Wo hätte Wagner seine „Heimat" anders suchen und finden sollen, als an dem Orte, dem eben dieser geliebte Weber den charakteristischen Stempel seines Wesens aufgeprägt hatte und der noch außerdem die hervorragendste Bühne seiner wirklichen, engeren Heimat war, an den ihn liebe Jugenderinnerungen fesselten und den er sich zur Aufführung seines „Rienzi" erwählt hatte? Webers ganze Thätigkeit war eine solche gewesen, daß sie mit den Prinzipien Wagners übereinstimmen mußte. Weber legte den Nachdruck ebenfalls auf das „dramatisch-musikalische", er schuf in diesem Sinne Neuerungen, mit denen er auf lebhafte Opposition stieß, so z. B. schrieb er in die „Dresdener Abendzeitung" „dramatisch-musikalische Notizen über kommende Opern-Novitäten", richtete eine neue Anordnung des Orchesters ein u. s. w. Neben dem Umstande, daß durch Weber am Dresdener Hoftheater der Grund für

---

[1]) Siehe Prölß, S. 552: „In seiner Erwiderung", heißt es im Protokolle, „gestand Wagner ein, wie wenig er überhaupt mit der bisherigen und jetzigen Direktorialführung zufrieden und einverstanden sei" u. s. w.

[2]) Ausführlicheres siehe Prölß, S. 381—423.

[3]) Siehe Ges. Schr. II, S. 46—48.

Bestrebungen Wagners am günstigsten geebnet war,[1]) mußten auch die dort zu Gebote stehenden Mittel Wagner als die geeignetsten für seine Zwecke erscheinen. Die Kapelle war eine der vorzüglichsten ihrer Zeit, das Opernpersonal wies die von Wagner schon in früherer Zeit bewunderte, sein Leben lang gefeierte Schröder-Devrient auf, ferner Josef Tichatschek, welcher den Rienzi ihm zur vollen Befriedigung gab und den er lange Zeit sehr hochschätzte.[2]) Wagner selbst äußerte sich: „Die Annahme, daß ich bei der gewonnenen mir so günstigen Stimmung der Umgebung und namentlich bei dem bestechend schönen Bestande der vorhandenen Kunstmittel jedenfalls viel Gutes für die Kunst zu Tage fördern können würde, bekämpften, wie bei noch mangelnder Erfahrung gerade nach dieser Seite hin leicht erklärlich ist, bald siegreich meine Abneigung." Das Resultat ist und war: „Ich ward — froh und freudig! — Königlicher Kapellmeister."[3])

Ein weiteres und wichtiges Argument für die Behauptung, daß Wagner — im Gegensatz zu der Glasenappschen Ansicht — mit freudiger Hoffnung und Zuversicht auf ein reformatorisch-künstlerisches Wirken seine Kapellmeisterstelle in Dresden übernommen habe, ist in einem Briefe enthalten, den Wagner von Dresden aus an seinen intimen Freund, den Philologen Lehrs, nach Paris richtete, datiert den 7. April 1843. Er schreibt: „Ich habe mich nun ins Joch begeben. Jedoch will ich nicht murren. Das Joch ist leicht und, wo es drückt, giebt es nach. Ich werde hier mit einer Auszeichnung behandelt, wie sie in denselben Verhältnissen gewiß noch keinem zu teil geworden ist." Ferner schreibt Wagner in

---

[1]) In Berlin z. B., wo die italienische Oper durch Spontini wieder ganz zur Herrschaft gelangt, wurde der „Holländer" nicht zur Aufführung gebracht; in München hatte man ihn rundweg abgelehnt, in Dresden jedoch Wagner mit der verhältnismäßig möglichsten Zuvorkommenheit Aufnahme bereitet.

[2]) Erst aus der aufgeregten Züricher Zeit finde ich ein briefliches, sehr aberkennendes Urteil über Tichatschek, das mir in gewisser Beziehung nicht ungerechtfertigt erscheint, wenngleich ich die Veröffentlichung aus persönlichen Gründen mir versagen muß.

[3]) Mitteilung an meine Freunde, S. 76. Ges. Schr. IV, S. 275.

diesem Briefe, wo er von sich in der Pariser Zeit als einem „Vagabunden“ spricht, daß man von ihm die „Reorganisation des hiesigen Musikwesens“ erwarte, auch daß der König ihm wohlgesinnt sei, „wahr, schlicht und empfänglich für Schönes, ein Friedrich Wilhelm IV.“ Wagner wünscht, daß keine „europäische, sondern eine deutsche Oper“ geschaffen werden müsse.[1])

Als „Königlichen Kapellmeister“ haben wir ihn nun in dieser Periode zu betrachten, wie er in Wirken und Werken sich weiter entwickelt. Sein Wirken entfaltet sich programmatisch nach zwei Richtungen: als Dirigent und als Komponist. Als ersterer strebt er die exakteste Herausgestaltung der dichterischen Ideen hervorragender Meisterwerke an, in völlig selbständiger, von der bisher gepflegten Tradition ganz abweichender Weise. Er suchte in den Kunstwerken zuerst die zu Grunde liegende Idee zu erfassen, welcher er dann die Details in minutiösester Weise bei „drastischer Deutlichkeit der Vortragsnuancen“ unterordnete, indem er das Hauptgewicht auf eine dramatisch sich entwickelnde Steigerung legte. Damit begründete er den eigentümlichen Vortragsstil, durch den er Schöpfer einer neuen Dirigentenschule und einer reformierten Vortragsweise ward, über die er sich später in seiner Schrift „Über das Dirigieren“ des Näheren ausgesprochen. Seine größte Leistung als Dirigent war die Aufführung der neunten Symphonie Beethovens, deren dichterischen Ideengehalt er nachwies und in einem Programm bei der Aufführung am 5. April 1846[2]) veröffentlichte. Das bisher

---

[1]) Ich danke die Einsicht in dieses sehr umfangreiche und außerordentlich viel Wichtiges enthaltende Schriftstück der Güte des Besitzers, Herrn Prof. Dr. Kietz in Dresden.

[2]) Ein jetzt noch lebender Freund Wagners aus damaliger Zeit teilte mir mit, daß das „Programm“ zur neunten Symphonie, in Bd. II der Ges. Schr. enthalten, von Wagner bereits in Paris konzipiert war, eine Thatsache, die für die Erläuterung von Wagners in Paris komponierter „Faust-Ouverture“ in Betracht zu ziehen wäre. — Wagner wies in einigen erläuternden Notizen im „Dresdener Anzeiger“ das Publikum auf die Symphonie noch besonders hin. Cfr. Nr. 83, 24. März 1846, S. 14: „Allen Verehrern des wundervollen Meisters Beethoven.“ — Nr. 90, 31. März 1846, S. 12: „Würde es nicht gut sein, wenn“ u. s. w. — Nr. 92, 2. April 1846, S. 10: „Es war einmal ein Mann, der fühlte sich gedrängt“ u. s. w.

verkannte und unverstandene Werk erlebte durch Wagner seine eigentlichste Lebendigwerdung; es ist seitdem namentlich von Wagnerscher Seite ein begehrtes klassisches Meisterwerk geworden, nachdem man es früher als künstlerische Monstrosität beiseite gelegt hatte. Die Aufführung der neunten Symphonie war für Wagner der erste entscheidende Sieg auf seiner eigenartigen Dirigenten-Bahn und festigte sein Selbstvertrauen: „In mir bestätigte sich bei dieser Gelegenheit das wohlthuende Gefühl der Fähigkeit und Kraft, das, was ich ernstlich wollte, mit glücklichem Gelingen durchzuführen.“[1]) —

Zweiter Abschnitt: Wagner im Konflikt mit seiner Thätigkeit am Hoftheater zu Dresden.

Sein Wirken an der Dresdener Hofbühne beschränkte sich nicht darauf, einfach die ihm gewordenen Amtsaufträge zu erledigen, sondern war vielmehr die Bethätigung seiner programmatisch festgestalteten Prinzipien, bei denen seine energische Natur keinen Kompromiß anerkennen wollte. Die deutsche dramatische Oper war, als solche noch im ersten Stadium der Entwickelung begriffen, weniger ein Bedürfnis der Allgemeinheit, die sich mit dem Gegenwärtigen begnügt. Wagner verlangte „ein besonderes Zusammenwirken aller vaterländischen Intelligenz, um — zumal dem italienischen Opernwesen zum Trotz — die deutsche dramatische Musik zu fördern,[2]) und forderte von Publikum, Presse und Theaterleitung vereinte Anerkennung dieses Programms. Damit stieß er auf Widerstand. Das Repertoire der deutschen Bühnen setzte sich noch aus den Werken ausländischer Stilarten zusammen, die durch die geschichtliche Vergangenheit in Dresden besonders gepflegte italienische Oper stand dort wie überall trotz Webers Kämpfen noch in Ansehen und hatte die Geschmacksrichtung des Publikums durch Gewohnheit bestimmt. Neben ihr hatte die französische „große Oper“, mehr

---

[1]) Ges. Schr. II, S. 56. —

[2]) „Allgem. Wiener Musik-Zeitung“ 1843, S. 504.

oder weniger aus dem italienischen Stile entwickelt, die Bühnen des Auslands erobert, so daß Wagners Forderung der Verweisung fremdländischer Kunst-Erzeugnisse die Verbannung alles dessen bedeutete, worauf die Bühnen sich stützen konnten. Denn die französisch-italienische Oper galt auch dem Gros der deutschen Komponisten noch als maßgebendes Stilmuster. Wagners berechtigte Forderung einer deutsch-dramatischen Oper konnte sich naturgemäß nur auf dem Wege allmählicher Entwickelung erfüllen. Wagners leidenschaftlichem Charakter lag es aber gänzlich fern, sich mit dem langsamen Tempo dieser Entwickelung zu begnügen, er postulierte viel zu ungestüm und zu rigoros, und damit begann ein abermaliges „Leiden". Er kam in Konflikt mit der Kritik, mit dem Publikum und mit der Behörde.

Für die erste Zeit seiner Dresdener Thätigkeit herrschte jene zufriedene Stimmung bei ihm vor, die ihm die Gewinnung der „Heimat" gewährte, woran ihn der Erfolg des „Rienzi" glauben gemacht. In seinen idealistischen Voraussetzungen lag jedoch ein Irrtum verborgen, der ihn notwendigerweise in einen neuen Konflikt bringen mußte. Die Ansichten von Deutschtum und von deutscher Musik waren von seiner warmen, sehnsüchtigen Phantasie zu hell gemalt worden, als daß sie beim Zusammentreffen mit der Wirklichkeit nicht getrübt worden wären. Wagner machte im Laufe der Zeit die Erfahrung, daß die Anschauung der Dinge auch in der Heimat nur die seines persönlichen Wunsches gewesen und daß er sich in der Wirklichkeit getäuscht. Die erste Täuschung brachte ihm die Aufführung seines „Holländer". In bestem Glauben gab er dieses Werk, in dem sich seine gewonnene Originalität zum erstenmal manifestierte, dem Publikum, das ihn nicht verstand, nicht verstehen konnte. Der „Rienzi" mußte wirken, denn er war in dem dem Publikum gewohnten Stile geschrieben; der „Holländer" mußte fremd erscheinen, abgelehnt werden, weil seine Erscheinung außerhalb des Erkenntnisvermögens des Publikums lag. Er legte hier zum erstenmale der Welt das Resultat eines inneren Kampfes vor, der sich entwickelt hatte aus dem Widerstreit seiner persönlichen Empfindung mit der Allgemeinheit; wie konnte diese es erfassen, da ihr selbst dieser Widerstreit noch unbekannt war? Für Wagner

bedeutete der „Holländer" ein persönliches Erlebnis, der großen Menge erschien er unverständlich.

Wagner hatte Bedingungen als vorhandene vorausgesetzt, welche zu schaffen erst seine geschichtliche Mission war. Er geriet jetzt durch die leidenschaftlich geforderte Anerkennung seines Wirkens in den direkten Konflikt mit dem Publikum, der sein Leben lang währte. Beethoven hatte sich in der Lage mürrisch zurückgezogen und ging dem Publikum aus dem Wege, Wagner nahm den Kampf auf, da ihm das Kunstwerk, besonders sein dramatisches, als den Zweck verfehlend erschien, wenn es nicht als lebensvolle Erscheinung in die Wirklichkeit träte, sondern nur als persönliche Entäußerung des Künstlers dem Papier anvertraut bliebe. Wie sehr er auch früher[1]) Beethovens Standpunkt gewürdigt, er selbst konnte sich jetzt doch nicht dazu entschließen.

Das „Nichtverstandensein" von Seiten des Publikums, die aberkennenden Urteile der Kritik brachten ihn in eine „leidensvolle" Lage. Gegen letztere suchte er sich, wie ehedem Weber, zu wehren und zu verteidigen, indem er Entgegnungen und Rechtfertigungen schrieb,[2]) die natürlicherweise gänzlich ihren Zweck verfehlten.

So finden wir ihn denn bald in heftigem Konflikt mit der Kritik geraten, wodurch seine innere Ruhe lebhaft erschüttert wurde. Mochten die Angriffe,[3]) deren er sich während seines Dresdener

---

[1]) Cfr. S. 63 dieses Bandes.

[2]) Siehe „Allgem. Wiener Musik-Zeitung" 1843, Nr. 119; im „Dresdener Anzeiger" 1846.

[3]) Man vergl. hierzu: Hugo Dinger, „Eine Polemik R. Wagners aus dem Jahre 1846", „Musikal. Wochenblatt" 1890; ferner „Dresdener Anzeiger" 1846, eine Entgegnung Wagners enthaltend (Kopie im Wagner-Museum zu Wien), eine anonyme Anschuldigung in Nr. 97 des genannten Blattes vom 7. April 1846, S. 14 u. s. w. Ferner siehe „Dr. Anzeiger", Nr. 77, 18. März 1846, S. 12:

„Lieber Freund, Du forderst mich auf, gegen das Stadtgerede, das sich jetzt mit so unerhörter Geschäftigkeit meiner annimmt, etwas zu thun. Jean Paul traf einmal mit Goethe zusammen, und beide unterhielten sich von den unverschämten und schadensüchtigen Gerüchten, die sich zu verschiedenen Zeiten über sie verbreitet hatten; Jean Paul äußerte, er werde nichts gegen derlei Redereien thun, oder mindestens erst abwarten,

Aufenthaltes ununterbrochen ausgesetzt sah, auch meistens aus persönlicher Gehässigkeit, Kollegen-Neid, Amtsintriguen u. s. w. geschehen, so stützte sich doch die feindliche Kritik auf seine von der bisherigen Gewohnheit so gänzlich abweichende Dirigententhätigkeit, indem sie die Neuerungen und individuellen Auffassungen Wagners als fehlerhafte bezeichnete. Er suchte sich in einer öffentlichen Entgegnung zu rechtfertigen, indem er nachwies, daß sein Bestreben auf die Erforschung und richtige Ausführung der von dem Komponisten selbst gewollten Auffassung zurückgehe und wenn er von der „Tradition" abweiche, diese selbst fehlerhaft sei, indem sie den Absichten der schaffenden Künstler durchaus widerspreche. Man hatte ihm eine unrichtige Vortragsweise, z. B. der Mozartschen Opern, vorgeworfen: er rechtfertigte sich dadurch, daß er nachwies, daß seine Auffassung

---

bis man behaupte, er habe silberne Löffel gestohlen; Goethe sagte, er würde auch dann noch nichts thun. — Wenn ich nun einem Manne wie Goethe leider in nichts gleichen kann, so laß mich es ihm doch darin gleichthun, daß ich einem ekelhaften Stadtgerede, das, je alberner und höher es sich steigert, in seiner Haltlosigkeit desto eher auch wieder zurücksinken muß, nur die gründlichste Verachtung entgegensetze. Nach dem, was Du mir gestern mitteiltest, scheint in Wahrheit nun kein äußerstes mehr zu erfinden übrig, und, nehmen wir an, daß, wenn sich nun die Leute nicht noch weiß machen wollen, ich habe mich erschossen oder ins Wasser gestürzt, dieser Stadtklatsch jetzt bald sein Ende erreicht haben müsse. Schon jetzt bin ich jedoch durch die Erfahrung der unermüdlichen Teilnahme gerührt, die meiner geringen Person gezollt wird, zumal wenn es sich um die Erfindung, Übertreibung und Verbreitung von Gerüchten handelt, die mir unter Umständen wohl zum Schaden gereichen dürften. — Glaubst Du, daß es mir unnachteilig sein könnte, wenn diese Gesinnung meinen Freunden bekannt würde, so kannst Du nach Deinem Belieben diese Zeilen im ‚Anzeiger' abdrucken lassen.

Dresden, den 16. März 1846.

Dein

R. W."

Der Empfänger obiger Zuschrift glaubt ebensowohl im Interesse der Wahrheit und guten Sache, als seines schwer gekränkten Freundes zu handeln und sich den Dank aller derer, die diesem wohlwollen, zu erwerben, wenn er, von der ihm gegebenen Befugnis Gebrauch machend, die obenstehende Mitteilung der Öffentlichkeit übergiebt. A. P.

ihm von einem persönlichen Schüler Mozarts, Dyonis Weber, als die von Mozart selbst gewollte, richtige bezeichnet worden sei.

Wagner mußte schließlich einsehen, daß seine heißen Erwartungen, die er auf Dresden gesetzt, sich nicht erfüllten: „Wie ich in Paris enttäuscht worden war, sollte ich es nun auch in Deutschland werden. Mein ‚Fliegender Holländer‘ hatte allerdings die neue Welt noch nicht entdeckt, sein Weib konnte ihn nur durch ihren und seinen Untergang erlösen."

Die anfänglich behagliche „sinnliche Stimmung" kontrastierte jetzt heftig gegen seine innere qualvolle Unzufriedenheit, gegen den „Jammer", der sich oft in „tobendem Schluchzen" äußerte. Er fühlte Scham und Ekel über die Täuschung, sich dieser „sinnlichen Behaglichkeit" hingegeben zu haben, und den Widerstreit dieser Empfindungen gab er im „Tannhäuser" dichterische Gestaltung. „Sinnlichkeit und Lebensgenuß stellten sich meinem Gefühle nun in der Gestalt dessen vor, was unsere moderne Welt als Sinnlichkeit und Lebensgenuß bietet."[1]) Das Sichlosreißen Tannhäusers aus dem Venusberg bedeutet die Loslösung des sittlichen Triebes im Menschen aus den Banden abstumpfender Genußsucht, in welcher bis zur sittlichen Ohnmacht ihm schon in Paris „die moderne Welt" verstrickt erschien. Der „Venusberg" ist die Versinnbildlichung des „Konventionellen". Bereits der „Holländer" hatte die Erlösung des ruhelosen Individuums zum Problem gehabt, aber dort handelte es sich um ein Individuum, das die „Erlösung" in einem „Umschlossensein von einem innig vertrauten Allgemeinen, aber von einem Allgemeinen, das es noch nicht kannte, sondern nur erst ersehnte, in der Verwirklichung des Begriffes Heimat suchte".[2]) Da Wagner unterdessen der Glaube an die „Allgemeinheit" verloren gegangen, erschien ihm diese selbst nun als die Erlösungsbedürftige.

Im „Tannhäuser" stellt das Individuum noch kein bestimmtes Verlangen an die Allgemeinheit, sondern begnügt sich mit der Erkenntnis und dem thätigen Erfassen des sittichen Entwickelungsgedankens. Wagner hatte im Gewande eines historischen

---

[1]) Mitteilung an meine Freunde, S. 82. Ges. Schr. IV, S. 278.

[2]) Mitteilung an meine Freunde, S. 65. Ges. Schr. IV, S. 268.

Dramas [1]) dieser Idee Ausdruck geben wollen, der Stoff des „Tannhäuser" zog ihn jedoch mächtiger an, so daß das Werk, äußerlich dem „Rienzi" ähnlich, nicht vollendet ward. „In freiem dichterischen Gestaltungstrieb" erfaßte er die Figur Manfreds des Hohenstaufen, den er durch ein „prophetisch" begeistertes Weib aus dem Zustande der Mutlosigkeit und Versunkenheit in lyrische Ergötzung, in die ihn die Sinnlichkeit arabischen Lebens gebracht hatte, herausreißen und zur mutigen That anspornen ließ. Das Problem war, der Fürst solle aufgerüttelt werden, um die That der Erlösung des Volkes zu vollbringen. Was bei Tannhäuser durch eigene Erkenntnis sich vollzieht, die Aufraffung aus den Banden der „Sinnlichkeit", geschieht bei Manfred von außen her, durch den Mund der „Prophetin". Abgesehen von dem Stil der „großen historischen Oper", in dem das Werk konzipiert, muß schon um dieses Zuges willen das Problem der „Tannhäuser"-Dichtung als ein ungleich höheres angesehen werden.

Dem „Tannhäuser" folgte sofort der Entwurf zu den „Meistersingern von Nürnberg". Wir haben das ausgeführte Kunstwerk hierbei nicht in Erwägung zu bringen, da es erst im Jahre 1867 vollendet ward und den Stempel dieser Periode viel zu deutlich an sich trägt, als daß es hier schon in den Einzelheiten für die Weltanschauung Wagners in Betracht zu ziehen wäre.[2]) Nur den in der Mitteilung an meine Freunde gegebenen Gedankengang der Dichtung haben wir hier zu berücksichtigen und zu konstatieren, daß der Grundgedanke ist: die Überwindung einer historisch nicht mehr berechtigten Kunst durch eine neue, aus den natürlichen Bedingungen und Gefühlen entsprungene, Sanges- und Dichtweise zum Heile des Volkstums. „Ich faßte Hans Sachs als die letzte Erscheinung des künstlerisch

---

[1]) Die „Sarazenin" betitelter Entwurf in den „Bayr. Blättern" 1889. I. Stück, abgedruckt mit einer Vorbetrachtung von H. von Wolzogen, vergl. dazu Mitteilung an meine Freunde, S. 69—70. Ges. Schr. IV, S. 270—271.

[2]) Es existiert ein gedruckter früherer Entwurf der Dichtung, der jedoch nicht im Handel erschienen ist und dessen Entstehungsjahr mir unbekannt. Nach persönlichen Mitteilungen zu schließen, enthielt er mannigfache Abweichungen, wie der in der Mitteilung an meine Freunde gegebene Inhalts-Auszug angiebt, S. 91—94, Ges. Schr. IV, S. 284—286, wo z. B. Beckmesser von Sachs ein Probelied fordert, anstatt es nach der jetzigen Ausgabe zu finden und zu entwenden u. s. w.

produktiven Volksgeistes auf und stellte ihn mit dieser Geltung der meistersingerlichen Spießbürgerschaft entgegen.“ Das Problem umfaßte das Prinzip entwickelungsgemäßer Vervollkommnung auf dem Gebiete der Kunst. Der „Volksgeist“, Hans Sachs, umfaßt die Bedeutung des Neuen und führt somit einen Ausgleich auf friedlichem Wege herbei; die sich von selbst durch Intelligenz vollziehende „Reformation“ siegt, nicht, wie später im „Wieland“, die verzweifelte Revolution. — Erst nach Überwindung der Revolutionsperiode Wagners faßt dieser das Meistersinger-Problem wieder ins Auge, während der ganzen Züricher Zeit ruht es.

Die Lösung des Tannhäuser-Problems beruht noch auf einer ganz anderen Weltanschauung, als die des „Ringes des Nibelungen“. Dem unethischen Prinzip der „Sinnlichkeit“ stand als versöhnende Macht die religiöse Reinheit der Seele[1]) gegenüber, in Elisabeth zur Gestaltung gebracht. Das christliche Prinzip der asketischen Weltüberwindung durch reine Religiosität führt sie herbei. Noch wird der Weg „aus den Wollusthöhlen des Venusberges Tannhäuser nach oben“ genommen, ganz im Gegensatz zu später, wo Wagner dieses christliche transcendente Prinzip verwarf und in der „sinnigen Sinnlichkeit“ den Weg zur Erkenntnis erblickte. Das „Verlangen nach Hinschwinden aus der Gegenwart, nach Ersterben in einem Elemente unendlicher, irdisch unvorhandener Liebe, wie es nur im Tode erreichbar schien“, findet sich späterhin im „Tristan“ wieder, dort als pessimistisches Sehnen nach Auflösung im Nirwana; hier hat diese Sehnsucht die Erlösung samt der erlösten Allgemeinheit in einer besseren Welt, die nur Liebe kennt, zum Gegenstand. Noch beherrschte Wagner die christliche Vorstellung der „überirdischen Vollkommenheit“, des Himmels, wo es keine „Dissonanzen“ giebt. Daher gründete sich die Lösung des Tannhäuser-Problems noch auf transcendenten, religiösen Boden.

---

[1]) Mitteilung an meine Freunde, S. 82. Ges. Schr. IV, S. 279: „— meine menschlich-künstlerische Natur äußerte sich, menschlich und künstlerisch, notwendig als Sehnsucht nach Befriedigung in einem höheren, edleren Elemente, das in seinem Gegensatze zu der unmitttelbar erkennbaren Genußsinnlichkeit der mich weithin umgebenden modernen Gegenwart in Leben und Kunst, wie als ein reines, keusches, jungfräuliches, unnahbar liebendes Weib erscheinen mußte“.

Bereits bei dem „Tannhäuser“ behauptete Wagner, daß das neue Werk ebensowenig von dem Publikum erfaßt werden würde, wie der „Holländer“. Schon der „Tannhäuser“ konnte nur zu einem engeren Kreise von „Freunden“ sprechen, mit ihm fühlte Wagner sich „einsam“, d. h. in einer isolierten Stellung zu Publikum und künstlerischer Mitwelt. Dem lebhaften Verlangen, der heißen Sehnsucht nach Erlösung aus dieser Einsamkeit entsprang der „Lohengrin“, in welchem Wagner sein vorgestecktes Ziel, ein rein deutsches Opernwerk zu schaffen, bis zur klassischen Vollendung erreichte. Von allen „Opern“ Wagners ist der „Lohengrin“ am volkstümlichsten geworden, seine Handlung ist dramatisch einfacher und einheitlicher, als die des „Tannhäuser“, nicht zwei sich diametral widersprechende Gegensätze wie „Sinnlichkeit“ und „Weltüberwindung“ ringen hier zusammen, der tragische Konflikt des „Lohengrin“ vollzieht sich in einer höheren Sphäre; kein faustischer Drang ist hier zum Problem aufgeworfen, der Boden des gefühlsreinen Idealismus braucht hier nicht erst erkämpft zu werden, er ist schon vorhanden, das Drama spielt sich auf ihm ab. Neben der idealen Gestalt der Elsa steht und ringt kein fluchbeladener Tannhäuser, sondern ein noch ideellerer Lohengrin „in fleckenloser Reine“. Dem verbrecherischen Egoismus, in Ortrud personifiziert, die den im Grunde nicht unedel angelegten Friedrich von Telramund bethört, ist keine Heldenrolle zugefallen, er steht mehr im Hintergrunde als Werkzeug, den Konflikt zu veranlassen. — Seine Isoliertheit, seine qualvolle „Einsamkeit“ erschien Wagners Selbstbewußtsein als ein ethisch höherer Standpunkt als der der Allgemeinheit, die Sehnsucht des Individuums nach der es erfassenden Allgemeinheit wird hier die Sehnsucht aus der Höhe nach der Tiefe; nicht das Ringen nach Erlösung, sondern das Bringen der Erlösung bildet den dichterischen Vorwurf, der Venusberg war überwunden, aus dem Tannhäuser ein Lohengrin geworden. Der Gralsstreiter brachte die Erlösung, die Naivität sollte sie fraglos, gläubig erfassen, sie durfte nicht wissen „woher er kam der Fahrt“. Elisabeth und Senta erkannten und erlösten, Elsa wollte erkennen und vernichtete. Erst Brünnhilde erkennt und erlöst. Brünnhilde mußte „wissend“ werden, Elsa durfte nicht fragen, sie sollte nur glauben. Was hätte Brünnhilde Walhall genützt, wenn sie blos

„geglaubt" hätte? Sie wäre weiter nichts gewesen, als jede andere der acht Walküren.

Es liegt ein Unterschied vor, in den Objekten selbst. Bei Walhall wußte der Dichter was es bedeute, beim Gral nicht. Daher war ihm der Gral das hohe Unbekannte, das Überirdische schlechthin, Walhall, Mansalvat war das Wunder überirdischer Vollkommenheit; im hellen Lichte wird die Heroenburg, auf Grund von „Verträgen", gebaut.

Im „Lohengrin" herrscht noch die christlich-transcendente Weltanschauung; der Ursprung des Erlösenden, des Reinen ist ein überirdischer, er ist absolut. Nur im Traume hat Elsa den Ritter vorher erschaut:

„So hehrer Art doch ist des Grales Segen,
Enthüllt muß er der Laien Auge fliehn."

Gläubig sollte er aufgenommen werden — „fraglos gab ihrem Zauber ich mich hin" —, nur kurze Zeit brauchte er bei dem Volke zu weilen, — dann hätte er des Grales Segen in weitestem Umfang als Glück verbreitet. — Dem späteren Wagner erschien Elsa „als das Weib, das so und nicht anders lieben konnte",[1]) das fragen mußte. Der Himmel selbst hat das Bedürfnis, warmempfindender und warmempfundener Mensch zu werden: in Lohengrin ist dieses Bedürfnis Person geworden. Er behielt aber von seinem überirdischen Wesen die Forderung des Rätselhaften bei, wodurch er unverstanden blieb. Das war der tragische Konflikt des Himmels. Wagner erkannte die Frage Elsas als berechtigt an,[2]) sie trat ihm

---

[1]) Mitteilung an meine Freunde, S. 118—120. Ges. Schr. IV, S. 300—302.

[2]) „Das ganze Interesse des ‚Lohengrin' beruht auf einem alle Geheimnisse der Seele berührenden inneren Vorgange im Herzen Elsas: Das Bestehen eines wunderbaren, beglückenden, die ganze Umgebung mit überzeugender Wahrhaftigkeit erfüllenden Zaubers hängt einzig von der Enthaltung von der Frage nach seinem ‚Woher' ab. Aus der innersten Not des weiblichen Herzens windet sich diese Frage wie ein Schrei los, und — der Zauber ist verschwunden. Sie ahnen, wie eigentümlich dieses tragische Woher? mit dem zuvor von mir bezeichneten theoretischen Warum? zusammenfällt!" Ges. Schr. VII, S. 122.

in den Vordergrund — „dieses herrliche Weib, vor dem Lohengrin noch entschwinden mußte, weil er es aus seiner besonderen Natur nicht verstehen konnte", war das Ziel seiner Sehnsucht, — und sein Lohengrin erschien ihm als „der verlorene Pfeil, den er nach dem geahnten, noch nicht aber gewußten, edlen Freunde abschoß".

Das Ringen der Subjektivität mit der Allgemeinheit konnte im Lohengrin-Stoffe „nur tragisch enden — in gegenseitiger Vernichtung", — jetzt änderte sich das Problem: die Allgemeinheit muß vom Individuum erkannt werden. Der „Lohengrin" ist das letzte Werk der alten Weltanschauung, er ist die konsequente Verfolgung des „Tannhäuser", sein Problem konnte nur mit einem Konflikt enden, den Wagner unter Qualen empfand; zwischen Subjekt und Objekt, zwischen subjektivem Empfinden und der Außenwelt, der Masse des Volkes, gab es keine Brücke, diese konnte und kann nur empfunden werden in einer monistischen Weltanschauung; Wagner betrat sie. Und damit war die erste Periode seines Lebens mit dem „Lohengrin" beschlossen, er hatte zugleich die letzte „Oper" geschrieben.[1]) Das geschah im Jahre 1847. Ein Jahr später verfaßt er „Die Wibelungen", Weltgeschichte aus der Sage, „Siegfrieds Tod"[2]) und einen Entwurf zu „Jesus von Nazareth".[3]) Er schwamm damit in einem anderen Fahrwasser als bisher, ein neuer, ungleich weiterer Horizont war ihm aufgegangen: der Künstler als Erfasser und Gestalter der gesamten menschlichen Entwickelung. Der subjektiv empfindende Künstler konnte sich nur in einem Punkte mit der Gesamtheit treffen: in dem Gedanken einer gemeinsamen Weltentwickelung, in der der Künstler als Glied des Ganzen aufzugehen und von ihr selbst, von außen her, seine künstlerische Bestimmung zu erhalten hat. Wagner fand damit den Boden, auf welchem er seine künstlerischen Postulate als notwendig begründen konnte und von welchem aus ihm neue dichterische Probleme erwuchsen, die gewaltigsten Stoffe, für die er

[1]) „Lohengrin" wurde in Dresden zwar eingereicht, aber nicht aufgeführt. Die erste Aufführung fand in Weimar unter Liszts Leitung statt; 28. August 1850.

[2]) Abgedruckt in den „Gesammelten Schriften und Dichtungen", Bd. II.

[3]) Erschien erst 1887. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

eine neue entsprechende Form zu finden hatte. Lohengrin hatte Elsa trauernd verlassen, Siegfried stürmt durch den Weltbrand, um Brünnhilde zu erlösen.

Unter den inneren heftigsten Kämpfen, wo er sich allein und fremd mit der Welt fühlte, wo er mit ihr rang, um sie als Künstler bewältigen zu können, wurde seine äußere Berufsthätigkeit, das Kapellmeisteramt in Dresden, arg vernachlässigt. Sein Inneres war in heftigem Konflikt mit der Außenwelt, das Theater und sein Publikum widerten ihn an, — wie sollte er da freudig seines Amtes walten? Lüttichau mußte dem König, wenngleich er, Wagners außerordentliche Befähigung wohl erkennend, ihn so lange als möglich zu halten suchte, berichten, daß Wagners Amtsthätigkeit eine sehr verschiedene in Bezug auf Leistungen sei.[1]) Dazu kam noch ein weiteres Moment: Wagners Schulden. Die „Norn", die Wagner bei seiner Geburt so hervorragend ausgestattet, hatte vergessen, Eins ihm zu verleihen: ökonomischen Sinn. Wagner hat es nie verstanden, Haus zu halten. Und so war er auch in Dresden, trotz eines für damalige Verhältnisse sehr respektablen Gehaltes, in Schulden geraten, zu deren Arrangement die Gnade des Königs herangezogen wurde. Somit war er auch äußerlich mit der Behörde, der er unterstand, in Konflikt geraten, und sein Mißmut steigert sich immer mehr. Wir wollen nicht weiter untersuchen, wie weit Wagner berechtigt war, in so schroffer Weise mit Behörde, Presse und Publikum zu grollen. Sein leidenschaftlicher Idealismus stellte vielleicht allzu rigorose Anforderungen, denen die realen Verhältnisse nie hätten entsprechen können. In Dresden fühlte Wagner sich zugleich „einsam", unverstanden, unerkannt; wer aber mit nüchternem Auge die Sachlage betrachtet, kommt zu dem Eindrucke, daß Wagner gerade in Dresden eine wenn auch nicht zahlreiche, so doch treue Anhängerschaft gewonnen

---

[1]) „In seiner Erwiderung gestand Wagner ein, wie wenig er überhaupt mit der bisherigen und jetzigen Direktorialleitung zufrieden und einverstanden sei, indem nach seiner Ansicht die Richtung einer solchen nur auf klassische Musik gehen müsse und Opern, wie z. B. „Martha", gar nicht auf dem Repertoire erscheinen sollten." — Aus einem Protokolle von Prölß mitgeteilt. Siehe über diesen Punkt Prölß, S. 531—554: „Die Oper unter Richard Wagner."

hatte und daß — einige Neider und Thoren ausgenommen — seine Thätigkeit als Dirigent und Komponist ruhmvoll anerkannt war. Meldet doch Wagner von Zürich in einem Briefe, er sei ganz erstaunt, daß er, als er dorthin gekommen, schon eine Berühmtheit gewesen sei! Freilich, Wagner machte sich aus konventioneller Popularität nicht viel, er wollte „geliebt" sein. Er verlangte von der Öffentlichkeit mehr, als ihm ein Theaterpublikum gewähren konnte.

Dritter Abschnitt: Wagners Eintritt in die politisch-sozialen Bewegungen der vierziger Jahre.[1]

I.

Die Idee einer Reformation der Kunst hatte sich bei Wagner nun dahin erweitert, daß sie nur erfolgen könne durch eine Reformation des gesamten öffentlichen Lebens, eine Reformation der Gesellschaft. Dies brachte ihn in Berührung mit zwei Elementen, die derselben Richtung folgten. Der linkshegelischen Philosophie und der demokratischen Bewegung der vierziger Jahre. Beiden war Ein Prinzip gemeinsam: das der historischen Entwickelung.[2] Mitten

---

[1]) Bezüglich der geschichtlichen Geschehnisse, besonders was die parteipolitischen Verhältnisse betrifft, ist hier zu verweisen auf: „Sachsens jüngste Vergangenheit." Ein Beitrag zur Beurteilung der Gegenwart von D. B. Hirschel, Freiberg, Verlag von A. Reimann, April 1849.

[2]) Eine Probe von diesen philosophischen Prinzipien, auf denen sich die demokratische Bewegung aufbaute, befindet sich in der Schrift eines Leipziger Arztes, des Dr. Th. Oelckers, der wegen der Beteiligung am Aufruhr 1849 zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt und 1859 begnadigt ward: „Aus dem Gefängnisleben" von Th. Oelckers, zwei Teile. Leipzig, Verlag von Otto Wigand 1860. — S. 67 u. f.: „Unter Revolution verstehe ich nicht ein Werk der Willkür, sondern ein natürgemäßes Ereignis; ich nenne ‚Revolution' alle in organischer Verknüpfung stehenden Entwickelungsphasen der Völker (und der Menschheit). Einen gewaltsamen Umsturz, der nur das willkürliche Werk einzelner, nicht aber ein gleichsam naturwüchsiges Ereignis ist, nenne ich nicht Revolution. Revolutionen sind gleichsam vom Hauche Gottes angeregte Erscheinungen und daher für die einzelnen Menschen, die dabei nur Werkzeuge des Geistes, der die Gesamtheit beseelt, etwas Unwillkürliches. Diese, die Revolutionen, kommen daher nie nach dem Belieben einer mehr oder minder großen Anzahl von Individuen, sie kommen wie der Sturm,

aus dem heftig pulsierenden geistigen Leben der Zeit empfing Wagner diesen Gedanken, den die junghegelsche Schule in Wort und Schrift zu verbreiten suchte. Hegel hatte die Geschichte als Vervollkommnungs-Prozeß einer sich entwickelnden Idee dargestellt, ein Teil seiner Schüler, worunter namentlich Ruge, vertrat das Prinzip nur nach der Seite hin, daß sie die Entwickelung als ethisches Postulat betrachteten und eine möglichst rasche Fortentwickelung, eine Überwindung der vorhandenen Verhältnisse als sittliche Notwendigkeit hinstellten und damit dem „Recht auf Revolution" einen philosophischen Stützpunkt verliehen, dessen sich sofort alle politisch und sozial Unzufriedenen bemächtigten, deren Zahl unter den gegebenen Umständen eine immer größere wurde.

Sofort fand auch Wagner hierin den Boden, auf dem er zu stehen hatte. Seine im „Holländer" ausgesprochene Sehnsucht bezog

---

dessen Brausen man hört, ohne daß man weiß, von wannen und wohin er fährt. Alldem würde nicht so sein können, wo Staat und Gesellschaft identisch wären. Daß jedes Gemeinwesen ohne diese Identität ein Unding ist, beginnt man in unseren Tagen wohl mehr und mehr einzusehen, aber in der Wirklichkeit stehen einander beide, Staat und Gesellschaft, noch schroff als Gegensätze gegenüber. Sie haben keine Ahnung davon oder sträuben sich, es anzuerkennen, daß Revolutionen gleichsam die tiefen Atemzüge der Menschheit während ihres Entwickelungsganges sind. Daher die Begriffs- und Sprechverwirrung. Das Zeitalter ist allerdings revolutionär, und es kann nicht anders, weil es sich nach einem Zustande der Ordnung sehnt. Alle Fürsten aber, deren Regierungen, deren Staatswesen nicht identisch sind mit der Gesamtheit, der Gesellschaft, sind im Stande der Rebellion gegenüber der Ordnung.

‚Revolutionen werden nicht zum Vorteil des Volkes gemacht' — so heult es nicht bloß augendienerisch von hundert Kanzeln, nein, es sind sogar die eigenen Worte eines Professors der Geschichte und Staatswissenschaft. Als ob Revolutionen überhaupt je gemacht werden könnten!

Auch die Reformation war ein Stück der großen Revolution, an welcher die Menschheit unter der höchsten Leitung noch heute arbeitet und fort und fort arbeiten wird. Darnach gäbe es denn eigentlich nur zwei Revolutionäre: Gott — Gott in der Geschichte — und den Volksgeist oder streng genommen, nur einen Gott, der den Volksgeist lenkt.

Faßt man den Gang der Geschichte vom höheren (nämlich vom religiös-philosophischen, dem allein wahren) Standpunkte auf, so kennt dieselbe gar keine fehlgeschlagenen Unternehmungen."

sich aber „nicht auf ein Altes, Bekanntes, Wiederzugewinnendes, sondern auf ein geahntes und gewünschtes Neues, Unbekanntes, erst zu Gewinnendes, von dem ich nur das Eine wußte, daß ich es hier in Paris gewiß nicht finden würde".[1]) Nun ward ihm das Geahnte zu deutlichem Bewußtsein. Gleichwie auf politischem, sozialem und wissenschaftlichem Gebiete die fortschrittlichen Bewegungen der bestehenden Lethargie gegenüber sich als ethisch berechtigte Forderungen der geschichtlichen Notwendigkeit ausgaben, stellte Wagner das von ihm für Deutschland geforderte National-Kunstwerk unter diesem Gesichtspunkte als das notwendige Entwickelungsziel der dramatischen Kunst überhaupt. Damit war der Schritt gethan, der ihn zum prinzipiellen Revolutionär werden ließ und ihn an die in Wahrheit ihm fernliegenden Bestrebungen der politischen Revolutionäre band.

Noch aber war ihm diese letzte Konsequenz unbekannt. Die Kontraste hatten sich noch nicht zu der Spitze erhoben, daß ein gewaltsamer Ausbruch stattfinden konnte. Wagner glaubte bis ins Jahr 1848 noch, auf „eine einfache, friedliche Lösung der obschwebenden, mehr reformatorischen als revolutionären Fragen und den ernstlichen Willen von oben herab, die wirkliche Reformation selbst zu bewerkstelligen",[2]) hoffen zu dürfen.

Er träumte jetzt von dem glückseligen, neuen Weltalter, das wie ein neuer Gott vor der Thür stand und auf dem Wege der Politik herbeikommen sollte. Einige hofften, es würde auf konstitutionelle Art friedlich und feierlich eingeholt werden, andere hegten freilich schon damals die Ansicht, sein Eintritt würde einigen Kampf kosten. Wagner nun hoffte von diesem neuen Weltalter — „der Zukunft", — daß es neue Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens mit sich bringen würde, unter welchen seine Kunst, oder die Kunst überhaupt, gedeihen könnte; er identifizierte mit der Befreiung der Menschheit von politischen und sozialen Fesseln auch einen ungeheuren Aufschwung des Menschlichen überhaupt. Die „Freiheit" sollte lauter Ideal-Menschen erziehen, — und diese gedachte er als sein Publikum zu begrüßen. Unter dieser großartigen Ideologie stand Wagner von

[1]) Mitteilung an meine Freunde, S. 65. Ges. Schr. IV, S. 268.
[2]) Mitteilung an meine Freunde, S. 133. Ges. Schr. IV, S. 310.

den Jahren 1846—1854, bis ihm Schopenhauer den Entnüchterungstrank reichte.

Alfred Meißner giebt uns eine Schilderung von seiner persönlichen Begegnung mit Wagner im Jahre 1846, aus der wir das Wichtigste hier anführen wollen: „Frühere Kämpfe hatten ihm schon eine ungewöhnliche Reizbarkeit gegeben, er hatte bereits etwas Aufgeregtes, Gereiztes, Giftkochendes in sich. — Auf diesem ersten Spaziergange hatten wir viel miteinander gesprochen, doch ausschließlich über Politik. Richard Wagner hielt die politischen Zustände für reif zur gründlichsten Änderung und sah einer in nächster Zeit stattzuhabenden Umwälzung als etwas Unausbleiblichem entgegen. Die Umwandlung werde leicht und mit wenig Schlägen vor sich gehen, denn die staatlichen und gesellschaftlichen Formen hielten nur noch ganz äußerlich fest. Ich erinnere mich noch genau der Worte: ‚eine Revolution sei bereits in allen Köpfen vollzogen, das neue Deutschland sei fertig wie ein Erzguß, es bedürfe nur eines Hammerschlages auf die thönerne Hülle, daß es hervortrete‘.“[1])

Auf die Frage, wie Wagner in direkte Berührung mit den Leitern der demokratischen Bewegung gekommen sei, müssen wir auf zwei Männer hinweisen, von denen der eine aller Wahrscheinlichkeit nach, der andere bestimmt erweisbar auf Wagner eingewirkt und ihn in den Ideenkreis der demokratischen Partei hineingezogen hat. Es sind dies Arnold Ruge[2]) und August Röckel. Ruge

---

[1]) „Dresden im Herbst 1846“, Rückblicke von Alfred Meißner, „Gegenwart“ 1888, Nr. 47 und 48, und „Die Geschichte meines Lebens“, S. 169 u. f.

[2]) Für einen etwaigen persönlichen Verkehr Wagners mit Ruge authentische Beweise zu bringen, ist dem Verfasser bis jetzt noch nicht gelungen. Ruges Briefwechsel (in 2 Bdn. 1886 von P. Nerrlich herausgegeben) enthält nur einen einzigen Vermerk über Wagner (II, S. 180), der ein ganz kurzes und oberflächliches abfälliges Urteil über Wagner ausmacht. Aber da der Brief aus dem Jahre 1857 datiert, wo Wagner bereits der Junghegelei den Rücken gekehrt, braucht es nicht zu verwundern, wenn Ruge, dessen briefliche Urteile oft den Eindruck zerfahrener momentaner Stimmung machen, von „unreifem, mystischem Kohle Wagners“ redet. — Der Umstand, daß in Ruges Briefwechsel und Tagebuchblättern Wagner sonst nicht weiter angeführt ist, braucht nicht direkt als Argument gegen einen etwaigen Verkehr beider in Dresden

war zugleich junghegelianischer Philosoph, Weltverbesserer und Politiker. Er war Abgeordneter der demokratischen Partei in Frankfurt und stand mitten im Parteileben. Im Jahre 1844 war er in Dresden ansässig;[1]) als er später nach Leipzig verzog, kam er des öfteren nach Dresden, um in politischen Versammlungen zu sprechen. Er war ein angesehenes Mitglied der demokratischen Partei, er war das Verbindungsglied zwischen der junghegelschen Philosophie und der demokratischen Agitation. In diesem Sinne übte er auf die Partei, ganz besonders in Sachsen, einen hervorragenden Einfluß aus. Es ist möglich, daß er in persönlichem Umgang mit Wagner diesen für die Junghegelei gewonnen, insbesondere ihn auf Feuerbachs Schriften aufmerksam gemacht hat.[2])

August Röckel, als Musikdirektor neben Wagner am Hoftheater thätig, hatte ein vielbewegtes Leben hinter sich, als er gleichzeitig mit Wagner 1843 an der Dresdener Bühne Anstellung erhielt. Er war längere Zeit in Paris und London gewesen, wo er für die deutsche Oper gewirkt hatte. Dort machte er die Bekanntschaft von Lafayette, Marrast, Laffite und anderen, er hatte für die unglücklichen Polen geschwärmt. „Haß gegen Heuchelei und Willkür" in der Brust, war sein Herz mit Bitterkeit erfüllt worden durch das Gebahren der Herren „von Gottes Gnaden", was ihn jedoch nicht abhielt, in Königliche Hofdienste zu treten. Er gehörte der extremsten demokratischen Parteirichtung an und gab in diesem Sinne seine „Volksblätter" heraus, die zum erbitterten Kampfe gegen Staat und Gesellschaft hetzten.[3])

---

zu sprechen — in Feuerbachs Briefen und Nachlaß (der Grin'schen Sammlung) ist keine einzige Andeutung an Wagner enthalten, trotzdem Feuerbach mit ihm thatsächlich korrespondiert hat. — Erkundigungen bei der Rugeschen Familie in London erzielten ebenfalls kein positives Resultat.

[1]) Im Dresdener Adreßbuch 1844 ist Dr. Arnold Ruge als in Dresden wohnhaft bezeichnet: Große Plauensche Gasse 8 II.

[2]) Über Ruges politische Thätigkeit in Sachsen siehe Hirschel, S. 5 u. 6.

[3]) Man vergleiche nur die drei Artikel „Sachsens Staatsausgaben" in den „Volksbl." 1849, Nr. 15—17.

Über Röckel siehe: „Sachsens Erhebung und das Zuchthaus zu Waldheim" von August Röckel, S. 16—20.

Wagner erzählt, er habe in seiner „Einsamkeit" fast nur noch mit einem Freunde in innigem Umgang gelebt, „der in der vollen Sympathie für seine künstlerische Entwickelung so weit ging, den Trieb und die Neigung zur Entwickelung und Geltendmachung seiner eigenen künstlerischen Fähigkeiten — wie er ihm selbst erklärte — fahren zu lassen".[1]) Und dieser einzige Freund war, wie uns Glasenapp verrät,[2]) August Röckel. Ende des Jahres 1848 erhielt Röckel, wahrscheinlich seiner politischen Umtriebe und seiner Amtsführung wegen, seine Entlassung. Röckel, dessen Privat- und Familienleben durchaus nicht als musterhaft bezeichnet werden kann — er führte ein wenig ökonomisches und geordnetes Hauswesen —, war der Mephistopheles, der Wagner-Faust in die politische Hexenküche führte und ihm im Spiegel demokratischer und sozialistischer Ideen ein ideales Zukunftsbild zeigte. Sein Einfluß auf Wagner war fast dämonisch. Er hatte den Künstler ganz mit Beschlag belegt. Auf täglichen Spaziergängen, zu welchen er den Freund abholte, predigte er ihm seine Ideen vor — bis er ihn fest umstrickt hatte und vorwärts trieb, über die Barrikaden — zum neuen Lebenslauf. Wagner knüpfte nun alle Hoffnungen und Erwartungen seiner Kunst an die einer politischen Neugestaltung Deutschlands. Er identifizierte politische Freiheit mit künstlerischem Aufschwung, er maß den politisch Mündigen ein höchstes Kunstverständnis zu und hoffte von der politischen Bewegung des Jahres 1848, besonders durch das Volkstümliche und Nationale dieser Bewegung, die Entfaltung und das Aufblühen einer echten volkstümlichen Kunst. Er gründete die Reformation der deutschen Bühne auf „breiteste demokratische Grundlage", indem er, wie sich ja überhaupt die demokratische Bewegung heftig gegen die „Vorrechte" des Adels wandte, das Hoftheater zum Nationaltheater umwandeln und an Stelle der aus Hofkreisen gewählten Intendanten künstlerische Fachleute als Direktoren an der Spitze sehen wollte.

---

[1]) Mitteilung an meine Freunde, S. 120. Ges. Schr. IV, S. 302.

[2]) Siehe Glasenapp I, S. 239, in der Wagner-Encyklopädie II, S. 404. In letzterer giebt Glasenapp eine Reihe von Stellen an, die sich auf Röckel beziehen. Am Schlusse heißt es: „Und so weiter." — Für eine „Encyklopädie" wäre es vielleicht entsprechender gewesen, das „Und so weiter" sachlich auszuführen!

Neben dem Direktorium sollten verschiedene „Ausschüsse“ fungieren, so ein „Verwaltungsrat“, ein „Musikerverein“ (Komponisten-Ausschuß), „ein vereinigter Ausschuß“ u. s. w. Stimmenmehrheit habe zu entscheiden bei allen wichtigen Anträgen und Angelegenheiten. In diesem Sinne arbeitete Wagner seinen „Entwurf zur Organisation eines deutschen Nationaltheaters“[1]) aus und übergab ihn in guter Zuversicht dem liberalen Minister Oberländer, auf den sich alle fortschrittlichen Hoffnungen vereinigten. Es kann an diesem Orte auf diese höchst bemerkenswerte Arbeit Wagners nicht näher eingegangen werden, die durchaus nicht verdient, in Wagnerschen Kreisen mit der Geringschätzung behandelt zu werden, die ihr jetzt zu teil wird. Die Reformvorschläge, die Wagner in diesem Entwurfe giebt, sollten vielmehr für ernste Anhänger des Künstlers zum Ausgangspunkte einer Agitation genommen werden, welche mit Wagner auf eine sittliche Hebung der theatralischen Kunst hinwirken will. Der „Entwurf einer Reorganisation des deutschen Nationaltheaters“ hat vor allen anderen ähnlichen Reform-Vorschlägen, deren jetzt Legion zu werden scheint, den unbestreitbaren Vorzug voraus, daß er neben dem Standpunkte höchster idealer Kunst-Auffassung zugleich sich — bis auf wenige Einzelheiten — auf durchaus praktische und verwirklichungsfähige Vorschläge stützt.

Bemerkenswert an dieser Schrift ist die Betonung des ethischen Wertes der theatralischen Kunst („das Theater soll keine andere Aufgabe haben, als auf die Veredlung des Geschmacks und der Sitten zu wirken“[2]) und die Forderung, der Staat solle die Fürsorge dafür übernehmen, indem ihm die Macht zugestanden wird, eine Reformation der deutschen Kunst zu ermöglichen:[3]) „Die Ver-

[1]) Siehe Ges. Schr. II, S. 232—273.

[2]) W. W. II, S. 237.

[3]) Das ist Wagners ursprüngliche Forderung, die er freilich — in Kapitel V wird darüber ausführlicher die Rede sein — unter dem Drucke späterer Anschauungen wieder aufgiebt. Sollen aber die Streiter, die Wagners Sache für sich gewonnen hat, diesen allerdings sehr bequem erscheinenden Pessimismus a priori aufnehmen und da, wohin sich Wagners ganzer sittlicher Ingrimm richtet, einem laisser faire, laisser aller

antwortlichkeit für stete Aufrechterhaltung dieses Grundsatzes soll daher der Minister übernehmen; — in der Gewalt des Ministers kann diese Verantwortlichkeit aber nur dann liegen, wenn er in die Organisation des Theaters die volle freie Beteiligung der geistigen und sittlichen Kräfte der Nation einschließt, so daß er wiederum die Nation für sich selbst verantwortlich macht."[1])

Es möge nun zur weiteren Illustrierung des Wagnerschen Prinzips von dem Zusammenwirken von staatlicher und künstlerischer Entwickelung die Wiedergabe eines Aufsatzes Wagners, enthaltend die Besprechung von Emil Devrients „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" folgen, den Wagner am 8. Januar 1849 an die „Augsburger Allgemeine Zeitung" einsandte, der aber von dieser nicht aufgenommen ward.[2])

---

huldigen? Soll die ganze sittliche Bedeutung der Wagnerei nur auf eine individuelle Genußschwärmerei hinauslaufen? — Wenn doch die Wagnerianer ihren Herrn und Meister recht verstehen wollten! Der Pessimismus ist leicht nachzubeten und Blasiertheit sehr billig zu haben! Ganz von allein wird Öffentlichkeit und Volksvertretung nicht auf den Gedanken kommen, in der Würdigung der Bedeutung ernster nationaler Kunst für ihren staatlichen Schutz und für staatliche Ordnung ihrer Pflege einzutreten. Hier ist das Wirkungsfeld, wo sich die Wagner-Bewegung nach außen zu richten hat! Freilich bedarf es dazu entschiedener Charaktere und klarer Köpfe, Mut — und Geduld; denn es kann noch lange dauern, ehe sich der Horizont unserer Volksvertreter über das Parteigetriebe hinaus zu ethischen und kulturellen Fragen erweitert. — Als vor einiger Zeit Minister von Puttkamer im Reichstage auf die sittliche Gefährdung des Volksgeistes durch die Vorstellungen gewisser Berliner Schandbühnen hinwies — ward er nur mit Hohn und Spott überschüttet. Sollen wir uns damit begnügen? Sind wir wirklich schon alle — wie Nietzsche sagt und ist — décadents?

[1]) Ges. Schr. II, S. 237.

[2]) Da in den „Gesammelten Schriften und Dichtungen" dieser Aufsatz fehlt, ist er so gut wie unbekannt geblieben. Der Abdruck geschieht nach dem im Besitze des Oesterleinschen Museums befindlichen Original-Manuskripte, jedoch mit der Änderung, daß die von Wagner durchgängig mit kleinen Anfangsbuchstaben geschriebenen Hauptwörter unserer Schreibweise entsprechend korrigiert worden sind. Das Begleitschreiben zu diesem Aufsatze ist unterzeichnet: „R. Wagner, Königl. Kapellmeister."!

„Geschichte der deutschen Schauspielkunst von Eduard Devrient.

(Leipzig, J. J. Weber.)

Nachdem sich das Wiener Volk im vorigen März erhoben, verjagte es außer Jesuiten, Polizeispitzeln und so manchem anderen auch das Ballet und die italienische Oper: die Theaterdirektoren ersahen zugleich, daß die schlaffe, weichliche Kost ihres Repertoires dem Publikum nun nicht mehr zusagen werde, daß die Zeit der theatralischen Zoten nun vorüber sei, und den jungen Leuten mit den entschlossenen, mutigen Mienen andere Lockungen geboten werden mußten. Wo ein tüchtiges, Wahrheit und Freiheit atmendes Stück habhaft zu machen war, wurde es über die Bretter geführt, die Posse mußte die Liederlichkeit abstreichen und in starker, kräftiger Weise das neue Freiheitslied anstimmen, in ihr das jesuitische Laster gezüchtigt, der frohe Todesmut der heiteren Wiener Helden gefeiert werden: ersetzt wurde überall, was die geistesmörderische Zensur verstümmelt hatte, die Hugenotten waren Hugenotten, ein pfäffischer König war ein pfäffischer König. — Nach Wiens Erstürmung durch die Kroaten präsidierte von Jellachich wieder den Beinhebungen der Tänzerinnen, die Direktoren kochten ihre Suppe wieder nach dem polizeilichen Seichtigkeitsrezept, Liederlichkeit und Gemeinheit empfahlen wieder die Posse ihren Besuchern, die Hugenotten waren wieder Gibelinen, und die pfäffischen Könige wurden von den Theatern wieder auf die Throne verwiesen.

Wir könnten zu diesen Beobachtungen noch manche andere stellen, z. B. wie infolge des März der Intendant der Berliner Schauspiele durch Katzenmusik veranlaßt wurde, gute, klassische Stücke zu geben, — hier allein wird aber genügen zu zeigen, daß unser Theater in Wirklichkeit von Staatsinteresse ist, daß Wohl und Wehe in unausbleiblichem Reflex sich im Theater abspiegelt. Und wie sollte es anders sein? Außer dem Theater haben wir nur die Kirche, welche in ähnlicher Weise unmittelbar auf eine große Öffentlichkeit sich äußert: wenn die unvergleichliche Wirkung religiöser Inbrunst in unserem modernen Staatsleben jedoch immer weniger in Anschlag gebracht werden darf und wenn wir dagegen bedenken,

wie der durch alle Reize der Sinnlichkeit, durch unmittelbares warmes Leben der Kunstwerkzeuge hervorgebrachte Eindruck theatralischer Vorstellungen schon deshalb stets neu und lebhaft zu bleiben vermag, weil er sich immerdar aus dem wirklichen Leben der Gegenwart erfrischt und verjüngt, so dürfte eine dem Theater vorzüglich zu widmende Aufmerksamkeit jetzt wohl an der höchsten Zeit sein. Hoffentlich wird der freie Staat, sobald er einigermaßen sich selbst zur Besinnung gekommen sein wird, seine Pflicht gegen sich auch darin erkennen, daß er in Erwägung der ungemeinen Wirkungsfähigkeit des Theaters sich diese Fähigkeit zu dem edelsten und freiesten Zwecke, zu dem Zwecke seiner selbst sich versichert: er wird dies dadurch erreichen, daß er durch geeignete Unterstützung das Theater unabhängig von jeder anderen Rücksicht macht, die Sitten und den Geschmack des Volkes zu kräftigen und zu veredeln: Diese Absicht muß die einzig ihm untergelegte sein, frei und selbständig muß es dieser einen Aufgabe nachgehen dürfen, jeder Einfluß, außer dem der künstlerischen Intelligenz des berufenen und des unverleiteten sittlichen Gefühls der Gesamtheit, muß von ihm fern gehalten werden.

Glauben wir, hiermit die Aufgabe des Staates dem Theater gegenüber richtig erfaßt zu haben, und irren wir nun nicht, wenn wir gerade den gegenwärtigen Moment unserer politischen Entwickelung für geeignet halten, den Staat auf eine Pflicht aufmerksam zu machen, so haben wir allen denen, die hierin mit uns übereinstimmen, zu dem Zwecke vollständiger Aufklärung über diesen wichtigen Gegenstand nichts angelegentlicher zu empfehlen, als das oben angezeigte Buch Eduard Devrients, von dem soeben der dritte Band erschien.

Wie niemals der bloße Kenner, der außerhalb des Gegenstandes betrachtend steht, das richtigste darüber zu empfinden, zu sagen weiß, sondern nur derjenige, der sie unmittelbar ausübt, eine Kunst auch am sichersten zu begreifen im stande ist, so kann von allem Geistreichen, was Dichter und Theater über die Schauspielkunst gesagt haben, doch füglich ganz abgesehen werden nach den Darstellungen und Eröffnungen, die mir hier ein vorzüglicher berufener Schauspieler selbst von seiner Kunst macht. Das Gefühl tiefster Unzu-

friedenheit, das ihm der heutige Zustand unserer Theater erweckte, scheint unser Künstler von dem Erforschen der nächsten Ursachen desselben in folgerichtigem Weiterdringen bis in das tiefste Herz seiner Kunst geführt zu haben: reine Begeisterung wuchs mit der Erkenntnis des hohen Berufes der Schauspielkunst und durch die gewonnene Überzeugung, daß die edelste Unabhängigkeit das Wesen derselben sein mußte. Deutlich darzuthun, daß die Schauspielkunst selbständig aus ihrer eigensten Eigentümlichkeit hervorging, daß sie ohne Beeinträchtigung keinen anderen Bedingungen als denen ihres Wesens gehorcht, daß sie ein Produkt des Volkes und seines Geistes ist, in einem Maße, wie keine andere Kunst, und daß ihr festes Verharren am Volksgeiste namentlich beim deutschen Volke der Grund all ihres Wohles und Wehes ist, — dies durfte dem Verfasser am sichersten auf dem Wege geschichtlicher Darstellung gelingen, und in dem vorliegenden Werke ist es ihm auf das überzeugendste geglückt. Er zeigt uns, wie länger als bei irgend einem anderen europäischen Bildungsvolke die Schauspielkunst bei den Deutschen an der Gesinnung und Eigentümlichkeit des Volkes haftete, daß die endlich hinzutretenden Versuche der Litteratur, sich ihrer zu bemächtigen, nach hartnäckigem Widerstreben nur dann von Erfolg waren, als sie sich innig mit dem Wesen der Schauspielkunst zu befreunden und aus ihr selbst sich zu erfrischen begann und daß, wenn wir in ihr noch nicht die Höhe der Engländer und Franzosen erreicht haben, dies außer anderen äußeren Gründen namentlich auch darin seine Erklärung findet, daß uns noch kein Shakespeare und Molière entstand, d. h.: noch kein wirklicher Schauspieler, der wie diese zugleich die höchste Kraft dichterischer Schöpfungsgabe in sich vereinigte. Wir sehen, wie unsere größten Dichter, die sich mit thätiger Liebe dem Drama zuwandten, Goethe und Schiller, doch zu sehr auf dem absolut litterarischen Standpunkte außerhalb der Schauspielkunst stehen blieben um den entscheidend günstigen Einfluß auf sie zu gewinnen, und daß eine Periode, wie die unsrige, das Gedeihen derselben endlich untergraben mußte, da sie das Theater nach jeder Seite hin von Rücksichten und Ansprüchen abhängig machte, die mit dem innersten Wesen der Schauspielkunst nichts als ihr äußerlichstes gemein haben. Mit dem edelsten Eifer im Gefühle höchster sittlicher Berechtigung

tritt nun der Verfasser als Sachwalter seiner so vernachlässigten herrlichen Kunst und im Bewußtsein, der von der Gesellschaft noch so unbegriffenen Würde seines Standes dem Staate mit der wohlbegründeten Forderung entgegen: sein höchstes Interesse am Theater zu erkennen und dafür zu sorgen, daß es als würdiges Glied der Staatsanstalten frei und wohlthuend seinen hohen Beruf ausüben dürfe. Welcher Edle, ja welcher irgend Einsichtsvolle sollte ihm nicht den gesegnetsten Erfolg seines Strebens wünschen?" u. s. w.

II.

Die nun entstehende Frage: Inwieweit hat Wagner persönlich und thatsächlich an den politischen Bestrebungen des Jahres 1848 teilgenommen, beantwortet sich am besten durch ein näheres Eingehen auf die Rede, welche er am 14. Juni im „Vaterlandsverein" gehalten hat. Wagner hat sie im Wortlaut ausgearbeitet und nach Verlesung in der Versammlung im „Dresdener Anzeiger" abdrucken lassen. Diesem letzteren Umstande verdanken wir, daß sie uns völlig erhalten geblieben. Sie ist eines der wichtigsten Dokumente über Wagner aus jener Zeit, da sie der einzig rein politische Aufsatz Wagners aus dieser Periode ist und am klarsten und deutlichsten Wagners politische Ideen und Meinungen aus dem wildgährenden Sturm und Drang des Künstlers erhellt. Sie bildet den eigentlichen Schlüssel zum Verständnisse von Wagners Verhältnisse zur Dresdener Revolution, sie zeigt uns Wagners Denkweise in jenen Tagen, sie giebt vorzügliches Ergänzungsmaterial zu Wagners Weltanschauung und den aus derselben erwachsenen Dichterwerken, wie „Ring des Nibelungen" und „Wieland", sie faßt gewissermaßen programmatisch alles das zusammen, was sonst nur mit Mühe, und auch dann nicht lückenlos, für die kommende wichtigste Lebensperiode Wagners aus den „Gesammelten Schriften und Dichtungen" hätte kompiliert werden müssen.

Wir räumen ihr aus diesem Grunde an dieser Stelle Platz zu einer besonderen Besprechung ein: gerade diese Rede ist trotz ihres hochwichtigen Inhaltes für Wagners Verhältnisse zur Zeitgeschichte von seinen Biographen und bisherigen Bearbeitern auffällig wenig beachtet worden.

Tappert hat das Verdienst, sie wieder der Öffentlichkeit entdeckt und zugänglich gemacht zu haben,[1]) indem sie — wie nicht anders zu erwarten — in den Gesammelten Schriften und Dichtungen fehlt und Wagner auch in den Mitteilungen an meine Freunde wie im „Lebensberichte" sie mit keinem Worte erwähnt. Tappert geht nicht weiter auf den Inhalt ein, er meint nur, daß sie den „schlagendsten Beweis" dafür bilde, daß „der Künstler ganz andere Ziele als die Häupter der Demokratie" verfolge. Glasenapp streift mit ein paar kurzen Worten die Thatsache und meint, Wagner habe zwischen dem Hin und Her der „revolutionär-demokratischen" und der „konstitutionell-monarchischen" Partei die „Tagesparole", den Begriff „Volk" als den eines individuellen Ganzen, das sich als solches eines gemeinsamen Kunst- und Kulturausdruckes bedürftig zeigte, hervorheben wollen und den verkannten rein menschlichen Kern der Bewegung betonen wollen. Von einem gemeinsamen „Kunstausdruck" ist aber in der ganzen Rede nichts gesagt, das Wort „Kunst" ist nicht mit einer Silbe erwähnt, und was den „rein menschlichen Kern" anbetrifft, so bildet dieser nicht das gegen die „revolutionär-demokratische" Umgebung kontrastierende Spezifikum Wagners, sondern vielmehr das Gemeinsame, was Wagner mit Röckel und den Genossen vom „Vaterlandsverein" verband. Glasenapp liebt es, den Künstler hoch erhaben über seine Mitwelt darzustellen, es hat auch hier nach Glasenapps Bericht den Anschein, als ob Wagner in den Kreis der Demokraten herabgestiegen sei, um diesen ein ungeahntes Höheres zu verkünden; als hätte er der Schar der Revolutionäre im Wesen fern gestanden und nur im Sinne eines individuell Höheren auf sie einzuwirken gesucht.

Dem gegenüber ist hervorzuheben, daß ganz im Gegenteil gerade Wagner von jenen Kreisen beeinflußt worden ist, daß er aus ihnen wichtige Momente seiner Weltanschauung empfing, darum wichtig, weil sie einen unleugbar wesentlichen Bestandteil seiner späteren Schriften und Dichtungen bilden.

---

[1]) Siehe Tappert, S. 33—42.

[2]) Siehe Glasenapp II, S. 251.

Daß zwischen dem Künstler Wagner und den aus allen bürgerlichen Berufskreisen sich rekrutierenden Parteigenossen trotzdem ein gewisser Unterschied des Empfindens und Anschauens vorgewaltet, darf als selbstverständlich angenommen werden; es muß nur gezeigt werden, worin dieser Unterschied lag und wie weit Wagners Meinungen identisch mit denen jenes Kreises gewesen sind.

Es ist ein halbes Jahrhundert dahingeflossen, seitdem Wagner die denkwürdige Rede verlas, und der rasche Wechsel der öffentlichen Ansichten hat es zuwege gebracht, daß die Anschauungen, Kämpfe und Probleme jener Zeit unserem heutigen Bewußtsein fast ganz, wenigstens in der damaligen Gestaltung, entschwunden sind. Nur wenn man eingehender die geistigen Bewegungen jener Tage verfolgt, insbesondere die demokratische Presse von damals einsieht, wird dieses Elaborat Wagners, nicht mehr aus dem Zusammenhange der zeitgenössischen Ideen herausgerissen, kaum noch als ein fast rätselhaftes Ding, als bloßes Kuriosum erscheinen.

Um den Versuch zu machen, die Vaterlandsvereinsrede Wagners im Rahmen ihrer Zeit erscheinen zu lassen und durch eine geschichtliche Würdigung des Inhaltes auf ihren besonderen Wert für die Bedeutung der Wagnerschen Weltanschauung zu prüfen, erscheint hier ihr Wortlaut abermals abgedruckt und, damit ihr Zusammenhang mit den Ideenbewegungen jener Zeiten möglichst augenfällig erscheine, ist Punkt für Punkt versucht worden, aus der nächststehenden demokratischen Zeitungslitteratur übereinstimmende Stellen zu zitieren, die der Einfachheit wegen direkt als Parallelstellen zu den Äußerungen Wagners gesetzt worden sind.

Zu diesem Zwecke sind die „Volksblätter"[1]) von August Röckel in erster Linie herangezogen worden. Bei dem lebhaften persönlichen Verkehr zwischen Wagner und Röckel und in anbetracht des Umstandes, daß Wagner selbst für dieses Organ Beiträge lieferte,[2])

---

[1]) Siehe darüber das vierte Kapitel dieser Schrift.

[2]) Über die demokratische Publizistik jener Zeit giebt Hirschel in „Sachsens jüngster Vergangenheit" des Näheren Aufschluß. Er tadelt die „Vaterlandsblätter" sehr scharf und meint, sie „zehrten noch von dem Fond ihres alten Ruhmes" und seien mattherzig „bis zur Speichelleckerei der Minister" herab. Umsomehr zollt er den „Volksblättern" Achtung. Er schreibt: „Desto fröhlicher

scheinen die „Volksblätter" am geeignetsten zur Benutzung. Außer diesen ist noch eine außerhalb Dresdens erscheinende sächsische Zeitung herbeigezogen worden, der „Turmwart" von Weißflog, welche inhaltlich der Röckelschen Richtung sehr nahe steht. Die „Vaterlandsblätter", von Robert Blum gegründet, das offizielle Organ der „Vaterlandsvereine" innerhalb Sachsens, konnten leider nicht mit herangezogen werden, da es auch auf privatem Wege nicht geglückt, sie zu erlangen. Dies ist insofern zu bedauern, als durch ihre Herbeiführung nochmals ausführliches Material über die „Vaterlandsvereine" zu hoffen wäre, wenngleich die Zeitung 1848 schon ihre ehemalige Bedeutung zum größten Teile eingebüßt hatte, gewiß aber ein Bericht über jene Versammlung dargethan hätte, wie Wagners Rede innerhalb der Partei aufgenommen und beurteilt worden ist. So sind wir nur in der Lage, einen einzigen Bericht über die Versammlung führen zu können, den des „Dresdener Journals",[1]) welches als Organ der Regierungspartei eine ganz entgegengesetzte Richtung inne hatte, derselbe lautet:

„In der gestrigen sehr zahlreichen Versammlung wurde die Debatte über das Wesen der Republik und konstitutionellen Monarchie durch drei Redner fortgesetzt. Redakteur Lindemann bekannte sich der Theorie nach zur Republik, suchte aber nachzuweisen, daß es einen Unterschied mache, ob man bereits ein Staatsgebäude besitze oder nicht. Da das erstere in Sachsen der Fall sei, so könne man sich nicht aus demselben ins Freie begeben und ein neues bauen, sondern man müsse von unten auf einen successiven Neubau vornehmen; darum stimme er für Beibehaltung der Monarchie. Für den Gesamtstaat Deutschland, der bisher noch gar nicht existiert habe, verlange er aus demselben Grunde eine entschieden republikanische

---

gedeihen Röckels ‚Volksblätter', eine wahrhaft volkstümliche Lesegabe. Nach einem halbjährigen Bestande wandern sie in mehr als 2000 Exemplaren durchs Land und darüber hinaus; fliegende Boten eines demokratischen Feuergeistes, predigen sie mit unwiderstehlicher Logik, zwar etwas doktrinär, aber verständlich und eindringlich, die Lehren des Freistaates, der sozialen Reform. — — — Das fühlt das Volk und verschlingt diese Blätter mit heißer Lernbegierde" u. s. w. (S. 63 und 64.)

[1]) Siehe „Dresdener Journal" 1848, Nr. 78, den 17. Juni.

Verfassung. Der Redner wies ferner darauf hin, daß nie in der Geschichte die Republikaner aus rein theoretischen Gründen die Monarchie zu stürzen sich für berechtigt gehalten hätten, daß sie vielmehr dies nur unternommen, wenn das Königtum durch Verletzung des Gesetzes sich selbst außer dem Gesetz erklärt habe. Von beiden Seiten, von Fürst und Volk, müsse das Gesetz geachtet werden; er wünsche, das sächsische Volk möge sich nicht den Vorwurf zuziehen, zuerst das Gesetz verletzt zu haben. — Kapellmeister Wagner las den Aufsatz vor, welcher mit der Unterschrift ‚Ein Mitglied des Vaterlandsvereins‘ dem heutigen Anzeiger beigelegt ist und daher als bekannt vorausgesetzt werden kann. Dieses schöne Phantasiestück, welches an Lamartine, zuweilen auch an Lamennais erinnert, ist freilich reicher an Problemen, als an Lösungen derselben. Unter den kalten Verstandesmännern des Vaterlandsvereins ist die Politik des romantischen Dichters und Komponisten des ‚Tannhäuser‘ eine fremde Erscheinung; mir scheint, als ob diese beiden, so verschiedenen Richtungen nur in dem einen Punkte, der Aufstellung des Problems der politischen und sozialen Befreiung, sich decken, daß aber, sowie die Ausgangspunkte beider verschieden gewesen sind, auch die Endpunkte auseinander fallen werden. Der letzte Redner, Diakonus Pfeilschmidt, erklärt sich als entschiedener Verteidiger der konstitutionellen Monarchie, wie sie seit dem 16. März 1848 in Sachsen zur Mehrheit geworden ist, und wollte auch für die entfernteste Zukunft die republikanische Regierungsform nicht herbeiwünschen. Seine Gründe für und gegen zeichneten sich nicht sowohl durch Schärfe und Unumstößlichkeit aus, als durch eine gewandte Verhüllung in populär sehr gelungene Vergleichnisse, welche ihre Wirkung auf die Versammlung nicht verfehlten. Ehe man zur Tagesordnung überging, war eine Petition an die Ständeversammlung zur Unterstützung des Tzschirnerschen Antrags auf Aufhebung der Klöster und Stifte nach einer Erläuterung des Herrn Advokat Zacharias angenommen worden. Auch wurde durch Herrn Advokat Kell angezeigt, daß das für die böhmischen Angelegenheiten gebildete Komitee sich augenblicklich gegen den Besuch der auf nächsten Sonntag ausgeschriebenen Versammlung zu Aussig erkläre, weil nach den neuesten Prager Ereignissen und ehe man über die Natur und den Ausgang

des Kampfes im Klaren sei, an die Begehung eines Festes nicht gedacht werden könne. Nachdem noch Marschall von Biberstein gerade wegen der traurigen Verhältnisse sich für eine sofortige Versammlung, die Herren Lindemann, Dr. Hirschel und Katz aber für die Ansicht des Komitees ausgesprochen hatten, wurde die Beschlußnahme über diese Angelegenheit dem Komitee anheimgegeben. —"

Der „Turmwart" hat nichts über die Dresdener Versammlung berichtet, und die „Volksblätter", sowie die „Dresdener Zeitung", die beiden demokratischen Lokalblätter Dresdens, beginnen ihr Erscheinen erst einige Monate danach.

Es folgt nun zunächst der Abdruck der Rede mit den zur Vergleichung dienenden Parallelstellen:

Richard Wagner:

Wie verhalten sich die republikanischen Bestrebungen dem Königtume gegenüber?

Laßt uns über diese Frage vollkommen klar werden und daher zunächst genau erörtern, was der Kern republikanischer Bestrebungen sei

Glaubt Ihr im Ernst, wenn wir von unserem jetzigen Standpunkte aus noch weiter vorwärtsschreiten wollen, müßten wir mit Allernächstem schon an der offenen königslosen Republik ankommen?

Glaubt Ihr dies, oder wollt Ihr es den Ängstlichen nur weismachen?

Seid Ihr kenntnislos oder seid Ihr böswillig?

Zeitgenössisches:

Ob Republik oder konstitutionelle Monarchie?

Motto.

Sind wir
Nicht Brüder? — Dieses Possenspiel des Ranges
Sei künftighin aus unsrem Bund verwiesen!
(Schiller.)

„Diese Frage beschäftigt jetzt alle Gemüter, und es läßt sich nicht leugnen, daß, je nachdem man den Begriff beider Staatsformen auffaßt, die Beantwortung bejahend oder verneinend ausfallen muß, denn nach Umständen kann die eine nicht unbedingt gut, die andere nicht unbedingt schlecht sein. Im Begriffe also liegt das Entscheidende, und über den Begriff muß man sich klar werden, da man, wenn das nicht vollständig der Fall ist, entweder ein blinder Verteidiger des Einen und ein blinder Kämpfer für das Andere sein wird, oder aber von böswilligen Menschen zum blinden Werkzeuge für ihre Pläne benutzt werden kann" u. s. w. („Turmwart" 1848, Nr. 15.) „Alles für das Volk, alles durch das Volk." („Turmwart" 1848, Nr. 1, 1. April.)

Ich will Euch sagen, wohin unsere allerdings „republikanischen“ Bestrebungen zielen: — Unsere Bestrebungen für das Wohl Aller gehen dahin, die sogenannten Errungenschaften der letzten Vergangenheit nicht an sich schon als das Ziel, sondern als einen Anfang erkannt zu wissen.

Das Ziel fest ins Auge gefaßt, wollen wir daher zunächst den Untergang auch des letzten Schimmers von Aristokratismus; sind unsere Herren vom Adel keine Feudalherren mehr, die uns knechten und schinden konnten, wie sie Lust hatten, so sollen sie, um alles Ärgernis zu verwischen, auch den letzten Rest einer Auszeichnung aufgeben, die ihnen an einem hitzigen Tage leicht zu einem Nessus-Gewande werden könnte, das sie bis auf die Knochen verbrennt, wenn sie

„Was soll denn auch eigentlich die Regierung, die Kammer? Sie soll für das Wohl des ganzen Volkes, für das Wohl Aller sorgen; sie soll nicht den Reichen reicher, den Armen noch elender machen, sie soll Alle glücklich machen, indem sie Allen ihr Recht wahrt.“ („Volksblätter“ von Aug. Röckel 1848, Nr. 2, S. 7.)

———

„So erkennen auch wir am Abschlusse des inhaltschweren Jahres 1848, daß es nur die Vorbereitung bildete zu dem großen Entwickelungskampfe des deutschen Volkes, und wir blicken mit ernster, ja banger Beklommenheit dem Jahre 1849 entgegen; denn wohl fühlen wir, daß es die Entscheidung uns bringen soll ... unsere Aufgabe aber ist: — — — die Gründung des wahren Reiches Gottes, wie es Christus uns verkündete, des Reiches der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.“ („Volksblätter“ Nr. 18, S. 69. Vgl. ferner dazu Nr. 10, S. 35. „Die Reichsgewalt und das deutsche Volk“. Ferner Nr. 14, 26. November 1848. „Die Wahlen.“ Dann „Turmwart“ 1848, S. 103, 104.)

———

„Von den seit unserem ersten Berichte vom 1. August gefaßten Beschlüssen sind es besonders die:

1) Über Abschaffung des Adels;
2) Über Abschaffung der Todesstrafe“ u. s. w.

(Zweiter Bericht der demokratischen Partei der deutschen konstituierenden Nationalversammlung vom 19. August 1848. Siehe „Turmwart“, S. 329.)

———

„Um so weniger darf uns das verwundern von einer Gesellschaft ‚von Standesherren‘, unter welchen nur einer frei und offen erklärte, daß er aus Überzeugung und nicht aus Rücksichten oder gezwungen, auf seine adeligen Vorrechte verzichtet.“ („Volksblätter“ Nr. 10, S. 40.)

———

„So ist es aber mit den Herren vom Adel immer gewesen. Sie haben nie etwas von ihren Rechten aufge-

es nicht bei Zeiten weit von sich geworfen haben würden. Gedenkt Ihr dabei Eurer Stammesahnen und haltet Ihr es für unfromm, Euch der Vorzüge zu begeben, die Ihr von ihnen ererbtet, so bedenkt, daß auch wir unserer Ahnen uns erinnern müssen, deren Thaten, so gute auch von ihnen vollbracht wurden, von uns zwar nicht in Familienarchiven aufgezeichnet sind, deren Leiden, Hörigkeit, Druck und Knechtschaft aller Art aber in dem großen, unleugbaren Archive der Geschichte des letzten Jahrtausends mit blutiger Tinte eingeschrieben stehen. Vergesset Eure Ahnen, werfet jeden Titel, jede mindeste Auszeichnung von Euch, so versprechen wir Euch großmütig zu sein und die Erinnerung unserer Ahnen auch gänzlich aus unserem Gedächtnis zu streichen, damit wir fortan Kinder eines Vaters, Brüder einer Familie seien!

Höret die Mahnung, erfüllet sie froh und aus freien Stücken, denn sie ist unabweislich, und Christus sagt: „Ärgert dich ein Glied, so reiß es aus: es ist besser, daß es verderbe, als daß der ganz Leib zur Hölle fahre!"

geben, bis das Feuer sie an die Finger brannte." („Turmwart" Nr. 63, S. 421.)

„Jene ersten Räuber sind die Stifter des Adels, welcher endlich den Kampf des Stärkeren gegen den Schwächeren auch unter sich selbst fortsetzte. Diese begaben sich freiwillig oder gezwungen unter den Schutz eines Stärkeren, er wurde ihr Oberherr, und so entstanden die Fürsten, die Könige. Jene ersten Unterjochten aber, die nannte man Knechte, Eigene, später Bauern, Bürger, und sie sind, was wir jetzt im allgemeinen das Volk nennen." („Volksblätter" 1848, Nr. 12, S. 46.)

„Ihr sächsischen Landleute, wie gefällt Euch das? Ihr, die Ihr Sterbelehngeld, Erblehngeld, Teilschilling, Lehngeld bei Verkäufen, seien es auch Verkäufe an Eure Kinder, Enkel, Männer oder Frauen, entrichten müßt. Ihr, deren Gutsherr, Grundherr oder dergleichen sich bei Erhebung des Lehngeldes nur auf das unvernünftige Recht der Verjährung oder auf Euch oder Euren Vorfahren abgelockte Anerkenntnisse seines vorher nicht bestehenden Rechtes zu berufen braucht. Ihr, denen die Gutsherren, Grundherren oder dergleichen 3, 4, 5, 6, ja 10% Lehngeld in allen Erbe- und Veräußerungsfällen und außerdem wohl auch noch 3, 4, 5% Teilschilling bei Erbteilungen abnehmen. Ihr, die Ihr diese vielen Prozente Lehngeld oder Teilschilling Euch nach dem fünfundzwanzigfachen Betrage des Reinertrags Eurer Grundstücke berechnen lassen müßt, ich sage, Ihr sächsischen Landleute, wie gefallen Euch jene so vieles alte Unrecht beseitigenden Beschlüsse der preußischen Nationalversammlung, des preußischen Landtags?" („Turmwart" Nr. 65, S. 432.)

„Dies ist der Staat, wie er sich in Deutschland, in ganz Europa ausgebildet hat, und sein eigentliches Wesen ist: Der stete Kampf des Unterjochten gegen den Unterdrücker, also: die Herrschaft der

Gewalt." („Volksblätter" 1848, Nr. 12, S. 46.)

„Fordert man nun von den Bevorrechteten, sie sollen dem Volke sein volles Recht geben, so fordert man damit, sie sollen, was sie zu viel haben, zurückgeben; also ihr Vorrecht vernichten. Das setzt bei den Bevorrechteten 1) soviel Verstand voraus, daß sie selbst einsehen, sie seien im Besitze von ungerechtem Gute und 2) soviel Ehrlichkeit, daß sie das unrechte Gut herausgeben." („Volksblätter" 1848, Nr. 15, S. 57.)

„Unsere nicht allein nur in Deutschland noch bestehenden gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen stammen meist aus einer Zeit her, wo von Menschenrechten unter den Menschen selbst noch nicht die Rede war. Das war die Zeit der Hörigkeit, der Leibeigenschaft, das war die Zeit, wo nicht das Recht des Menschen, sondern nur das Recht des Stärkeren galt." („Volksblätter" 1848, Nr. 11, S. 40.[1])

(Vgl. dazu „Turmwart" Nr. 30, S. 211: „Silberblicke aus J. J. Rousseaus Gesellschaftsvertrag." Die Artikel: „Der große Kampf unserer Zeit", „Das Wahlgesetz in der ersten Kammer", „Volksblätter" 1848, Nr. 11, Nr. 10 u. s. w.)

Und noch eines! Verzichtet ein für allemal auf die ausschließliche Ehre, unserm Fürsten zunächst stehen zu wollen, bittet ihn, Euch des ganzen Wustes unnützer Hofämter, Ehren und Rechte zu überheben, die heutzutage einen Hof zum Gegenstande unmutiger Betrachtung machen; seid nicht mehr Kammerjunker und Kammerherren;

„Das Vorrecht des Adels, in manchen Ländern dem Wortlaute der Konstitution nach abgeschafft, ward nichtsdestoweniger überall aufrecht erhalten, — so genoß er auch in allen ‚konstitutionellen' Ländern, wie auch in Sachsen, das Vorrecht, die nächste Umgebung des Fürsten zu bilden, vom Schweiße des Volkes zu leben, alle höheren Militär- und Gesandschafts- und Regierungsämter einzunehmen, und die würdigen Nachkommen der Raubritter setzten an den Ministertischen ihr edles Handwerk fort." („Volksblätter" 1848, Nr. 19, S. 75.)

[1]) Die Nr. 11 ist falsch paginiert, da bereits Nr. 10 richtig mit S. 40 schließt, Nr. 11 jedoch abermals S. 40 bezeichnet ist.

die unseren König „ihren König“ nennen, nehmt von ihm jene Heiducken und bunten Lakeien, die frivolen Auswüchse einer schlimmen Zeit, der Zeit, da alle Fürsten der Welt es dem französischen Ludwig XIV. nachahmen zu müssen glaubten. Tretet frei zurück von diesem Hofe, dem Hofe der müßigen Adelsversorgung, damit er ein Hof des ganzen, frohen, glücklichen Volkes werde, wo jedes Glied dieses Volkes in freudiger Vertretung seinem Fürsten zulächle und ihm sage, daß er der erste eines freien, gesegneten Volkes sei.

„Ihr habt den Müßiggang nicht abgeschafft, Ihr habt Euch jeder Verminderung desselben widersetzt und ihn vermehrt. Ihr habt eine Schar von Müßiggängern an Euern Höfen um Euch versammelt“ — u. s. w. („Volksblätter“ 1848, Nr. 8, S. 30.)

„6) Verminderung der Steuern und Lasten durch Minderung des Staatsaufwandes, insbesondere der Beamten und Minderung der Zivilliste durch Beseitigung der unnützen Hofämter.“ (Siehe „Unser neuer Landtag und was das Volk von ihm erwartet“, „Volksblätter“ 1849, Nr. 2, S. 7.)

„Der Reihe nach ward dies Volk tyrannisiert vom Aberglauben durch die Pfaffen; vom Vorurteile durch den Adel; vom Glanze und Flittertand durch Ludwig XIV.; von der Sittenlosigkeit durch Ludwig XV.“ u. s. w. (Vergl. „Frankreich“, „Volksblätter“ 1848, Nr. 18, S. 71.)

„Mag man mit den Verfügungen der Zentralgewalt und mit den Beschlüssen des Reichstags einverstanden sein oder nicht, so weit ist man aber gewiß unter allen Parteien einig, daß die völkerrechtliche Vertretung Deutschlands Reichssache ist, und ebenso wird man bekennen, daß sie, wenn sie auch von den Gesandten der Zentralgewalt schlecht versorgt werden sollte, noch so gut sein wird, als sie sonst war und als sie ist, wenn sie in den Händen der einzelnen Länder sich befindet. Zu was also diesen sächsischen Gesandten in Paris? Etwa um ein adeliges Söhnchen mehr von Staatswegen zu erhalten? Um einen Posten mehr zu haben, auf dem die Unthätigkeit belohnt wird?“ (Siehe „Die sächsischen Gesandten“, „Turmwart“ Nr. 60, S. 403.)

„Abgeordneter Blöde wies nach, wie die Gesandtschaften, weit entfernt, dem Lande irgend etwas zu nützen, nur allein den Zweck haben, adelige Müßiggänger auf Kosten des Volkes in Pracht und Glanz zu ernähren.“

(Aus „Unser Landtag", „Volksblätter" 1849, Nr. 7, S. 26.[1])

Darum, so wollen wir weiter: keine erste Kammer mehr!

Es giebt nur ein Volk, nicht ein erstes und zweites, somit kann und soll es daher auch nur ein Haus der Volksvertretung geben, und dieses Haus sei ein edles, schlichtes Gebäude, ein hochgewölbtes Dach auf schlanken, starken Säulen: wie würdet Ihr dies Gebäude verstümmeln, wolltet Ihr eine triviale Wand quer durchziehen, daß Ihr statt eines großen Saales zwei enge Kammern hättet!

„Das Volk will, daß wie alle Kraft und alle Macht im Volke ruht und aus ihm geschöpft wird, auch alles Recht ihm gehöre, es will sich selbst regieren, aus eigener Macht und eigenem Rechte; es erwartet daher, daß seine Vertreter vor allem jene alten Ketten zersprengen, die eine Volksvertretung zum Possenspiele machen, und diese sind:

1) Die Scheidung des Volkes in ein besseres und ein schlechteres durch die zwei Kammern.

Das Volk ist ein einiges, in allen Teilen gleichberechtigtes; nur ein Volk ist, nur eine Kammer darf sein."
(„Volksblätter" 1849, Nr. 2, S. 6.)

„Das ganze Volk, reich wie arm, wählt in die zweite Kammer, in ihr ist daher der Reiche wie der Arme vertreten; hier wird beschlossen, was für alle zusammen, für das ganze Volk ohne Unterschied, das Beste ist. Bekommen nun die Besitzenden noch außerdem eine Kammer für sich, die ihren besonderen Vorteil wahren soll, so ist dies die zweite Vertretung eines gewissen Teiles des Volkes, der aber, wie das ganze übrige Volk, auch schon in der zweiten Kammer vertreten ist und dort Sitz und Stimme hat. Die Besitzenden hätten dadurch gegen die Nichtbesitzenden eine Übermacht von zwei gegen eins, und um die gerechte, notwendige Gleichheit wieder herzustellen, wäre es in diesem Falle durchaus notwendig, noch eine dritte Kammer zu bilden, in welcher bloß Arme, nur von Armen gewählt, sitzen dürften. Dann hätten wir endlich das schöne Schauspiel, daß in der zweiten Kammer die Menschen säßen, in der ersten aber die vollen Geldsäcke und in der dritten die leeren Taschen. Um die Menschen handelte es sich zuletzt gar nicht mehr, sondern allein nur um das Geld und es müßte ein neuer Christus kommen, der die Schächer und

[1]) Auch im Jahrgang 1849 ist die Paginierung durchaus fehlerhaft, daher ist hier neben der Seitenzahl auch die Nr. mit angegeben.

die Wechsler zum Tempel hinausjagte.“ (Vergl. den Aufsatz „Eine Kammer oder zwei“, „Volksblätter“ 1848, Nr. 2, S. 5—7.) „Und in wessen Hände wird denn zuletzt der ganze Einfluß der ersten Kammer kommen? Allein wieder in die Hände des großen Grundbesitzes, des Adels.“ (Vergl. den Aufsatz „Die erste Kammer“, „Volksblätter“ 1848, Nr. 4, S. 16.)

Weiter wollen wir die Zuerteilung des unbedingten Stimm- und Wahlrechts von jedem volljährigen, im Lande geborenen Menschen: je ärmer, je hülfsbedürftiger er ist, desto natürlicher ist sein Anspruch auf Beteiligung an der Abfassung der Gesetze, die ihn fortan gegen Armut und Dürftigkeit schützen sollen.

„Der erste Grundsatz jeder einen Staat bildenden menschlichen Gesellschaft muß daher sein: Alle Mitglieder des Staats (also des Volks) haben vollkommen gleiche Berechtigung, und keiner darf irgendwie vor dem anderen bevorzugt werden. — Also von dem Wahlgesetze, soweit es nur die zweite Kammer für sich betrifft, bleibt einzig, als mit Recht und dem Zwecke des Staats übereinstimmend, stehen:

Die Kammer wird unmittelbar von allen volljährigen, unbescholtenen Staatsangehörigen gewählt.“ (Vergl. den Aufsatz: „Das neue Wahlgesetz“, „Volksblätter“ 1848, Nr. 4, S. 13—15.)

„Wenn der Armen mehr sind, ist es da nicht gerecht, daß sie auch ein größer Wort mitzusprechen haben, als die Reichen? Denn wem hat Gott die Stimme gegeben, dem Menschen oder dem Geldbeutel? Muß nicht das Wohl der Armen gerade ganz besonders berücksichtigt werden, eben weil sie arm und unglücklich sind?“ („Volksblätter“ 1848, Nr. 2, S. 6.)

Und weiter wollen wir in unseren „republikanischen“ Bestrebungen: eine allgemeine große Volkswehr, nicht ein stehendes Heer, und eine liegende Kommunalgarde: was Ihr vorbereitet, soll weder eine Verminderung des einen, noch eine bloße Erweiterung des anderen sein,

„Unsere Kandidaten werden, wenn sie das Volk wählt, auf dem Landtage stimmen:

— — — 3) dafür, daß in Sachsen und ganz Deutschland die Volksbewaffnung mit freier Wahl der Offiziere nicht sowohl neben dem stehenden Heere verbleibe, als vielmehr die stehenden Heere ersetze und von diesen nur der notwendige Kern beibehalten werde.“ („Wahlmanifest der entschieden freisinnigen Partei in Sachsen und ihrer Kandidaten.“ „Volksblätter“ 1848, Nr. 16, S. 61.)

sondern eine neue Schöpfung, die, nach und nach in das Leben tretend, Heer und Kommunalgarde untergehen lassen in der einen großen, zweckmäßig hergestellten, jeden Standesunterschied vernichtenden Volkswehr.

„Das Militär soll ja abgeschafft werden, wenigstens zum größten Teile; das Militär ist sich seiner Abstammung wohl bewußt, und wird im Falle der Not sein Volk höher achten, als die Kriegsartikel; eine gute Bürgerbewaffnung wird der beste Schutz des Volkes sein. — Obgleich nämlich die Verpflichtung der Soldaten gewiß ein Akt war, der jeden Patrioten auf die Beine bringen mußte, so fehlten doch viele der Kommunalgardisten, und es drückten wenigstens diejenigen dadurch einen Mangel an Begeisterung für die Sache des freien Bürgertums aus, welche ohne triftigen Grund zu Hause blieben. — Nachdem die Eidesleistung vorüber und schließlich vom Auditeur ein Hoch auf König, Vaterland und Verfassung ausgebracht worden war, trat der Stadtrat Breithaupt hervor und redete mit männlich-schöner, allen vernehmbarer Stimme die Soldaten ungefähr folgender Art an: Die Zeit sei vorüber, in der die Soldaten als tote Maschinen angesehen worden seien, und in der man geglaubt habe, nicht auf dem Volke, sondern auf den Spitzen der Bajonette ruhen die Throne, ruhe die Macht der Fürsten. Man habe erkannt, daß nur in dem Herzen eines freien, einigen, starken Volkes das Königtum seinen Grund finden könne, und daß die Gewalt zusammensinken müsse, wo sie dieses Bodens entbehre. So habe die Stunde der Freiheit geschlagen, und eine schöne Zukunft sei hereingebrochen, eine schöne Zukunft, die das Militär mit dem Bürgertum, aus dem es ja ohnehin hervorgegangen, wieder vereinige. Der Haß, der zwischen Bürgern und Soldaten bestanden, und das Mißtrauen, das gleichsam eine feindliche Mauer zwischen beiden Ständen aufgerichtet gehabt habe, sei gefallen, es gäbe keine Bürger und Soldaten mehr, — jetzt gäbe es nur noch Brüder!" u.s.w. (Aus dem Bericht „Die Verpflichtung des Zwickauer Militärs auf die Verfassung", „Turmwart" Nr. 1, S. 2.)

Sind so alle bisher neidisch und feindlich geschiedenen Stände in den einen großen Stand des freien Volkes vereinigt, zu dem Alles gehört, was auf dem lieben deutschen Boden von Gott menschlichen Athem empfing, — glaubt Ihr, daß wir dann am Ziele seien? Nein, dann wollen

wir erst recht anfangen! Denn dann gilt es, die Frage nach dem Grunde alles Elends in unserem jetzigen gesellschaftlichen Zustande fest und thatkräftig in das Auge zu fassen, — es gilt zu entscheiden, ob der Mensch, diese Krone der Schöpfung, ob seine hohen geistigen, seine so künstlerisch regsamen leiblichen Fähigkeiten und Kräfte von Gott bestimmt sein sollen, dem starresten, unregsamsten Produkte der Natur, dem bleichen Metall, in knechtischer Leibeigenschaft unterthänig zu sein?

„Je mehr wir von dem Zeitpunkte fortrücken, in welchem dem Volke nachgegeben und sein Wille zur ‚Gesetzes-Größe‘ erhoben ward, — je mehr der Blick über das politische Gebiet Deutschlands erhellt und geklärt wird, desto mehr drängt sich uns die feste Überzeugung auf: unsere Revolution ist nur eine halbe gewesen.“ („Turmwart“ Nr. 16, S. 103.)

„So hatte denn das Land eine Verfassung. In welcher Verfassung jedoch befindet sich das Land? Wenigstens drei Viertel der Einwohner leben in mehr oder minder drückenden Nahrungssorgen, wenigstens die Hälfte hat gar keine Sicherung seines Lebensunterhaltes, und wenigstens ein Viertel von ihnen ist gänzlich in Armut und Elend versunken. Also drei Viertel des Volkes in Not und Sorge und nur ein Viertel vergleichsweise glücklich.“ („Volksblätter“ 1849, Nr. 9, S. 33.)

„Seit uralten Zeiten schon fragen sich die Menschen immer, warum denn so viel Elend auf der Welt sei, warum denn der eine im Überflusse des Glücks sitze, während der andere im tiefsten Elend umkommen müsse.“ („Volksblätter“ 1848, Nr. 3, S. 9.)

„Helft! Helft! So schlägt der traurige Ruf der Armen unseres sächsischen Obergebirges an unser Ohr, denn sie wollen arbeiten und haben keine Arbeit, sie wollen essen und haben kein Brot! — Was ist aber zu thun, um der Armut nachhaltend zu helfen? Niemand wird verkennen, daß diese Frage eine äußerst wichtige ist!“ („Turmwart“ Nr. 2, S. 5—6.)

„Dort erzeugt der Bauer im Bunde mit der Natur Überfluß und leidet Not, hier schafft des Menschen Fleiß im Bunde mit seinem Scharfsinne wieder Überfluß, und er leidet Not. Warum ist das? — Mangel, Not, Elend, Verzweiflung! Und dies im Lande des Fleißes, des Reichtums,

Es wird zu erörtern sein, ob diesem geprägten Stoffe die Eigenschaft zuzuerkennen sei, den König der Natur, das Ebenbild Gottes, sich dienst- und zinspflichtig zu machen, — ob dem Gelde die Kraft zu lassen sei, den schönen, freien Willen des Menschen zur widerlichsten Leidenschaft, zu Geiz, Wucher und Gaunergelüste zu verkrüppeln? Dies wird der große Befreiungskampf der tief entwürdigten leidenden Menschheit sein: er wird nicht einen Tropfen Blutes, nicht eine Thräne, ja nicht eine Entbehrung kosten: nur eine Überzeugung werden wir zu gewinnen haben, sie wird sich uns unabweislich aufdrängen: Die Überzeugung, daß es das höchste Glück, das vollendetste Wohlergehen aller herbeiführen muß, wenn so viele thätige Menschen als nur irgend der Erdboden ernähren kann, auf ihm sich vereinigen, um in wohlgegliederten Vereinen durch ihre verschiedenen mannigfaltigsten Fähigkeiten, im Austausch ihrer Thätigkeit sich gegenseitig zu bereichern und zu beglücken.

des Überflusses! Sprecht, muß das so sein?" („Volksblätter" 1848, Nr. 8, S. 29 u. s. w.)

„Zugleich hatten sich die Arbeiterverhältnisse durch die Anwendung der Maschinen, die mit der menschlichen Arbeitskraft wetteiferten und diese im Werte herunterdrückten, gänzlich umgestaltet. Auf schreckenerregende Weise hatte sich die Zahl der Besitzlosen vermehrt, die alte Regel, daß Fleiß und Ehrlichkeit die Quelle des Glückes, des Reichtums sei, war zur Lüge geworden, denn Geld, Geld allein war der Boden, auf dem das Glück erstand. — Nicht der religiöse Wahn, nicht die vermoderten Ahnen, nicht die Frucht der menschlichen Thätigkeit, das Geld, sollen die Gewalt besitzen über den Menschen, sollen herrschen im Staate, der Mensch selbst will jetzt die ihm gebührende erste Stelle einnehmen." („Volksblätter" 1848, Nr. 18, S. 72.)

„Wohl hatte jeder erkannt, daß die Revolution Frankreichs mehr noch als die Deutschlands nicht sowohl gegen die Regierungsform zunächst, sondern vielmehr gegen unsern ganzen gesellschaftlichen Zustand des Elends, des Lasters, des Betruges gerichtet war. Das goldene Kalb ist der Götze, dem alles, Tugend, Unschuld, Rechtlichkeit geopfert wird; das Sittlichkeitsgefühl des unverdorbenen Teils, des niederen Teiles der Gesellschaft, empörte sich gegen diese Entwürdigung der Menschheit." („Volksblätter" 1848, Nr. 1, S. 4.)

„Der Zweck des Zusammenlebens der Menschen in der Gesellschaft ist: durch den Austausch ihrer Kräfte und Fähigkeiten sich gegenseitig immer mehr zu veredeln, zu bereichern und zu beglücken. — Seinen Zweck kann der Staat nur dann erreichen, wenn er jeden einzelnen in der vollen, freien Verwendung all seiner Kräfte schützt und zugleich jedem die größtmöglichste Gelegenheit bietet, seine Fähigkeiten zu vermehren und

zu vervollkommnen, denn nur durch die freieste Benutzung all unserer Kräfte, durch die möglichste Vervollkommnung all unserer Fähigkeiten kann es uns auch allein gelingen, unsere höchste irdische Bestimmung: die gegenseitige Beglückung und Veredelung zu erreichen.

Der einzige Zweck des Staates ist, wie wir erkannt haben, das höchste Wohl aller seiner Teilnehmer.

Das höchste Wohl jedes einzelnen besteht aber in der vollkommenen Erfüllung seines Willens. Denn weil jeder nur das will, was er wünscht, was ihm angenehm ist, so kann jeder auch nur dann ganz glücklich sein, wenn sein Wunsch, sein Wille volle Geltung hat" u. s. w. („Volksblätter" 1848, Nr. 4, S. 13—14.)

Wir werden erkennen, daß es der sündhafteste Zustand in einer menschlichen Gesellschaft ist, wenn die Thätigkeit einzelner entschieden gehemmt ist, wenn die vorhandenen Kräfte sich nicht frei rühren und nicht vollkommen sich verwenden können, so lange — dies ist die einzige Bedingung — der Erdboden zu ihrer Nahrung ausreicht. Wir werden erkennen, daß die menschliche Gesellschaft durch die Thätigkeit ihrer Glieder, nicht aber durch die vermeinte Thätigkeit des Geldes erhalten wird: wir werden den Grundsatz in klarer Überzeugung feststellen, — Gott wird uns erleuchten, das richtige Gesetz zu finden, durch das dieser Grund-

„Der große Mann[1]) hat eine einzige Kleinigkeit übersehen, die nämlich: daß, so lange die Erde noch Nahrung genug hervorbringt, der Menschen auch noch nicht zu viele sein können. Weil nun aber die Erde noch vielleicht zwanzigmal so viel Menschen ernähren kann, als gegenwärtig auf ihr leben, so könnte man gewiß eher sagen, es seien der Menschen zu wenig, statt zu viele, und es muß jedenfalls die Ursache des Übels ganz wo anders liegen, als wo er sie gesucht hat." („Volksblätter" 1848, Nr. 3, S. 9—10.)

„Der Menschen Bedürfnisse können vielmehr nur allein durch der Menschen Thätigkeit befriedigt werden." („Volksblätter" 1848, Nr. 3, S. 10.)

„Die sächsischen Vaterlandsvereine hatten, weil sie sich von den deutschen Vereinen durch Verdächtigungen aller Art verfolgt sahen, kurze Zeit nach ihrem Entstehen ein Glaubensbekenntnis abgelegt, dessen erster Satz lautet:

‚Der verfassungsmäßig ausgesprochene Wille des Volks ist das

---

[1]) Es ist von Maltus die Rede.

satz in das Leben geführt wird, und wie ein böser nächtlicher Alp wird dieser dämonische Begriff des Geldes von uns weichen mit all seinem scheußlichen Gefolge von öffentlichem heimlichen Wucher, Papiergaunereien, Zinsen- und Bankiersspekulationen.

Das wird die volle Emanzipation des Menschengeschlechtes, das wird die Erfüllung der reinen Christuslehre sein, die sie uns neidisch verbergen hinter prunkenden Dogmen, einst erfunden, um die rohe Welt einfältiger Barbaren zu binden und für ein Entwickelung vorzubereiten, deren höherer Vollendung wir nun mit klarem Bewußtsein zuschreiten sollen.

höchste Gesetz‘.“ („Volksblätter“ 1848, Nr. 5, S. 17.)

„In dem Verluste unseres Rechts liegt unser Leiden, in der Wiedererlangung unseres Rechts liegt unser Glück.“ („Volksblätter“ 1849, Nr. 9, S. 34.)

„Dies sind die wichtigsten Punkte unsrer Verfassung, die vor Allem zur Entscheidung kommen müssen. Durch ihre befriedigende Lösung sind die Rechte des Volkes gesetzlich gesichert und es ist ihm das gesetzliche Mittel gegeben, nach Wunsch seine Lage zu gestalten. Nur die rohe Gewalt kann dann sein Glück noch bedrohen, und gegen Gewalt hat auch uns Gott Arme und Eisen gegeben.“ („Volksblätter“ 1849, Nr. 2, S. 7.)

„Doch der ekelhafteste, scheußlichste und zugleich giftigste Aussatz an dem Körper der menschlichen Gesellschaft, der bis auf die Knochen einfrißt und das Lebensmark in stinkende Fäulnis versetzt: die Geldherrschaft, sie, die ohne irgendwelchen schöneren Aufschwung, mit dem doch jeder andere Raub an der Menschheit sich zu schmücken sucht, ist es, die mit dem widrigsten Gekreische die neu erstehende Welt angeifert. —“ („Volksblätter“ 1849, Nr. 1, S. 3.)

„Wie früher dem Adel der Reichtum, die Macht, die Ehre gehörte, so fiel jetzt Adel, Macht, Ehre dem Gelde zu. Geld war Alles, Tugend, Verdienst und Recht, und jedes Mittel, es zu erlangen, war gut, sobald es Erfolg hatte. Der König selbst gab das Beispiel der gröbsten Gaunereien, durch betrügliches Niederschlagen der Staatswälder, Ausstreuung falscher Gerüchte auf der Börse, um schlechte Papiere zu hohen Preisen loszuwerden, oder gute zu niederen Preisen einzuhandeln. — Die letzten Regierungsjahre dieses Königs der Börsenschwindler und Wucherer boten ein ununterbrochenes Schauspiel von Prellerei, Gaunerei und Betrug.“ (Siehe den

Aufsatz „Frankreich", „Volksblätter" 1848, Nr. 18, S. 71.)

„Der dritte ungebetene Gast ist das ungerechte Tauschmittel, an dessen Mehr oder Weniger das Leben vieler Millionen hängt. Nicht die Arbeit hat ihren Wert, und diese könnte nicht einzeln eingetauscht werden, sondern das Geld hat seinen Wert und sogar dieser richtet sich nach der Konkurrenz." („Turmwart" Nr. 23, S. 299.)

„Durch ein Verdrehen und Mißverstehen der reinen Christuslehre haben die Pfaffen zu beweisen gesucht, daß dieser Zustand der einzig richtige und zu unserm Glücke durchaus notwendig sei und daß: je größer unser Elend hier auf Erden, umso herrlicher dagegen auch unsere Belohnung im Himmel sein würde" u. s. w. („Volksblätter" 1848, Nr. 3, S. 9.)

„Damals, als der Geist die alten verrosteten Ketten hatte abgestreift des pfäffischen Zwanges, und die reine Christuslehre ward verkündet, da war es Robert Blum, der die deutschkatholische Kirche des freien Geistes zu uns verpflanzte" u. s. w. („Volksblätter" 1848, Nr. 13, S. 50.)

„Jene Männer gewannen die Überzeugung, daß wir eigentlich auf der Welt seien, nicht um unglücklich, sondern um glücklich zu sein; daß nur deshalb Gott die Welt so schön, so reich und uns Menschen so empfänglich, so genußsüchtig gemacht habe; daß er uns den Verstand gegeben, nicht, um ihn zu ertöten, wie die Pfaffen sagten, sondern um ihn zu entwickeln und zu vervollkommnen, auf daß wir durch den Geist wieder neue, höhere Genüsse erlangen sollten. Und als sich endlich diese Überzeugung weiter und weiter verbreitete, als man allgemeiner und klarer einsah, daß es unsere Aufgabe sei: immer besser und edler, immer reicher an Genüssen und Freuden, kurz, immer glücklicher zu werden, da erkannte man

Oder wittert Ihr hierin etwa Lehren des Kommunismus? Seid Ihr thöricht oder böswillig genug, die notwendige Erlösung des Menschengeschlechts von der plumpesten und entsittlichsten Knechtschaft gemeinster Materie als gleichbedeutend mit der Ausführung der abgeschmacktesten und sinnlosesten Lehre, der des Kommunismus, zu erklären? Wollt Ihr nicht erkennen, daß in dieser Lehre der mathematisch gleichen Verteilung des Gutes und Erwerbes eben nur ein gedankenloser Versuch zur Lösung jener allerdings gefühlten Aufgabe gemacht worden ist, der sich in seiner reinen Unmöglichkeit selbst das Urteil der Totgeborenheit spricht? Wollt Ihr damit aber die Aufgabe selbst als verwerflich und unsinnig, wie jene Lehre es in Wahrheit ist, ebenfalls verschreien? Hütet Euch! Das Ergebnis von 33 Jahren ungestörten Friedens zeigt Euch jetzt die menschliche Gesellschaft in einem Zustande von Zerrüttung und Verarmung, daß Ihr am Ende dieser Jahre rings um Euch die entsetzlichen Gestalten des

dann auch zugleich, daß unser Zustand ein durchaus falscher, verkehrter und sündhafter sei" u. s. w. („Volksblätter" 1848, Nr. 3, S. 9.)

„Es ist unglaublich, mit welcher blöden Geistesträgheit so viele Menschen diese dumme Lüge verbreiten: zur Republik den Weg anbahnen, sei dasselbe, was Anarchie und Kommunismus herbeiführen." („Turmwart" Nr. 25, S. 172.)

„Sie übersehen bei ihrer Lehre auch das Wichtigste, nämlich: daß die Menschen nur in der allgemeinsten Körperform sich ähnlich, keineswegs aber sich gleich sind. Wären die Menschen wie die Schafe, die Rinder, so würde der Kommunismus, wie er bei den gras- und kräuterfressenden Tieren herrscht, auch für die Menschen passen. Aber schon nicht einmal unter allen Tieren herrscht Kommunismus, sondern nur bei denjenigen, welche ohne alle Anstrengung ihr Futter von der Wiese holen."

„Wir haben also gesehen — — daß, weil die Thätigkeit nicht bei allen Menschen eine gleiche ist, auch nicht alle Menschen zu gleichem Glücke berechtigt sein können", „daß folglich der Kommunismus nicht der Menschen Glück, sondern Unglück nach sich ziehen muß." „Wir müßten endlich notgedrungen wieder in die Wälder laufen, in Höhlen wohnen, Kräuter und Wurzeln essen und wieder sein wie das Tier auf der Weide. Das wären die notwendigen unausbleiblichen Folgen des Kommunismus, wenn es überhaupt möglich wäre, ihn einzuführen; er ist jedoch nicht auf eine Stunde lang möglich."

„Nein! jedem, der sich ernstlich und redlich bemüht, diese große und schwierige Frage zu lösen, sind wir Dank schuldig, denn selbst wenn er sich irrt, bewirkt er doch noch immer etwas Gutes; und so sind wir denn auch den Stiftern des Kommunismus Dank

bleichen Hungers erblickt! Seht Euch vor, ehe es zu spät ist! Spendet nicht Almosen, sondern erkennt das Recht, das von Gott verliehene Menschenrecht, sonst dürftet Ihr wohl den Tag erleben, wo die gewaltsam verhöhnte Natur zu einem rohen Kampfe sich ermannt, dessen wildes Siegesgeschrei wirklich jener Kommunismus wäre, und wenn in der Unmöglichkeit des Bestandes seiner Grundsätze auch nur die kürzeste Dauer seiner Herrschaft verbürgt läge, so würde diese kurze Herrschaft doch hinreichend gewesen sein, alle Errungenschaften einer 2000jährigen Zivilisation auf vielleicht lange Zeit spurlos auszurotten. Glaubt Ihr, ich drohe? Nein, ich warne!

schuldig, es waren edle Männer, die das Beste wollten, und wenn sie es auch nicht fanden, wenn sie sich auch irrten, so haben sie uns doch genützt." (Vergleiche den Aufsatz: „Was ist Kommunismus?" in den „Volksblättern" 1848, Nr. 3, S. 9—11.)

„Wir Deutschen haben 33 Jahre lang ängstlich erwogen, sie haben 33 Jahre lang sich schimpflich der Gewalt und Tyrannei gebeugt, drum waren sie keine freien, sondern in ihrer Mehrheit verächtliche, weibische Männer." (Siehe „Turmwart" Nr. 24, S. 163.)

„Ein Staat, der nach 33 Friedensjahren so mit Schulden überhäuft ist, daß an der Möglichkeit einer ehrenvollen Ausgleichung verzweifelt werden muß; ein Volk, daß, zur Verzweiflung getrieben durch unsägliche Bedrückungen, lieber den Todeskampf besteht, als daß es länger diese Leiden erträgt." (Siehe „Volksblätter" 1848, Nr. 9, S. 35.)

„Aufgebaut ist diese Gesellschaft auf den Hunger, auf das entwürdigendste Elend, auf die vollkommenste Armut. So tief ist das alte morsche Gebäude bereits eingesunken in diesem Sumpfe, daß es beinahe schon den dritten Teil desselben erfaßt hat, denn beinahe der dritte Teil unserer Gesellschaft lebt von Almosen oder vom Raub, vom öffentlichen Laster oder in den Zuchthäusern." („Volksblätter" 1849, Nr. 3, S. 11.)

„Vergebens bemüht sich das Volk, dem Übel zu steuern; wir vermögen keinen Ersatz für das Verlorene zu finden, denn es giebt keinen Ersatz für das verlorene Recht. Umsonst geben wir Almosen, bauen Armenhäuser und Gefängnisse. — Nichts hilft es uns, die Äußerungen der Krankheit zu bekämpfen, die Ursache derselben müssen wir vernichten. In dem Verluste unseres Rechtes liegt unser Leiden, in der Wiedererlangung unseres Rechtes

liegt unser Glück." („Volksblätter" 1849, Nr. 9, S. 39.)

„Wenn nun das Gesetz in Krieg geht mit dem Menschenrechte, so ist ja das ein Kampf des Werkes gegen seinen Urheber, ein Kampf des vom Menschen Bestimmten gegen das von Gott Bestimmte, ein Kampf des Menschen gegen Gott selbst." „So unbegreiflich dieser Kampf scheint, so ist doch er es, der die ganze Welt jetzt erschüttert, und auf der einen Seite stehen Menschen, gegürtet in das eherne Gewand, das blanke Schwert schwingend der gewaltigen Menschensatzung, und gegen sie anstürmen andere, mit begeistertem Blicke, hoch über ihre Häupter das Panier schwingend, auf dem im hellstrahlenden Glanze das Wort prangt: ‚Menschenrecht'!" („Volksblätter" 1848, Nr. 11, S. 41.)

„Es ist aber auch eine Zeit, die, wenn sie nicht begriffen, wenn sie falsch verstanden wird, zum Fluche werden kann für das ganze menschliche Geschlecht; eine Zeit des namenlosen, unbegrenzten Elends, und das Jahr 1848 kann auch den Anfang bilden des Verfalls, des Herabsinkens von ganz Europa zu einem Zustande der vollkommensten Verwilderung, wie dies in früheren Zeiten schon der Fall war mit Ländern und Völkern, die auf einer ähnlichen Stufe der Bildung standen, wie wir." („Volksblätter" 1848, Nr. 1, S. 1.)

Sind wir nun in unseren republikanischen Bestrebungen soweit gelangt, auch diese wichtigste aller Fragen zum Glück und Wohlergehen der staatlichen Gesellschaft zu lösen, sind wir in die Rechte freier Menschenwürde vollständig eingetreten: werden wir nun am Ziele unseres thätigen Strebens angelangt sein? Nein! Nun soll

„So sehen wir denn, daß durch diese wichtigen ‚Errungenschaften', wenn sie wirklich erst einmal errungen sein werden, eigentlich noch nichts weiter gewonnen ist, als die Möglichkeit einer dereinstigen Verbesserung unserer Zustände. Die Straße, auf welcher wir zum Bessern wandeln können, ist geöffnet, gegen Räuber gesichert, und uns ist die Kraft gelassen, die Wanderung zu unternehmen; vom Ziele selbst aber sind wir sogar dann auch noch ebenso entfernt wie jetzt. Somit begründet sich nach diesen Vorarbeiten eigentlich erst die wahre Aufgabe un-

es erst recht beginnen! Sind wir durch die gesetzkräftige Lösung der letzten Emanzipationsfrage zur vollkommenen Wiedergeburt der menschlichen Gesellschaft gelangt, geht aus ihr ein freies, allseitig zu voller Thätigkeit erzogenes neues Geschlecht hervor, so haben wir nun erst die Kräfte gewonnen, an die höchsten Aufgaben der Zivilisation zu schreiten, das ist: Bethätigung, Verbreitung derselben. Nun wollen wir in Schiffen über das Meer fahren, da und dort ein junges Deutschland gründen, es mit den Ergebnissen unseres Ringens und Strebens befruchten, die edelsten, gottähnlichsten Kinder zeugen und erziehen: wir wollen es besser machen als die Spanier, denen die neue Welt ein pfäffisches Schlächterhaus, anders als die Engländer, denen sie ein Krämerkasten wurde. Wir wollen es deutsch und herrlich machen: vom Aufgang bis zum Niedergang soll die Sonne ein schönes, freies Deutschland sehen, und an den Grenzen der Tochterlande soll wie an denen des Mutterlandes, kein zertretenes unfreies Volk wohnen, die Strahlen deutscher Freiheit und deutscher Milde sollen den Kosaken und Franzosen, den Buschmann und Chinesen erwärmen und verklären.

seres Landtages: die Verbesserung unserer Zustände. Zweierlei ist nötig dazu: 1. die Abschaffung alles Schlechten, Hemmenden; 2. die Herbeischaffung des Guten, Beglückenden. Das zweite ist nur möglich durch die freie Entfaltung der menschlichen Thätigkeit nach allen Seiten hin, das zweite ist nur möglich durch das Volk selbst, durch die vereinigte Kraft aller Einzelnen. Auf daß diese Kraft sich jedoch frei und beglückend entfalten könne, ist das erste nötig: Die Beseitigung aller Hemnisse." („Volksblätter" 1849, Nr. 3, S. 9.)

---

cfr. Der Aufsatz „Vorschlag zur Gründung einer deutschen Kriegsflotte". („Volksbl." 1848, Nr. 7, S. 25.) „Das Alles muß aber wegfallen, wenn die Auswanderung zur Staatssache gemacht wird." („Turmwart" Nr. 7, S. 46.) „Wenn die Auswanderer eine deutsche Kolonie bilden, und die Sache zu einer allgemeinen deutschen Sache gemacht würde, so würde die Kolonie aus einer Menschenmenge bestehen, die mit Rücksicht der Vermehrung aus ihr selbst bei gehöriger Unterstützung vom Mutterlande bald zu einem bedeutenden Platz für den Absatz deutscher Erzeugnisse werden könnte," — („Turmwart" Nr. 9, S. 57) „und zwar Auswanderung nicht etwa zu dem Zwecke, um die bisher in unserem Lande betriebenen Gewerbe fortzubetreiben, sondern um die sicherste Güterquelle, d. h. fruchtbaren Boden aufzusuchen, um vom Landbau zu leben." („Turmwart" Nr. 7, S. 45.) „Aber, wie gesagt, solch ein großartiger Plan, . . . den die Volksversammlungen in Heidelberg schon angedeutet, und Jordan in der Versammlung der Volksabgeordneten zu Frankfurt unterstützt hat, kann nur ausgeführt werden, wenn sich die gesamten deutschen Staaten an die Spitze stellen und, um kräftigst zu wirken, eine Flotte schaffen, denn diese muß notwendig vorhanden sein, wenn die Sache denjenigen schnellen Fortgang nehmen soll, der ihr im Interesse des Vaterlandes zu wünschen ist." („Turmwart" Nr. 9, S. 58.)

Seht Ihr, hier hat unser republikanisches Streben kein Ziel und Ende, rastlos dringt es weiter von Jahrhundert zu Jahrhundert zur Beglückung des ganzen großen Menschengeschlechtes! Ist dies ein Traum, ein Utopien? Es ist es, sobald wir darüber nur hin- und hersprechen, kleingläubig und selbstsüchtig die Möglichkeit abwägen und leugnen: es ist es nicht, sobald wir froh und mutig handeln, sobald jeder Tag eine neue, gute That des Fortschrittes von uns sieht.

Aber, fragt Ihr nun: willst du dies alles mit dem Königtum erreichen? — Nicht einen Augenblick habe ich sein Bestehen aus dem Auge verlieren müssen, — hieltet Ihr es aber für unmöglich, so sprächet ihr selbst sein Todesurteil aus! Müßt ihr es aber für möglich erkennen, wie ich es für mehr als möglich erkenne, nun: so wäre die Republik ja das Rechte, und wir dürfen nur fordern, daß der König der erste und allerechteste Republikaner sein sollte. Und ist einer mehr berufen, der wahreste, getreueste Republikaner zu sein als gerade der Fürst? Res publica heißt: die Volkssache, welcher einzelne kann mehr dazu bestimmt sein als der Fürst,

— „auf das Deutschland werde, was es werden kann, was es bestimmt ist von Gott zu sein: das schönste Land der Erde, bewohnt von dem Ersten, dem Glücklichsten aller Völker.“ („Volksblätter“ 1848, Nr. 1, S. 1.)

„Monarchie und Republik sind Regierungsformen, das Volk allein hat darüber zu entscheiden, in welcher Form es seine Angelegenheiten besorgt haben will.“ — „In Sachsen will der Vaterlandsverein mit dem Volke die Beibehaltung und zeitgemäße Fortbildung der Monarchie.“ („Volksblätter“ 1848, Nr. 5, S. 17 und 18.)

„Wie gesagt, damit dieser widersinnige Zustand einmal aufhöre, in dem ein ganzes Volk vor einem Menschen sich windet im Staube und sein heiliges Eigentum brotsamenweise von ihm bettelt, damit die Fürsten einmal zu der Einsicht kommen, daß sie keineswegs die Herren, sondern nur die ersten Diener sind ihrer Völker.“ („Volksblätter“ 1848, Nr. 6, S. 21.)

„Nichts Gehässiges mischt sich von Seiten des Volks in diesen Kampf; nicht gegen die Personen der Fürsten wird er geführt, nur allein gegen den Begriff der Fürstengewalt, des Herrschertums als eine dem Volke gegenüber stehende Macht. Die Fürsten selbst, sie mögen immerhin an der Spitze des Staates verbleiben, sobald sie aufrichtig die neu gewonnene Erkenntnis in sich aufnehmen, sobald sie sich

mit seinem ganzen Fühlen, Sinnen und Trachten lediglich nur der Volkssache anzugehören? Was sollte ihn, bei gewonnener Überzeugung von seinem herrlichen Berufe, bewegen können, sich selbst zu verkleinern und nur einem besonderen kleineren Teile des Volkes angehören zu wollen? Empfinde jeder von uns noch so warm für das allgemeine Beste, ein so reiner Republikaner wie der Fürst kann er nie werden, denn seine Sorgen teilen sich nie, sie können nur dem Einen, dem Ganzen angehören, während jeder von uns der Alltäglichkeit gegenüber seine Sorgen organisch zu verteilen hat.

Und worin bestände das Opfer, das der Fürst zu bringen hätte, um dem erkannten, unsäglich schönen Berufe zu entsprechen? Sollte es ihm als Opfer gelten, in den freien Bürgern des Staates nicht mehr seine „Unterthanen“

begnügen, zu sein, was sie in Zukunft allein sein können: die ersten Beamten des Volks.“ („Volksblätter“ 1849, Nr. 1, S. 3.)

„Politik ist ein altes griechisches Wort und bedeutet zu deutsch: die Volksangelegenheiten, und alles, was das Volk betrifft.“ („Volksblätter“ 1848, S. 2.) „Der einzige Zweck des Staats ist, wie wir erkannt haben, das höchste Wohl aller seiner Teilnehmer.“ („Volksblätter“ 1848, Nr. 4, S. 14.)

„Noch immer sprecht ihr nur von Fürstenrechten und von Volkspflichten, während es doch nur giebt: Volksrechte und Fürstenpflichten.“ („Volksbl.“ 1848, Nr. 8, S. 31.)

„Nicht mehr der Vorteil einer kleineren Zahl Bevorrechteter soll das Los Aller bestimmen, das ganze Volk, mit so geringen Ausnahmen, daß auch diese bald schwinden werden, bestimmt jetzt selbst über sein Schicksal. Nur was dem Vorteil, dem Wohle Aller, des ganzen Volkes ohne Ausnahme entspricht, wird fürderhin Gesetz sein, denn das ganze Volk, und nicht, wie bisher, nur ein Teil desselben, wird bestimmen, was sein soll und was nicht.“ („Volksblätter“ 1848, Nr. 14, S. 54.)

„Bisher war es nur immer ein kleiner Teil der Gesellschaft, welcher herrschte und die Kraft der übrigen zu seinen Gunsten ausbeutete. So war es unter der Hof-Pfaffen- und Adelsherrschaft.“ („Volksblätter“ 1848, S. 72.)

„Erwacht! die eilfte Stunde hat geschlagen, und wahrlich, wir brauchen keinen Daniel, um uns die Zeichen zu erklären, die an Euren Palästen prangen! Blickt nicht nach Osten; wer dorthin seine Schritte lenkt, den führt sein Weg in Nacht. Vergeßt, was Ihr gewesen, die Zeit kehrt nimmer wieder. Sühnt, was Ihr gefehlt, noch ist Gelegenheit dazu geboten, noch liegt es in Eurer Macht, das Gute zu thun,

zu erblicken? Durch die That unserer Gesetze ist diese Vorstellung bereits aufgehoben, und der diese Gesetze bestätigte, erfüllt ihren Sinn mit solcher Treue, daß der Ausspruch des Aufhörens der Unterthänigkeit ihm als kein Opfer mehr erscheinen würde. Müßte es ihm als ein Opfer gelten, wenn er jenen Rest eines müßigen Hofprunkes mit seinen längst überlebten Ehren, Titeln und Orden von sich wiese? Wie klein dächten wir von dem schlichtesten, wahrhaftigsten Fürsten unserer Zeit, wenn wir die Erfüllung solchen Wunsches ihm als ein Opfer anrechnen wollten, sobald wir mit Sicherheit annehmen dürfen, daß selbst ein wirkliches Opfer gern von ihm gebracht werden würde, wenn er erführe, daß es der Hinwegräumung eines Hindernisses der freien Ausströmung der Volksliebe gelte?

Was nun berechtigt uns, so tief in die Seele dieses seltenen Fürsten zu greifen, Überzeugungen von ihm auszusprechen, wie wir von manchem uns ganz gleichstehenden Bürger es zu thun vielleicht nicht für klug halten müßten? — Es ist der Geist unserer Zeit, es ist die noch nie dagewesene Lage der Dinge, wie sie

das Schlechte zu meiden; ergebt Euch willig dem Geschick, das über Euch, über uns Allen waltet. Blickt um Euch, seht, was ist, erkennt, was Ihr seid. Ihr, die Ihr nicht bewältigen könnt Eure eigenen Schwächen, Eure eigenen Fehler, Ihr wollt lenken die Völker?" (Vergl. den Aufsatz: „Deutschland und seine Fürsten." „Volksblätter" 1848, Nr. 8, S. 31.)

„Für Aufhebung aller Standesvorrechte (Gleichstellung der Rittergutsbesitzer mit den Bauern), für Aufhebung des Adels, für Aufhebung der mit einem Amte nicht verbundenen Titel, für Aufhebung aller Orden, für Aufhebung aller Fideikommisse (Majorate, Seniorate, Minorate zc.)." Siehe „Wahlmanifest der entschieden freisinnigen Partei in Sachsen und ihrer Kandidaten." („Volksblätter" 1848, Nr. 16, S. 62.)

„Daß alles Recht, alle Macht und Gewalt nur allein im Volke ruht und daß es nichts giebt, was über, noch neben dem Volke steht. Auf diesem Grundsatz den ganzen Staat neu zu erbauen, ist die Aufgabe unserer Zeit, ist die größte, welche das Menschengeschlecht noch zu lösen hatte." („Volksblätter" 1849, Nr. 1, S. 2.)

„Die Vaterlandsvereine sind nicht republikanisch, solange die Monarchie selbst sie nicht zwingt, republikanisch zu werden." („Volksblätter" 1848, Nr. 5, S. 18.) „In Baden ist das Volk schon seit langer Zeit der Art, wie es regiert wird, herzlich überdrüssig, und gar viele Leute meinen, eine republikanische Regierung würde ihren Wünschen besser entsprechen." („Volksblätter" 1848, Nr. 6, S. 22.)

„Es ist ein offener Krieg, der zum Teil schon ausgebrochen, zum Teile noch vorbereitet wird zwischen der Herrschaft der Gewalt und der Herrschaft des Rechtes, zwischen unbeschränkter Fürstenherrschaft und Volksherrschaft." („Volksblätter" 1848, Nr. 16, S. 62.)

die Gegenwart zu Tage gefördert hat, die den Schlichtesten mit Prophetenblick begabt. Der Drang zur Entscheidung ist da: zwei Feldlager sind unter den zivilisierten Nationen Europas aufgeschlagen: hier ertönt es: Republik! dort Monarchie! Wollt Ihr leugnen, daß es sich jetzt um entschiedene Lösung dieser Frage handle, daß sich in ihr alles fasse und begreife, was die menschliche Gesellschaft bis in ihre tiefsten Wurzeln erregt? Wollt Ihr den Geist dieser gotterfüllten Zeit verkennen, behaupten: das sei alles schon dagewesen[1]) und werde sich nach einem verflogenen Rausche wieder gestalten wie es war? Nun, dann hätte Euch Gott mit Blindheit für alle Ewigkeit geschlagen! Nein, in dieser Zeit er-

„Jene großen Kämpfe aber, in denen man zumeist allein die Fortschritte des menschlichen Geistes auf seiner Bahn zu erkennen glaubte, wie die Einführung des Christentums, die Reformation, die große französische Revolution, sie sind nur die Zeitabschnitte, in welchen die Menschheit zu dem Bewußtsein ihres bisherigen Fortschrittes und zum Erkennen des neuen, vor ihr liegenden Weges gelangt ist. — Ein solcher Zeitabschnitt aber, in welchem der geistige Kampf zwischen Wahrheit und Lüge zum körperlichen zwischen Recht und Unrecht wird, ist der, in welchem auch wir leben." (Vergl. den Aufsatz: „Die Bedeutung unserer Zeit." „Volksblätter" 1848, Nr. 14, S. 54—55.)

„Diese Erkenntnis aber ist nichts anderes als: die Wahrheit, ihre Blüte ist das Recht, ihre Frucht die Freiheit. Der Wahrheit gegenüber steht: die Lüge, ihr entsproßt: das Unrecht, und dieses erzeugt: die Knechtschaft." („Volksblätter" 1848, Nr. 14, S. 54.)

„Kaiser Nikolaus, er hat sehr wahr gesprochen, als er sagte: ‚Es giebt nur zwei Staatsformen: die unbeschränkte Fürstenherrschaft und die Republik,

[1]) Dieser Ausdruck bezieht sich offenbar auf die bekannte, im Laufe der Jahre von den Zeitungen bis zur Widerwärtigkeit abgedroschene Phrase, die Gutzkow seinem alten Rabbi ben Akiba (siehe „Uriel Acosta") in den Mund legt. — Der „Uriel" wurde am 13. Dezember 1846 zum erstenmal in Dresden zur Aufführung gebracht. Alfred Meißner berichtet, daß bei der sehr enthusiastischen Aufnahme des Stückes obiger Ausspruch des Greises, „in dessen Worten sich Tiefsinn mit Blödsinn mischt", den stärksten Eindruck des Abends hervorgerufen habe. Meißner erzählt, daß Gutzkow Wagner bei dem auf S. 94 bereits mitgeteilten politischen Gespräche, wo Wagner vom „neuen Deutschland" gesprochen habe, das wie ein Erzguß unter einer bald fallenden Hülle fertig sei, heftig opponiert habe. „Inzwischen hatte sich Gutzkow uns genähert, er opponierte, betonte die Kraft der Trägheit, die Macht des Alten und Furcht vor Neuem, die Gewohnheit der Massen, zu dienen und zu folgen, den Mangel an Charakter in der unendlichen Mehrzahl. Er äußerte in seiner vorsichtigen Weise hunderterlei Bedenken. Wagner

kennen wir auch die Notwendigkeit der Entscheidung: was Lüge ist, kann nicht bestehen, und die Monarchie, d. h. die Alleinherrschaft ist eine Lüge, sie ist es durch den Konstitutionalismus geworden. Nun wirft sich der an aller Aussöhnung Verzweifelnde kühn und trotzig der vollen Republik in die Arme, der noch Hoffende lenkt sein Auge zum letzten Male prüfend nach den Spitzen des Bestehenden hin. Er

jede andere ist eine Lüge und unhaltbar.' Das ist wahr; möglich ist nur die Herrschaft der Gewalt, oder die Herrschaft des Rechtes, eine Vermischung beider, eine Verbindung zwischen Feuer und Wasser ist ein Unding. Wie Nikolaus klar gesehen, so hat Napoleon wahr prophezeit als er sagte: ‚In fünfzig Jahren ist Europa entweder kosakisch oder republikanisch,' — und das Jahr 1849 ist ausersehen, die Entscheidung zu bringen." („Volksblätter" 1849, Nr. 1, S. 3. Vergl. dazu „Turmwart" Nr. 42, S. 293: „Die große Alternative Napoleons, nach der die Welt in unsern Tagen entweder republikanisch oder kosakisch werden muß, — sie wird sich durch uns, sie wird sich in Deutschland entscheiden."

---

verlor die Selbstbeherrschung und brach die Debatte mit starken, unmutig gesprochenen Worten ab."

Merkwürdigerweise stimmt zu dem von Meißner wiedergegebenen Gleichnis Wagners und den Worten, „daß es nur eines Hammerschlages auf die thönerne Hülle bedürfe, um das neue Deutschland hervortreten zu lassen, daß die Revolution bereits in allen Köpfen vollzogen sei", folgende Stelle in dem Artikel „Deutschland und seine Fürsten" in den „Volksblättern" 1848, Nr. 8, S. 29—31:

„Das Leben der Völker und der Fürsten, im kleinen Bilde hat uns Gott es offenbart. Seht die Raupe, wie sie auf der Erde kriecht, allein auf Nahrung bedacht. Ihr schleimiger, wässriger Körper, nur zusammengehalten durch die weiche, schmiegsame Haut, das ist der Völker erstes Alter, wo das Fürstentum, ohne sie zu bedrücken, ihnen Halt und Form gegeben. Da naht der Winter, die Haut der Raupe wird fest und hart, scheinbar leblos der Körper; doch im Innern regt sich ein wunderbares Schaffen und Gestalten, und aus dem Scheintod bereitet sich ein neues, höheres Leben. Härter, selbständiger ist die Haut, ihre Aufgabe: die allmähliche Selbstvernichtung erfüllend. Darin erkennt Ihr der Völker zweites Alter und des Fürstentums, wie es jetzt hinter uns liegt.

Jetzt naht der Frühling wieder; der letzte Zusammenhang zwischen der nun zur trockenen, marklosen Schale gewordenen Haut und dem inneren Körper ist gelöst, von allen Seiten springt sie auf, bricht unter ihrer eigenen Last im Staub zusammen; sie hat ihre Aufgabe erfüllt, sie ist gewesen. Aus der Hölle der Nacht ersteigt die wunderbare Schöpfung des Lichtes, und der Schmetterling schwebt empor in die blauen Lüfte, ein Zeugnis der Allmacht Gottes, ein Gleichnis unserer Zeit." Klingt das nicht ganz wie — Wagner?

erkennt, daß, gilt der Kampf der Monarchie, dieser nur in besonderen Fällen gegen die Person des Fürsten, in allen Fällen aber gegen die Partei geführt wird, die eigennützig oder selbstgefällig den Fürsten auf den Schild erhebt, unter dessen Schatten sie ihren besonderen Vorteil des Gewinnes oder der Eitelkeit verficht. Diese Partei ist also die zu besiegende: Soll der Kampf ein blutiger sein? Er muß es sein, er muß Partei und Fürsten zu gleicher Zeit treffen, wenn kein Mittel der Versöhnung bleibt. Als dieses Mittel erfassen wir aber den Fürsten selbst: ist er der echte, freie Vater seines Volkes, so kann er mit einem einzigen hochherzigen Entschluß den Frieden pflanzen, wo Krieg sonst nur unvermeidlich erscheint. Nun suchen wir auf den Thronen Europas den Fürsten, den Gott erkoren haben soll, das hohe schöne Werk zu vollziehen: was erblicken wir? Welch verblendetes, tief entartetes Geschlecht, unfähig zu jedem hohen Beruf! Welchen Anblick gewährt uns Spanien, Portugal, Neapel? Welcher Schmerz erfüllt uns beim Hinblick auf die deutschen Lande Hannover, Hessen, Bayern — ach! schließen wir die Reihe! Gott

„Nichts Gehässiges mischt sich von Seiten des Volks in diesen Kampf; nicht gegen die Personen der Fürsten wird er geführt, nur allein gegen den Begriff der Fürstengewalt, des Herrschertums als eine dem Volke gegenüber stehende Macht. Die Fürsten selbst, sie mögen immerhin an der Spitze des Staates verbleiben sobald sie aufrichtig die neu gewonnene Erkenntnis in sich aufnehmen, sobald sie sich begnügen, zu sein, was sie in Zukunft allein sein können: Die ersten Beamten des Volks. Stünden die Fürsten allein, es wäre sichere Aussicht vorhanden, sie von dem, was ist, was sein muß, zu überzeugen, und sie würden sich willig und ohne Widerstreben in die Notwendigkeit fügen; so aber klammert sich an die Throne jedes Unrecht, jedes Vorrecht und sucht Schutz und Erhaltung." („Volksblätter" 1849, Nr. 1, S. 2 u. 3.)

„Wir alle wissen, daß vor 400 Jahren ein Burggraf von Nürnberg dem Kaiser Siegmund nach und nach 400,000 Goldgulden borgte und an Zahlungsstatt endlich die Mark Brandenburg bekam. Hätte damals der Kaiser kein Geld gebraucht, oder der Burggraf von Nürnberg keines gehabt, so säße jetzt sein Nachkomme nicht auf dem preußischen Throne" u. s. w. („Volksblätter" 1848, Nr. 9, S. 36. Siehe ferner Nr. 12, S. 47: „Das preußische Volk und sein König.")

„Ein wirrer Knäuel bietet sich uns dar, blicken wir hin auf Österreichs Zustände. — Die Natur macht dort wie hier ihr ewiges Recht geltend: Das Gleiche sucht sich zu vereinen, das Ungleiche will sich sondern. Dies mächtige Gebot der Natur, es erneute immer wieder die hundermal besiegte Kraft des Polen; es führte den Italiener in den ungleichen Kampf mit ganz Österreich; es treibt den Czechen, den Ungar, den Kroaten, zu zerreißen den unnatürlichen Bund. Dieser

sprach sein Urteil über die Schlechten und Schwachen: ihre Schwäche wuchs von Glied zu Glied. Wir wenden den Blick ab aus der Ferne, in unserer Heimat schlagen wir ihn von neuem auf: Da sehen wir den **Fürsten, den sein Volk liebet**, nicht im Sinne altherkömmlicher Stammesanhänglichkeit, nein! in **reiner Liebe zu ihm selbst, zu seinem eigensten Ich**: Wir lieben ihn, weil er ist, wie er ist, wir lieben seine reine Tugend, seine hohe Ehrenhaftigkeit, seinen Biedersinn, seine Milde. Nun rufe ich aus vollem Herzen laut und freudig: **Das ist der Mann der Vorsehung!**

Will Preußen die Erhaltung einer Monarchie, so ist es dem Begriffe des Preußentums zu lieb: ein eitler Begriff, der bald erblaßt sein wird! Will Österreich sich seinen Fürsten erhalten, so erkennt es in dessen Dynastie das einzige Mittel des Bestandes einer unnatürlich zusammengeworfenen Ländermasse: ein unmöglicher Bestand, der nächstens zerfallen wird! — Will aber der Sachse das Königtum, so leitet ihn zu allernächst **die reine Liebe zu seinem Fürsten**, das glückliche Bewußtsein, diesen Besten sein zu nennen: hier ist es nicht Drang, dieses Streben, es ist gerecht, weil es wahr, weil es naturgemäß ist, und ihm feindlich gegenüber steht die Lüge, die Unnatur." („Volksblätter" 1848, Nr. 9, S. 34: „Österreichs Zustände.")

„Die Perioden der Gewalt und der Autorität sind durchlaufen und alle ihre möglichen Formen erschöpft. Ihre letzte, der Absolutismus des Czarentums, scheint zwar im Osten noch fest dazustehen; innerlich aber ist sie auch dort schon morsch. Sie wird auch dort zusammenbrechen und ihr Material der Demokratie überlassen. Die Welt wird demokratisch-republikanisch, weil ihr nichts anderes als das mehr übrig bleibt." („Turmwart" Nr. 42, S. 293.)

„Wir begreifen den großen Umgestaltungsprozeß, der mit der Menschheit vorgeht. Wir begreifen die großen Bedingungen der neuen Zeit, in deren heiterem Lichte unsere Enkel glücklich sein werden" („Turmwart", S. 292), „und doch ist das kleine Sachsen mächtig genug, das ganze Netz des Verrates zu zerreißen, wenn sein Landtag mit **Entschiedenheit, Mut und in kürzester Frist** vollbringt, was man in Österreich, in Preußen, in Frankfurt zu verhindern wußte: **Die vollkommene Sicherstellung der wahren Volksherrschaft.** Gelingt dies in Sachsen, dann steht Sachsen geschlossen und kräftig an der Spitze des führerlosen deutschen Volkes, und ganz Deutschland schart sich um die Fahne der Freiheit, welche Sachsen siegreich voran trägt in den heiligen Krieg zwischen Freiheit und Knechtschaft." („Volksblätter" 1848, Nr. 16, S. 63. — Vergl. dazu „Die Aufgabe Sachsens im Jahre 1849". „Volksblätter" 1849, Nr. 2.)

„Kein Volk aber hat einen so großen Widerspruch zwischen seiner theoretischen Bildung und seinen praktischen Fähigkeiten auszugleichen, wie das unsrige. Entscheidet das Maß der

ein kalter, staatskluger Begriff, — es ist die volle warme Überzeugung der Liebe. Und diese Liebe, sie soll entscheiden, sie kann nicht nur für jetzt, sie kann ein- für allemal entscheiden! Von diesem unsäglich wichtigen Gedanken erfüllt, rufe ich nun in mutiger Begeisterung aus: Wir sind Republikaner, wir sind durch die Errungenschaften unserer Zeit dicht daran, die Republik zu haben: aber Täuschung und Ärgernis aller Art heftet sich noch an diesen Namen, — sie seien gelöst mit einem Worte unseres Fürsten! Nicht wir wollen die Republik ausrufen, nein! Dieser Fürst, der edelste, der würdigste König, er spreche es aus: Ich erkläre Sachsen zu einem Freistaate.

Das erste Gesetz dieses Freistaates, das ihm die schönste Sicherung seines Bestehens gebe, sei: Die höchste vollziehende Gewalt ruht in dem Königshause Wettin und geht in ihm von Geschlecht zu Geschlecht nach dem Rechte der Erstgeburt fort.

Der Eid, den wir diesem Staate und diesem Gesetze schwören, er wird nie gebrochen werden: nicht weil wir ihn geschworen (wie viele Eide werden nicht in ge-

ersten, so ist für uns und für Europa die große Bahn des republikanischen Lebens ohne Hindernis geöffnet, entscheidet das Maß der letzteren, so werden rohere, aber frischere Kräfte aus Osten erst unsere Bildung aufsuchen und mit ihr sich verbinden müssen, ehe für unseren Weltteil die Stunde der Freiheit schlagen kann." („Turmwart" Nr. 42, S. 293.)

„Auch die demokratische Monarchie, in welcher jetzt manche von Euch eine glückliche Vermittelung der Gegensätze zu sehen glauben, ist nur dann keine Täuschung, wenn der Fürst seine Unverantwortlichkeit aufgiebt und, als ein Bürger unter Bürgern, das Amt eines Präsidenten auf unbestimmte Zeit verwaltet." („Turmwart", S. 293.)

---

dankenloser Anstellungsfreude geschworen!), sondern weil wir ihn mit der Überzeugung geschworen, daß durch jene Erklärung, jenes Gesetz, eine neue Zeit unvergänglichen Glückes begründet wurde, daß nicht allein auf Sachsen, nein! auf Deutschland, auf Europa die wohlthätigste, entscheidendste Mitteilung auszuüben vermag.

Der dies in so kühner Begeisterung aussprach, glaubt mit unumstößlicher Überzeugung, dem Eide, den er auch seinem Könige schwur, nie treuer gewesen zu sein, als heute, da er dies niederschrieb.

Würde hierdurch nun der Untergang der Monarchie herbeigeführt? Ja! Aber es würde damit die Emanzipation des Königtums ausgesprochen. Täuschet Euch nicht, Ihr, die Ihr die „konstitutionelle Monarchie auf der breitesten demokratischen Grundlage"[1]) wollt. Ihr seid, was die

„Und was ist die konstitutionelle Monarchie, zu der sich jetzt die Furchtsamen, Halben und Selbstsüchtigen drängen, — was ist sie anders, als der Übergang vom Staate der Autorität zum Staate der Freiheit, — vom Absolutismus zur Republik?" —

„Darum halten die Republikaner es für einen beklagenswerten Zeit- und Kraftverlust, wenn das deutsche Volk sich noch Jahre lang mit Staatseinrichtungen quälen soll, von welchen kein Urteilsfähiger im Ernste sagen

[1]) Bezieht sich auf das Programm der „Deutschen Vereine", der konstitutionellen Mittelpartei. — „Die Rechte vertraten die konstitutionellen Vereine. Sie bestanden aus Mitgliedern der Aristokratie, der Geburt und des Großgrundbesitzes. Zwischen ihnen und den Vaterlandsvereinen bildeten ein ‚rechtes und linkes Zentrum' die ‚Deutschen Vereine'. Ihr Wahlmanifest (vom 6. April 1848) behufs der Frankfurter Wahlen brachte viele Forderungen, die später das Wahlmanifest der Vaterlandsvereine auch hatte; z. B. Aufhebung des stehenden Heeres bis auf einen Kern aller Truppen-

letztere (die Grundlage) betrifft, entweder unredlich, oder, ist es Euch mit ihr Ernst, so martert Ihr die künstlich von Euch gepflegte Monarchie langsam zu Tode. Jeder Schritt vorwärts auf dieser demokratischen Grundlage ist eine neue Bewältigung der Macht des Monarchen, nämlich: des Alleinherrschers; das Prinzip selbst ist die vollständigste Verhöhnung der Monarchie, die eben nur im wirklichen Alleinherrschertum gedacht werden kann: jeder Fortschritt im Konstitutionalismus ist eine Demütigung für den Herrscher, denn er ist ein Mißtrauensvotum gegen den Monarchen. Wie soll hier Liebe und Vertrauen gedeihen in diesem beständigen und oft so unwürdig ausgebeuteten Kampfe zwischen zwei vollkommen entgegengesetzten Prinzipien? Schmach und Kränkung verbittern dem Monarchen, als solchem, das Dasein: erlösen wir ihn daher aus diesem unglücklichen Halb-Leben; lassen wir den Monarchismus ganz enden, kann, daß sie für die Dauer gemacht sind, und die, wenn es wahr ist, daß sie jetzt eine Revolution abkürzen helfen, dies nur dadurch zu thun vermögen, daß sie uns eine zweite in Aussicht stellen, bei der wir von vorn anfangen müssen." („Turmwart", S. 293, 294.)

„Wohl haben die Verfechter der Fürstengewalt erkannt, daß das Ständewesen zur Konstitution, die Konstitution unabweislich zur Volksherrschaft führt; wohl wissen sie, daß hier kein ‚Halt' geboten werden kann, daß die Kugel, wenn sie einmal den Abhang des Berges erreicht hat, ohne Aufenthalt hinabrollt bis in das Thal. Sie wissen, daß wer das Ende nicht will, den Anfang nicht wollen muß, wer die Volksherrschaft nicht will, die Konstitution nicht zugeben darf" u. s. w. („Volksblätter" 1849, Nr. 1, S. 3.)

„Die konstitutionelle Monarchie ist eine beschränkte Monarchie, Monarchie aber heißt Alleinherrschaft. Die konstitutionelle Monarchie ist also diejenige Staatsform, in welcher die Herrschaft eines Einzelnen über das ganze Gemeinwesen beschränkt ist. Diese Beschränkung nun geschieht durch die Konstitution oder Verfassung, in welcher dem Monarchen gesagt wird, ‚so weit darfst du und nicht weiter', das übrige Machtgebiet gehört dem Volke." —

„Allein man ist mit der Ausführung dieses Grundsatzes auf halbem Wege stehen geblieben und hat sich begnügt, daß das Volk nur mitregiere. Daraus flossen böse Folgen.

---

gattungen, Aufhebung der indirekten Steuern, der den Landmann und Gewerbetreibenden drückenden Lasten, Beschränkung des Beamtenheeres, freie Gemeindeverfassung, Aufhebung aller auf Geburt, Rang und Stand ruhenden Vorrechte u. s. w. Aber es enthielt auch das unterscheidende Prinzip, die konstitutionelle Monarchie, ruhend auf breitester demokratischer Grundlage. So freisinnig dieses Manifest auf dem Papiere war, so wenig Stich hielt es in der Ausführung." Hirschel, S. 45.

da die Alleinherrschaft durch die Volksherrschaft (Demokratie) eben unmöglich gemacht ist, aber emanzipieren wir dagegen in seiner vollsten, eigentümlichen Bedeutung das Königtum! An der Spitze des Freistaates (der Republik) wird der erbliche König eben das sein, was er seiner edelsten Bedeutung nach sein soll: Der erste des Volkes, der freieste der Freien!

Würde dies nicht zugleich die schönste deutsche Auslegung des Ausspruches Christus' sein: „Der höchste unter Euch soll der Knecht Aller sein?" Denn indem er der Freiheit Aller dient, erhöht er in sich den Begriff der Freiheit selbst zum höchsten, gotterfüllten Bewußtsein. — Je weiter wir in der Aufsuchung der Bedeutung des Königtums in den germanischen Nationen zurückgehen, je inniger wird sie sich dieser neu gewonnenen als einer eigentlich nur wiederhergestellten anschließen; der Kreislauf der geschichtlichen Entwickelung des Königtums wird an seinem Ziele, bei sich selbst wieder angelangt

Die konstitutionellen Fürsten zankten sich stets mit dem Volke über die Grenzen, wo das Recht der Fürsten und der Völker angehe oder aufhöre. Die ersteren stützten sich auf ihr historisches Recht, die letzteren auf ihr natürliches. Man hat sich darüber bis zum Ekel gestritten." („Turmwart" Nr. 15, S. 96 und 97.)

„Die Grundsätze, welche unsere Volksvertretung bei ihrer Aufgabe leiten müssen, sie sind klar und einfach, denn sie gründen sich auf die Vernunft und das Recht, und sie lauten:

Alle Gewalt ruht im Volke und wird vom Volke übertragen.

Jeder ist dem Volke verantwortlich für die Gewalt, die ihm übertragen wird.

Das Volk übt seine Gewalt aus durch Vertreter, welche es frei erwählt.

Die Vertreter sind dem Volke verantwortlich, alle anderen Behörden sind der Volksvertretung verantwortlich.

Die Volksvertretung beratet und beschließt im Namen des Volkes; ihre Beschlüsse sind Gesetz.

An der Spitze der Aufsichtsbehörde steht der König." („Volksblätter" 1849, Nr. 9, S. 34 und 35.)

„Von den ältesten Zeiten an waren die deutschen Stämme frei. Aus dem freien Volke gewählte Herzöge traten an die Spitze des Volkes im Kriege; war der Krieg vorüber, so war ihre Macht eigentlich erloschen, und sie traten in das Volk zurück, nur insoweit Ansehen und Ehre behauptend, als sie durch weise und tapfere Führung diese verdient hatten." („Turmwart" Nr. 26, S. 179.)

„Während er dies[1]) für die Herrschaft über den Gesamtstaat als das

[1]) Nämlich die Leitung der Zentralgewalt durch einen Präsidenten, einen „Privatmann". Ruge rief, laut stenographischen Berichten, bei der Wahl eines Reichsverwesers in Frankfurt am 29. Juni: „Ich wähle keinen Unverantwortlichen!"

sein, und als die weiteste Verirrung von diesem Ziele werden wir den **Monarchismus**, diesen fremdartigen, undeutschen Begriff, anzusehen haben.

Sollen wir zu dem hier ausgesprochenen sehnlichen Wunsche in Form einer Petition Unterschriften sammeln? Ich bin gewiß, Hunderttausende würden unterzeichnen, denn sein Inhalt bietet die Versöhnung aller streitenden Parteien, wenigstens aller derjenigen in ihnen, die es redlich meinen. Aber nur ein einziger Namenszug kann hier der rechte und entscheidende sein: der des geliebten Fürsten, dem wir mit brünstiger Überzeugung ein schöneres Los, eine seligere Stellung wünschen, als sie ihm jetzt zu Teil ist.

Dresden, am 14. Juni 1848.

Ein Mitglied des Vaterlandsvereines.

Zweckmäßigste erachte, müsse in den einzelnen Staaten die konstitutionelle Monarchie beibehalten werden, da diese dem Willen der überwiegenden Majorität der einzelnen Stämme am meisten entspräche." („Turmwart" Nr. 39, S. 277: „Ruge in Leipzig.")

Aus den beigefügten Parallelstellen wird sich ohne weitere Erläuterung ergeben, daß die Gedanken, die Wagner hier ausspricht, bis auf einen Punkt, nämlich den, dem Hause Wettin die erbliche Präsidentschaft in Sachsen zu geben und damit eine glückliche Lösung der schwebenden Konflikte herbeizuführen, nicht Wagners persönliches Eigentum sind, sondern daß vielmehr Wagner hier, wenn auch in besonderer Weise, zunächst nur die allgemeinen Ideen seiner politischen Parteigenossen wiedergegeben hat.

Das positive Programm, welches der Rede zu Grunde liegt, ist einfach das der „entschieden freisinnigen Partei" — d. h. der demokratischen — Sachsens, welches auf dem allgemeinen Parteitag

beschlossen wurde und mit dem „Wahlmanifest der entschieden freisinnigen Partei“ übereinstimmt.[1])

Die Vaterlandsvereine waren infolge eines Ende März 1848 erlassenen Aufrufs gegründet worden. Bei der ersten Hauptversammlung am 25. April wurden bereis 59 Vereine mit 11463 Mitgliedern gezählt — zehn Wochen später 89 Vereine mit 27 000 Mitgliedern Sachsens, während die Zahl der Vereinsmitglieder innerhalb Sachsens überhaupt mit 40,000 angegeben wurde. —

Es wurde auf der Versammlung am 9. Juli unter anderem eine Petition um ein Wahlgesetz nach folgenden Grundsätzen beschlossen:

1) Ein-Kammersystem.
2) Direkte Wahlen.
3) Keine Vorrechte des Glaubensbekenntnisses, Standes, Besitzes, der Geburt.
4) Keine Einteilung in städtische und ländliche Bezirke.
5) Jeder volljährige, unbescholtene, nicht unter Kuratel stehende Staatsbürger ist wahlfähig und wählbar.
6) Jährliche Wiederkehr der Landtage.[2])

---

[1]) Siehe „Turmwart“ Nr. 31, S. 218: „Die Hauptversammlung der sächsischen Vaterlandsvereine zu Dresden“ am 9. und 10. Juli 1848.

[2]) Ich gebe im folgenden noch den vollständigen Abdruck des „Wahlmanifestes der entschieden freisinnigen Partei in Sachsen und deren Kandidaten für die Landtagswahlen“ (aus „Turmwart“ 1848, Nr. 71, S. 465 u. f.):

„Die Vaterlandsvereine Sachsens wenden sich beim Beginn der Landtagswahlen an das sächsische Volk mit einer offenen Darlegung ihrer Grundsätze.

Die Kandidaten der entschieden freisinnigen Partei in Sachsen machen diese Grundsätze zu den ihrigen und versprechen heilig, in diesem Sinne auf dem Landtage zu wirken. Wir wollen aber, daß unsere Kandidaten stimmen:

I. Für durchgreifende Reform der Verfassung im Geiste der Volksfreiheit, insbesondere

1. für Vertretung des Volkes in *einer* Kammer;
2. dafür, daß die Volks-Vertretung das Recht habe, Änderung oder Aufhebung bestehender Gesetze oder neue Gesetze selbst vorzuschlagen (Initiative der Gesetzgebung);
3. dafür, daß der Regierung nicht das unbedingte Recht, die Beschlüsse der Volksvertretung zu verwerfen, sondern nur ein Widerspruchsrecht mit aufschiebender Wirkung (Veto suspensivum) zustehen solle;

Unterzeichnet ist dieses Manifest von 57 Männern aus allen Berufskreisen, darunter ein Regierungsrat, 1 aktiver Offizier, 1 Geist-

---

II. für Stimmberechtigung und Wählbarkeit eines jeden volljährigen Staatsangehörigen;

III. dafür, daß in Sachsen und ganz Deutschland die Volksbewaffnung mit freier Wahl der Offiziere nicht sowohl neben dem stehenden Heere verbleibe, als vielmehr die stehenden Heere ersetze und von diesen nur der notwendige Kern beibehalten werde;

IV. für die gesetzliche Bestimmung, daß jede bewaffnete Macht nur auf Anordnung der bürgerlichen Obrigkeit einschreiten und thätig bleiben darf;

V. für ein Gesetz, welches Schutz der Person und der Wohnung gegen polizeiliche und richterliche Willkür gewährt (Habeas Corpus Acte) und die Gefahr der Zulässigkeit der Barbarei eines Belagerungszustandes gänzlich beseitiget;

VI. für Minderung der Steuern und Lasten durch Minderung des Staatsaufwandes, insbesondere der Beamten, und durch Forderung der Selbstregierung des Volkes;

VII. für Minderung der Zivilliste und Beseitigung unnötiger Hofchargen;

VIII. für Aufhebung des Pensionswesens und dagegen für Verpflichtung aller Staatsdiener durch Beteiligung an einer zu gründenden Rentenanstalt Sicherung des Lebensunterhalts für sich und die Ihrigen für den Fall eintretender Arbeitsunfähigkeit sich zu verschaffen;

IX. 1. für strenge Prüfung der Rechenschaftsberichte über die verflossenen Finanzperioden, Verweigerung der Genehmigung der ungerechtfertigten und unnützlichen Überschreitungen der Budgetverwilligungen;
2. für größte Sparsamkeit bei Bewilligung der Staatsausgaben und Verweigerung alles unnützen Aufwandes;

X. für Annahme eines gerechteren Steuersystems, durch welches jeder nach seinen Kräften zu den Staatsbedürfnissen angezogen und der Luxus am meisten getroffen wird;

XI. für Reform der Städte- und Landgemeindeordnung; für Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Gemeindeverwaltungen, für Ausübung der Polizei durch die Gemeinden, insbesondere für Unmittelbarkeit und Freiheit der Wahlen, der Bürgermeister und der Ratsmitglieder, für Einführung von Friedensrichtern und Handels- und Gewerbegerichten;

licher, 8 Bürgermeister, 2 Professoren u. s. w. Von den einzelnen Namen sind hervorzuheben: Röckel, von Trützschler, der bekanntlich

---

XII. für Mitwirkung des Volkes bei der Wahl der Verwaltungs- und Justizbeamten; z. B. durch ein von der Volksvertretung auszuübendes Vorschlagsrecht;

XIII. für Regulierung der Gewerbs- und Arbeitsverhältnisse auf Grund der beim Ministerium des Inneren getroffenen Vorarbeiten;

XIV. für Aufhebung aller Standesvorrechte (Gleichstellung der Rittergutsbesitzer mit den Bauern), für Aufhebung des Adels, für Aufhebung der mit einem Amte nicht verbundenen Titel, für Aufhebung aller Orden, für Aufhebung aller Fideikommisse (Majorate, Seniorate, Minorate u. s. w.);

XV. für unentgeltliche Befreiung von der Jagdgerechtigkeit, für unentgeltlichen Wegfall aller aus den Hoheitsrechten und Privilegien einzelner Personen fließenden Befugnisse und Abgaben, für unentgeltlichen Wegfall aller aus der Idee einer Grund- und Schutzherrlichkeit sich herschreibenden persönlichen Abgaben (Schutzhausgenossenzinsen u. s. w.);

XVI. für unentgeltliche Befreiung des Grundes und Bodens von den Feudallasten (auch Pfarrzehnten) und, soweit sie eine erweisliche Gegenleistung (z. B. als Kaufpreis oder Teil desselben) sind, für Ablösung derselben;

XVII. für Befreiung der Kirchengemeinden von ihrer jetzigen Bevormundung, für das Recht derselben, den Geistlichen zu wählen, für selbständige Verwaltung ihrer Angelegenheiten, für das Recht, ihren Geistlichen einen angemessenen festen und baren Gehalt, anstatt der Benutzung der Pfarrgrundstücke, zu geben;

XVIII. dafür, daß die Schule und das Erziehungswesen zeitgemäß geordnet und gehoben, die Schullehrer, unabhängig von den Geistlichen, für ihren Wirkungskreis angemessen besoldet werden, und daß die Zahlung des Schulgeldes entweder zur Sache des Staates gemacht oder von diesem die Gemeinden zu jenem Zwecke kräftig unterstützt werden.

Wer im Volke mit uns die Verwirklichung dieser Grundsätze will, der stimme mit den Vaterlandsvereinen, der wähle die von der entschieden freisinnigen Partei in Sachsen vorgeschlagenen Kandidaten.

Leipzig, den 28. November 1848.

Die von dem sächsischen Zentralwahlausschuß beauftragte Wahldeputation:

Dr. Joseph, Reichstagsabgeordneter; Dr. Bertling; Helbig, Bürgermeister; Jäckel, Schriftsteller; Schmidt, Bürgermeister.

infolge seiner Beteiligung am badischen Aufstande erschossen ward, Todt und Tzschirner, die beiden Mitglieder der späteren revolutionären „provisorischen Regierung".

Es wird in dem oben mitgeteilten „Wahlmanifest" ein sozialpolitisches Programm vermißt werden, sowie die Betonung des zukünftigen goldenen Zeitalters, welches in der Wagnerschen Rede überall durchschimmert. Dazu ist zu bemerken, daß dieses Programm ein formal-politisches war, das direkt für die kommende Landtagsperiode berechnet war, und daß sich unter dem Schilde der „entschieden freisinnigen Partei" verschiedene Richtungen vereinten, von denen die rein demokratische, deren Ziele nicht über eine demokratisch-republikanische Verfassung hinaus gingen und der sozial-revolutionären Tendenzen entbehrten, die große Majorität der „Linken" bildete, während die äußerste Linke, zu welcher Röckel und Weißflog, der „Turmwärter", gehörten, gerade den sozialen Charakter der Bewegung betonten und sich von jenen durch die Forderung einer anti-kapitalistischen Gesellschafts- und Wirtschafts-Ordnung unterschied. In den „Vaterlandsvereinen" waren beide Richtungen vertreten, gemeinsam war ihnen die Forderung nach Aufhebung des Adels und sämtlicher Standesvorrechte, nach Ein-Kammersystem, Einführung allgemeinen Wahl- und Stimmrechts und Ersetzung des von der Revolutionspartei mit sicherem Instinkte so gehaßten und daher befehdeten Militärs durch eine „allgemeine große Volkswehr". —

Was das Thema der Rede selbst betrifft, so war dasselbe, so kurios es uns jetzt auch erscheinen mag, ein für die „Vaterlandsvereine" sehr wichtiges. Es galt zu verhandeln und zu entscheiden, ob Republik einzuführen sei oder ob das „souveräne Volk" geruhen wolle, es bei der konstitutionellen Monarchie „auf breitester demokratischer Grundlage" bewenden zu lassen. Im Grunde genommen waren die „Demokraten" und „Vaterlandsvereine" ja „entschieden" republikanisch gesinnt, allein parteipolitische Rücksichten zwangen sie, mit einem offenen Bekenntnisse hinter dem Berge zu halten. Die Häuptlinge der Partei arbeiteten auf die „Republik" systematisch los, wie dies ja auch die Folge zeigte und die Provozierung des Mai-Aufstandes schlagend bewies. Allein es wurde die Taktik befolgt, erst allmählich zu einer schärferen radikalen Tonart überzugehen

und man lies offiziell die Frage, ob Monarchie oder Republik, scheinbar offen, indem man sich mit der Ausrede hindurchhalf, es käme auf das Volk selbst an, für welche Regierungsform es sich entscheiden würde, weshalb man nicht vorgreifen dürfe und abwarten müsse, nach welcher Seite dieses geschehe. Nichtsdestoweniger waren die in dieser Frage angeblich unentschiedenen „Entschiedenen“ rührig bei der Arbeit, indirekt das Volk gegen die Monarchie aufzuhetzen und systematisch für die Rupublik Propaganda zu machen.[1]) Die Frage, ob sich das „souveräne“ Volk für Republik oder konstitutionelle Monarchie zu entscheiden habe, ward daher innerhalb der Vaterlandsvereine zum bevorzugten Gegenstand der Debatte. Ein Leitartikel der „Volksblätter“ illustriert die Sachlage am besten.

Er beginnt also:

„Die Vaterlandsvereine und ihr Bekenntnis.[2])

„Die sächsischen Vaterlandsvereine hatten, weil sie sich von den deutschen Vereinen durch Verdächtigungen aller Art verfolgt sahen, kurze Zeit nach ihrem Entstehen ein Glaubensbekenntnis abgelegt, dessen erster Satz lautet: ‚Der verfassungsmäßig ausgesprochene Wille des Volkes ist das höchste Gesetz.‘

Es schließt dieses Glaubensbekenntnis mit dem anderen Satze: ‚In Sachsen will der Vaterlandsverein mit dem Volke die Beibehaltung und zeitgemäße Fortbildung der Monarchie.‘

In der letzten Hauptversammlung der Abgeordneten aller sächsischen Vaterlandsvereine, die am 3. und 4. September in Dresden stattfand, ward nun viel über die Zweckmäßigkeit und Richtigkeit dieses letzten Satzes hin- und hergestritten, und endlich beschloß die Mehrzahl, daß dieser Satz wegfallen sollte.

Der Ausschuß des Dresdener Vereins hatte von den Vereinsmitgliedern keine Vollmacht erhalten, für Wegfall dieses Satzes zu

[1]) Nach dem Mai-Aufstande erfolgte von regierungswegen ein Verbot der Vaterlandsvereine, da es sich durch die Untersuchung herausgestellt hatte, daß die Vaterlandsvereine in Sachsen als Vereine an der Revolution sich beteiligt hatten. Siehe darüber „Die Fackel“ Nr. 10, S. 285 u. f. den Leitartikel „Das Verbot der Vaterlandsvereine“.

[2]) „Volksblätter“ 1848, Nr. 5, S. 17, 18, 19.

stimmen, und entschied sich daher mit der Minderheit der Abgeordneten für Beibehaltung desselben.

Wie das in der Ordnung war, gab er bei der nächsten Vereinsversammlung die Gründe seiner Abstimmung an, die sich im wesentlichen auf den einen beschränkten: daß er keine Vollmacht hatte, im Namen des Vereins einen Beschluß auszusprechen, den dieser selbst noch nicht gefaßt hatte. Das Verfahren des Ausschusses wurde vollkommen gebilligt, und der Verein begann die Beratungen über Beibehaltung oder Verwerfung des fraglichen Punktes.

Nach mehrtägiger Überlegung und vielfacher Besprechung entschied sich der Verein mit einer Mehrheit von fünf gegen eine Stimme für Wegfall des letzten Satzes seines Glaubensbekenntnisses und schloß sich somit der Mehrzahl der sächsischen Vaterlandsvereine an."

Mit vollem Recht wiesen nun die Gegner des Vereins darauf hin, daß dieser damit sich frei und unverholen für Republik ausgesprochen habe. Letztere Konsequenz war den „Entschiedenen" unlieb, daher sucht der Verfasser des „Volksblätter"-Artikels — jedenfalls Röckel selbst — mittelst plumper Sophistik seine Sache aus der Klemme zu ziehen. Er meint, daß nach dem obersten Satze des Glaubensbekenntnisses „des Volkes Wille ist das höchste Gesetz" es unzulässig sei, sich für eine bestimmte Verfassungsform zu entscheiden, weil damit eben die Entscheidung des Volkswillens von vornherein beeinträchtigt würde.

„Durch diesen ersten Grundsatz aber hat sich der Vaterlandsverein ja schon von vornherein die Möglichkeit abgeschnitten, je etwas Anderes zu wollen, als das gesamte Volk will, und will das Volk die Monarchie, so hat der Vaterlandsverein nur darüber zu wachen, daß von keiner Seite dieser Wille des Volkes beschränkt werde; er hat in diesem Falle die heilige Aufgabe, alle Versuche Andersdenkender zu vereiteln, er erkennt es dann als seine höchste Pflicht, die auf dem Volkswillen ruhende Monarchie nach seinen besten Kräften zu schützen und zu verteidigen. Wo ist denn da etwas von Republik?"

Und fernerhin heißt es: „Spricht sich aber nun der Vaterlandsverein selbst für eine gewisse Form aus, so erkennt er dem Volke

nicht mehr das Recht zu, darüber zu bestimmen, er müßte dann seinen ersten Grundsatz streichen, der besagt: ‚der Wille des Volkes ist das höchste Gesetz'" u. s. w. Mehr Heuchelei war wohl nicht gut möglich. Jene Leute, die unablässig als Vertreter des „Volks" sich aufwarfen und die Massen mit demagogischen Umtrieben haranguierten, erkannten dieses nämliche Volk plötzlich als etwas außer ihnen stehendes an, dessen Beschlüsse sie nur auszuführen hätten, und verwahrten sich förmlich davor, auf das Volk selbst bestimmend einwirken zu wollen! — Und doch schimmerte unverholen ihre wahre Gesinnung durch die Maske hindurch. Noch in den folgenden Worten desselben Artikels sagen die „Vaterlandsblätter" in geradezu infamer Weise: „Ohne hier im entferntesten untersuchen zu wollen, was besser sei, Monarchie oder Republik, steht doch die Frage frei: warum denn die Franzosen, wenn sie wirklich mit der Republik so unglücklich sind, sich nicht wieder einen König nehmen? — Warum behalten sie denn die Republik, da sie doch niemand dazu zwingt?"

Die Parteipolitik dieser Demagogen verfolgte vermutlich einen doppelten Zweck. Man wollte durch das nahe an Hochverrat streifende radikale Programm beim Proselyten-Machen nicht anfänglich konstitutionell-monarchisch gesinnte Elemente vor den Kopf stoßen, sowie die im eigenen Lager befindliche, nicht unbedeutende monarchische Minderheit verlieren; denn, wie aus den Verhandlungen hervorgeht, gab es innerhalb der Vaterlandsvereine auch eine große Anzahl monarchisch fühlender Elemente. Ward doch auf einer der Hauptversammlungen des „Vaterlandsvereins" von dieser Seite her der Antrag gestellt, mit den „deutschen Vereinen" eine Vereinigung einzugehen. Dieser Vorschlag ward abgelehnt, während die Antwort auf die Frage, ob die Vaterlandsvereine mit den republikanischen Klubs sich in Verbindung setzen könnten, vertagt ward.

Mitten in dieses Herüber- und Hinüberschwanken zwischen Monarchie und Republik fällt die Rede Wagners. Vergegenwärtigen wir uns die Situation, so wird sie eine wesentlich andere Bedeutung gewinnen, als wenn wir sie außerhalb der sie bedingenden Verhältnisse betrachten. Hier erscheint uns seine „republikanische Rede" nicht als das, wofür sie so gern gehalten wird, als ein Ver-

gehen der Illegalität eines Königlichen Hofkapellmeisters, sondern wir empfangen im Gegenteil den Eindruck, daß Wagner hier einen, wenn auch seltsamen Hymnus auf seinen Fürsten anstimmt, ein begeistertes Wort von der Treue zu seinem König spricht, das ihm unmittelbar aus dem Herzen quoll und das einen rührenden Zug an sich trägt. Aus dem früher erwähnten Privatbrief Wagners an Lehrs war ersichtlich, welche Auffassung er von dem rechtlichen und ehrenhaften Charakter Friedrich Augusts besaß, hier steigert sich die Verehrung für seinen König zur ideologischen Schwärmerei! — Was hätte ihn sonst bewegen können, mitten unter den Republikanern eine derartige Apotheose auf das Haus Wettin loszulassen, die einzig und allein ihren inneren Grund in der schwärmerischen Verehrung für die Person seines mannigfachen Wohlthäters, König Friedrich August, findet?

Hier tritt er in offenbaren Gegensatz zu seinem ehemaligen Kollegen Röckel. Während dieser in hämischer Weise den Hof angreift und nur hier und da der Person des „guten Königs" gedachte, um in demselben Atem für Abschaffung der Monarchie zu reden, suchte Wagner den phantastischen Kompromiß zwischen den Elementen einer gährenden neuen Weltanschauung und der dankbaren Stimme seines Herzens laut und öffentlich zu verkünden.

In diesem Lichte betrachtet, erhält die Vaterlandsvereins-Rede Wagners noch einen besonderen Wert. Denn dieser Kompromiß, den Wagner verkündet, steht in der Geschichte der achtundvierziger Bewegung wohl einzig da. Es war nicht möglich, auch nur eine Stelle innerhalb der reichen demokratischen Litteratur aufzufinden, welche als Parallelstelle dieser Äußerung Wagners auch nur im entferntesten hätte zur Seite gestellt werden können.

Diese Grundtendenz seiner Vaterlandsvereins-Rede ist Wagners eigenstes Herzensprodukt.

Um den Gedanken einer „republikanischen Monarchie" aussprechen zu können, bildet er sich einen ganz besonderen Begriff von „Republik", der charakteristisch für sein ganzes Verhältnis zu jener Zeitströmung ist. Wagner versteht unter der Frage „ob Monarchie oder Republik" keine äußerlich formale Verfassungsfrage, sondern

lediglich eine Kulturfrage. Er vindiziert dem „Volke" die Bedeutung einer höchsten Kulturmacht zu und erkennt in der völlig freien Entfesselung dieser Macht mit Bestimmtheit die Möglichkeit, ein Zeitalter höchster Vollkommenheit hervorzubringen.

Wir wollen diese Behauptung nicht kritisch beleuchten und die Frage unentschieden lassen, ob nicht gerade durch das Gegenteil, nämlich durch eine heilsame Beschränkung des unumschränkten Individualwillens mehr Aussicht auf das „höchste Wohl Aller" vorhanden wäre.

Wagner stellt nun, indem er den Begriff „Republik" seiner formalen Tendenz entkleidet, das Inhaltliche zum Wesentlichen und das Formale zum Nebensächlichen macht, die These auf: beide Begriffe können vereinigt werden, da der andere, „die Monarchie", teils als formaler für das Wesentliche des anderen Begriffs als nebensächlich gelten teils selbst in wesentliche Übereinstimmung mit dem anderen gebracht werden könne. In letzterem Sinne stellte er an die Person des Königs die Anforderung, freiwillig auf die bisherigen Vorrechte u. s. w. zu verzichten, eine Forderung, die uns heute im nüchternen Lichte der geschichtlichen Entwickelung als Ausdruck von wunderbar politischer Naivität erscheinen muß. Abgesehen davon, daß bei den eigentlichen Demokraten die Beibehaltung der Monarchie nur eine heuchlerische Maske war, daß jeder Schritt weiter auf dem Gebiete der Konzessionen ein Sprung in den Abgrund gewesen wäre, daß, wie die Regierung später erkannte — und Beust gebührt das Verdienst, die Lage richtig erfaßt und beizeiten Halt gemacht zu haben —, ein offener Konflikt und die Revolution unvermeidlich war, war die Forderung Wagners so politisch unmöglich, wie nur irgend zu denken. Es zeigt dieser Zug so recht die Unklarheit und den unpraktischen Sinn der ganzen ideologischen Denk- und Anschauungsweise jener Zeit, in der Tausende von großen Ideen und Reformgedanken sich überboten, aber Leute von praktischem Blick mit der Laterne gesucht werden mußten. Die idealistische Schwärmerei Wagners tritt hier so recht deutlich zu Tage.

In dem Punkte der Forderung, der König möge sich an die Spitze des „Freistaats" Sachsen stellen, unterscheidet er sich von seinem ungleich weniger legalen und idealen, aber etwas mehr praktisch

denkenden Kollegen Röckel. Wenn dieser zwar auch der Meinung ist: „Unser König ist rechtlich, er wird keinem Gewaltstreich gegen des Volkes Rechte die Hand bieten,[1]) so spricht er doch zu wiederholten Malen die Ansicht aus, daß der König, persönlich „gut" und rechtlich, sich einesteils nicht zu der verlangten Selbstemanzipation emporschwingen könne, andernteils, wenn er dies auch wolle, die ihn Umgebenden dies verhindern würden.[2])

Wagners politische Naivetät ging soweit, daß er nicht erkannte, wie die Umsturzpartei nur deshalb in so hämischer Weise Adel und Militär verlästerte, weil auf diesen einzig und allein noch die Stützen des Thrones ruhten.

Im übrigen darf jedoch nicht vergessen werden, daß das Verlangen Wagners, die Bevorrechteten möchten auf ihre Vorrechte zum besten der neuen geschichtlichen Ordnung verzichten, durchaus nicht so ganz aus der Luft gegriffen war. Es ist thatsächlich während der 1848er Bewegung der Fall eingetreten, daß ein Standesherr auf seine Vorrechte aus freiwilliger Überzeugung Verzicht geleistet. Es war dies der Präsident von Schönfels, der um dieser großmütigen That willen von der Demokratenpartei hoch gepriesen ward.[3]) Daß trotzdem dieser Wunsch ein frommer gegenüber dem gesamten deutschen Adel bleiben mußte, erkannte Röckel sehr genau, indem er behauptete, daß „nur wenige seltene Ausnahmen zeigten", daß auch hier keine Regel ohne Ausnahme, die Regel aber sei, daß, wie die Erfahrung lehre, die Bevorrechteten nicht so viel „Verstand" und „Ehrlichkeit" besäßen, wie zur freiwilligen Entsagung notwendig wäre.

Völlig gemeinsam mit den Anschauungen links demokratischer Parteigenossen ist in der Wagnerschen Rede neben den Punkten: Postulat eines neuen Weltalters, völlige politische Freiheit, Abschaffung des Adels, des Militärs, antikapitalistische Neugestaltung der Gesellschaft auch die eigentümliche Forderung: daß nur die Majorität des Volkes als höchste Instanz bei Entscheidung von

---

[1]) „Volksblätter" 1849, Nr. 2, S. 5.

[2]) Siehe z. B. „Volksblätter" 1848, Nr. 13, S. 54: „Ihr baut endlich auf die Rechtlichkeit Eures Königs? Was vermag er? ist er frei? Hat nicht 16 Jahre Könneritz in Sachsen gehaust?" u. s. w.

[3]) Vergl. „Volksblätter" 1848, Nr. 10, S. 40.

allen wichtigen öffentlichen Fragen und so auch bei Abstimmung über Republik und Königtum gelten solle; das Wort über das Königtum: „hieltet Ihr es aber für unmöglich, so sprächet Ihr selbst sein Todesurteil aus!“ ist nicht anders zu deuten. Auf dem Satze von der „Majestät“ des „souveränen Volkes“ baute sich ja das ganze demokratische System auf. War bisher, zu Zeiten der Metternichschen Politik, die große bürgerliche Masse allzusehr darnieder gehalten worden, so rächte sich diese engherzige Kabinetspolitik jetzt dadurch, daß dem einen Extrem das andere folgte. So setzte man ein idealisiertes „Volk“ den Ständen, der Regierung gegenüber. Und aus der einseitigen Verherrlichung des „Volkes“ ging der Gedanke hervor, den durch Abstimmung sich zeigenden „Volkswillen“ als unfehlbar richtige und höchste Macht zu preisen.

Wie weit das ging, möge aus folgenden Stellen der „Volksblätter“, zu denen ein Kommentar überflüssig ist, erhellen: „In Baden ist das Volk schon seit langer Zeit der Art, wie es regiert wird, herzlich überdrüssig, und gar viele Leute meinen, eine republikanische Regierung würde ihren Wünschen besser entsprechen.“ — „Mögen die Thüringer ihre Fürsten fortschicken oder behalten, uns gilt es gleich, wir haben weder die Pflicht, noch das Recht, uns in ihre Angelegenheiten zu mischen.“[1])

Die Konsequenzen sind leicht zu ziehen. Ist heute nach des „Volkes Wille“ durch Majoritätsbeschluß die Republik eingeführt worden und gelingt es morgen der Monarchistenpartei durch lebhafte Agitation eine Mehrheit zu Gunsten des Königtums zu erringen, so verläßt willig und wohlgemut der Präsident seinen Stuhl und der Königsthron kommt an dessen Platz, bis es den Republikanern wieder glückt, in der Wahl zu siegen, und so weiter in munterer Abwechselung.

Große Wünsche, phantastische Hoffnungen und möglichste Verschwommenheit und Unklarheit der Ideen sind das Charakteristikum jener an Idealen so reichen, an thatsächlichen Erfolgen so armen politischen Bewegung des Jahres 1848. Es war den reifenden

---

[1]) „Volksblätter“ Nr. 6, S. 22—23.

Hoffnungen der Nation keine ruhige Entwickelung gegönnt, daher schäumten die lange zurückgedämmten Wünsche und Ideen, mit einemmale entfesselt, sofort auch über und verliefen, ohne direkten Nutzen, im Sande. Man darf wohl eine gewisse Schuld an den Thorheiten des plötzlich mündig erklärten Volkes der Politik — Scherr spricht von „Metternichtswürdigkeit" — zuschieben, welche es so lange zu Unmündigkeit gezwungen hatte.

Und wenn mitten in dieser Zeit der Überschwänglichkeit und Unklarheit ein Künstler mit der unruhigen, stets auf neues sinnenden Natur eines Wagner in den Strom gerissen ward, so darf uns dies nicht verwundern. Wagners Vaterlandsvereinsrede ist die offene Verkündigung der politischen Ideale des Künstlers, wie er sie hegte während der ihn umbrausenden Gährung der 48er Tage. Trotz aller Überschwänglichkeit birgt sie die Grundelemente einer Weltanschauung in sich, die sich dann durch die dichterische Produktion bei ihm zu Problemen von außerordentlicher Kraft und Tiefe verdichteten. So wenig direkten politischen Wert diese Anschauungen auch besaßen, sie bilden das wichtige Material, aus denen sich die dichterische Idee des „Weltgedichtes": „Der Ring des Nibelungen" entwickelte. Die künstlerische Anschauung, die idealistische Auffassung des Dichters ist auch hier nicht zu verkennen. Obgleich der Stoff derselbe, ist doch die Form der Auffassung eine ungleich höhere beim Dichter Wagner, als beim Agitator Röckel. Man beachte nur, wie letzterer in geradezu widerwärtigen rohen Bildern von der Fäulnis der Geldherrschaft spricht, und erwäge, daß Wagner ungleich mehr sagt durch das eine Wort von dichterischer Anschauung „das bleiche Metall". — Und während Wagner in enthusiastischem Idealismus die feste Erwartung fast apodiktisch ausspricht, der Übergang von der Gegenwart ins künftige Weltalter würde ein leichter, unblutiger sein, weist neben diesem rosenfarbigen Optimismus Röckel darauf hin, daß der Kampf der „äußerste, schwierigste, blutigste sein würde, der jemals gekämpft worden sei".[1])

---

[1]) An anderer Stelle (siehe „Volksblätter" 1849, S. 1) meint Röckel zwar, daß es „der heißeste Wunsch aller wahren Vaterlandsfreunde sei", daß der „für Alle beglückende Zustand auf freundlichem Wege erreicht werde",

Wagners Rede ward, als er geendet, mit rauschendem Beifall[1]) ausgezeichnet, ein Zeichen dafür, daß sie in der Versammlung gewirkt. Der nachherige Interpellant, der im „Dresdener Anzeiger" an Wagner das Ersuchen richtete,[2]) er möge „die Begeisterung in seinem Vortrag näher beleuchten, denn so, wie sie hingestellt, ist und bleibt sie völlig dunkel", ist entweder ein Mitglied des Vaterlandsvereins gewesen, der mit der monarchischen Tendenz der Wagnerschen Rede nicht einverstanden war, oder ein politischer Gegner aus dem anderen Lager, der zugleich damit die Absicht verband, Wagner als Verfasser des Aufsatzes für weitere Kreise zu bezeichnen, Wagner zu denunzieren.[3])

Wenn der Berichterstatter des „Dresdener Journals" darauf hinweist, daß die Rede Wagners „reicher an Problemen, als an Lösungen derselben sei", so hat er nur insofern Recht, als dieser Ausdruck auf die ganze Parteigruppe, der Wagner zugehörte, ausgedehnt werden muß. Denn dieselbe Bemerkung ist über die ganze demokratische Bewegung zu machen. Die erste beste Nummer der „Volksblätter", des „Turmwart" u. s. w. bestätigt dies. Mit apodiktischer Sicherheit werden allgemeinste Begriffe aufgestellt, wie „Menschenrecht", „Recht", „Freiheit", „Gesetz", „Wohl aller" u. s. w., die jeglicher Definition ermangeln und die als Maxime betrachtet

---

nämlich durch günstigen, d. h. demokratischen Ausfall der Wahlen, — jedoch ist dies mehr oder weniger rein agitatorisch aufzufassen; wo ernstlich auf die Umwälzung hingedeutet und hingewirkt wird, wird nicht unterlassen, die Schwere des Kampfes zu schildern, damit sich das Volk „rüsten" solle.

[1]) Ich verdanke diese Einzelheiten der persönlichen Mitteilung des Herrn Diakonus Pfeilschmidt in Dresden, demselben, welcher nach Wagner in jener denkwürdigen Versammlung das Wort ergriff.

[2]) „Dresdener Anzeiger", 16. Juni 1848, siehe Tappert, S. 42.

[3]) Die politische Rede des Königlichen Kapellmeisters erregte, wie Prölß (S. 545 u. f.) angiebt, bei der vorgesetzten Behörde und in Hofkreisen, wie nicht anders zu erwarten, arge Verstimmung. Die Königliche Intendantur nahm sie zu den Akten, und Wagner richtete am 18. Juni ein längeres Rechtfertigungsschreiben an Lüttichau, auf dessen leider verloren gegangene Antwort folgte abermals ein Brief, der mit den Worten beginnt: „In meiner guten Absicht wenigstens lag Versöhnung, und ich glaubte deshalb links und rechts ausschlagen zu dürfen: nun zeigen Sie mir, wo die rechte Versöhnung liegt, — sie liegt da, wo nirgends hin beleidigt wird!"

werden. Folgendes Beispiel mag als typisch gelten: „Von einem Zustande der tiefsten geistigen und sittlichen Finsternis ausgehend, ist es die Aufgabe der Menschheit, sich allmählich zur höchsten geistigen und sittlichen Erkenntnis emporzuschwingen. Diese Erkenntnis aber ist nichts anderes als: die Wahrheit, ihre Blüte ist das Recht, ihre Frucht die Freiheit. Der Wahrheit gegenüber steht: die Lüge, ihr entsproßt: das Unrecht, und dieses erzeugt: die Knechtschaft.“ [1])

Von solchen allgemeinsten Begriffen war der Weg zur Phrase, die dann auch in jener Bewegung epidemisch ward, nicht weit. Wie weit darin gegangen ward, illustriert ein Aufruf Heckers, der nach Mißlingen seines bekannten und nach ihm genannten Putsches also manifestiert:

„Vertreter des souveränen Volkes!

— — — Versammelte Vertreter! Eure Existenz hat ihren Ursprung nur in dem souveränen Volke; Ihr tagt nur in seinem Namen! Das Volk ist die Quelle allen Rechts und aller Macht, sein Wille das alleinige Gesetz, und keine der alten Regierungen hat Fug oder Macht, an einem seiner Akte ihr Ermessen anzulegen, die förmliche Bekanntmachung des Volkswillens zu verzögern, zu hintertreiben oder mit Künsten einer verzweifelten Sophistik dagegen zu spielen. Feierlich vor der ganzen Nation habt Ihr versammelte Bürgervertreter den Grundsatz der Volkssouveränität verkündet und damit ausgesprochen, daß weder neben noch über dem Volke eine andere Souveränität existiere, denn andernfalls würde Euer Ausspruch nur eine bedeutungslose Phrase sein, welche sich kraft eines inneren Widerspruchs in das Nichts auflöse“ u. s. w. u. s. w.

Gegenüber solcher souveränen Phrasen-Wüstenei ist Wagners Vaterlandsvereins-Rede noch eine wahre Oase an fruchtbaren Gedanken! Als Fazit unserer Erörterungen über dieselben möge sich ergeben, daß Wagners politische Anschauungsweise zwar einen individuell künstlerischen Charakter trug, jedoch inhaltlich auf die

---

[1]) „Volksblätter“ 1848, Nr. 14, S. 54.

demokratisch-sozialistische der äußersten Linken basierte und stofflich mit der Parteigruppe, der Röckel angehörte, übereinstimmt. Wagners Äußerung, daß er über den formal-politischen Bestrebungen seiner Zeit sich erhoben und auf den kulturellen Wert der Bewegung den Nachdruck gelegt habe, ist daher nur so zu verstehen, als dieser Ausspruch nicht allein für seine Person Geltung hat, sondern vielmehr auf eine ganze Gruppe Ausdehnung zu finden hat. Eine nähere Darstellung dieser politischen Richtung und besonders klassifizierte Einreihung in die Geschichte der politischen und sozialen Bewegung wird in Kap. V versucht werden.

Somit ging Wagner mit raschem Schritte der künftigen Periode entgegen, der Periode, in der er eine Revolution verlangt in Staat und Gesellschaft, in Weltanschauung und Kunst.

Nur ein einziger Faden ist übrig geblieben, an dem er noch jetzt mit seiner alten Weltanschauung zusammenhängt: das Gottesbewußtsein. Die nächste Periode hat mit der Religion gebrochen, hier im Jahre 1848 spricht er noch von „Gott" und glaubt an ihn. Erst nach der Revolution bekannte er sich zum Atheismus. Diese Verschiedenheit zwischen der neuen Weltanschauung und dem letzten Reste der alten zeigt deutlich die erste Bearbeitung des Nibelungen-Stoffes auf, die Dichtung von „Siegfrieds Tod", die Wagner im Winter 1848 niederschrieb.[1]) Die Befreiung der Welt von der Macht des Goldes, die antikapitalistische Welterneuerung ist zum Problem des Gedichtes genommen. In „Siegfrieds Tod"[2]) vollzieht sich der Prozeß der Weltumgestaltung gewissermaßen noch unter den Füßen der Götter und Wotans, der am Schlusse des Stückes auf seinem Throne im Reiche der Seligen verbleibt:

„Nur Einer herrsche:
Allvater! Herrlicher du!
Freue dich des freiesten Helden,
Siegfried führ' ich dir zu:
Biet' ihm minnlichen Gruß,
Dem Bürgen ewiger Macht!

[1]) Um Weihnachten 1848 habe Wagner „Siegfrieds Tod" in Freundeskreise vorgelesen, wie mir ein Teilnehmer, Herr Professor Dr. Kietz in Dresden, berichtet.

[2]) Siehe Ges. Schr. II, S. 167—228.

Wotan, Wotan, waltender Gott
Wotan, weihe den Brand!
Brenne Held und Braut,
brenne das treue Roß:
daß wundenheil und rein,
Allvaters freie Genossen,
Walhall froh sie begrüßen
zu ewiger Wonne vereint!“

Der „Ring des Nibelungen“ weist einen ganz anderen Schluß auf. Hier enden auch Walhall und der Allvater, nachdem ihm Siegfried seine Waffe, den „Vertragsspeer, worauf er seine Existenz stützt, zerschlagen: Brunhilde wirft den Brand in die Götterburg: Mit dem Weltalter gehen auch der alte Himmel und Allvater zu Grunde! Dort, in „Siegfrieds Tod“ bleiben die Gefilde der unsterblichen Seligen, hier ist das Resultat: Untergang der Götter, — Götterdämmerung!

Die letzte Säule der alten Weltanschauung Wagners sank unter den Flammen des Dresdener Aufruhrs dahin, diese bildet daher in äußerer wie innerer Beziehung den entscheidenden Wendepunkt in der Entwickelung der Weltanschauung des Künstlers. Und zu ihm wollen wir uns im nächsten Kapitel hinwenden.

Drittes Kapitel.

Richard Wagner und der Mai-Aufstand zu Dresden 1849.

Die Frage nach Wagners thatsächlichem Verhalten während des Mai-Aufstandes zu Dresden konnte in vorliegender Untersuchung aus verschiedenen wesentlichen Gründen nicht umgangen werden. Vor allem ist es von hohem psychologischen Interesse, zu erkunden, ob Wagner nur im allgemeinen — sozusagen theoretisch — mit der Revolution sympathisiert habe, ob er in dem bestimmten Falle des Dresdener Lokal-Aufruhrs das von ihm erwartete große geschichtliche Ereignis einer Welt-Revolution ersah, oder ob er sich gar so weit von den Ereignissen hinreißen ließ, daß er sich an dem Aufruhr selbst praktisch beteiligte. Fernerhin bringt die Kenntnis von Wagners Verhältnis zu dem Mai-Aufstande in Dresden direkt für die Weltanschauung des Künstlers wichtiges Material herzu, indem sie für vielfache Einzelheiten in Wagners Welt- und Lebensanschauung und somit auch für manches in seinen Schriften und Dichtungen die Erklärung finden läßt, nach welcher wir sonst vergeblich suchen würden. Endlich wird damit zugleich auch die für die Biographie Wagners notwendige Feststellung der Thatsachen geschehen, welche, besonders was die Sammlung ungeschriebener Erinnerungen von Zeitgenossen betrifft, mit der Zeit immer schwieriger, ja zuletzt ganz unmöglich geworden wäre.

Insofern wird Licht in eine Angelegenheit kommen, welche bisher Gegenstand der widersprechendsten Vermutungen, Meinungen und Übertreibungen gewesen ist. Denn von Wagner feindlicher Seite

bemühte man sich in gehässigster Weise, stets auf Wagners Beteiligung an dem Mai-Aufstande hinzuweisen, und noch in später Zeit, wo jene Insurrektion längst als ein der Vergangenheit angehöriges Ereignis betrachtet und Regierung wie öffentliche Meinung verziehen hatten, suchte man Wagners Flucht und Steckbrief zu allen möglichen Intriguen gegen die Person des Künstlers auszunützen.[1]) Auf der anderen Seite haben wiederum die Freunde des Künstlers im Übereifer gesucht, diese rote Stelle in Wagners Leben möglichst zu verdecken und zu vertuschen, sodaß schließlich Wagners Beteiligung an den Mai-Ereignissen als eine ganz unbedeutende, die von Seiten der sächsischen Regierung gegen ihn eingeleitete Verfolgung schließlich als ungerechtfertigte,[2]) ja lächerliche erscheinen mußte. Damit haben beide Teile kein rühmliches Werk vollbracht, denn die Verwischung einer einzigen und noch dazu so wesentlichen Stelle im Leben des Künstlers zieht die Verwischung der Eigentümlichkeit der ganzen Persönlichkeit nach sich und eine Verfärbung der historischen Wahrheit, die in jedem Falle nachteilig wirken muß. Während die Biographen Glasenapp und Nohl wohl Wagners Flucht und Beteiligung am Aufstande erwähnen und bemerken, daß Wagner die Reorganisation der Bühne von einer freien Gestaltung der politischen Formen erhoffte, haben sie jedoch es unterlassen, die engeren Beziehungen aufzusuchen, die ihn veranlaßten, jene Erhebung mit Interesse und Hoffnung zu verfolgen. Glasenapp erwähnt wohl Röckels Namen, aber nur ganz oberflächlich, den Michael Bakunins nicht, er spricht sich überhaupt über den Mai-Aufstand sehr kurz aus. Er hat offenbar das Bestreben, diesen angeblich heiklen Punkt ganz zu übergehen. Tappert dagegen resumiert kurz: „Wagner ist niemals Revolutionär gewesen, kein Mensch hat bis heute die alte Fabel, er habe 1849 auf der Barrikade gekämpft, als Thatsache zu

[1]) Vergl. Tappert, S. 50 und 51: „Man ließ dem Künstler entgelten, was der Politiker verschuldet haben sollte, die maßlosen Gehässigkeiten, die wütenden Verfolgungen u. s. w. Die höfischen Intendanten, meist ‚gelernte Kammerherren‘, hielten sich für berechtigt und verpflichtet, den Werken des politisch Kompromittierten hemmend entgegen zu treten“ u. s. w.

[2]) Siehe Glasenapp „Richard Wagner als Revolutionär“, Bayreuther Taschenbuch 1889, S. 27.

bestätigen vermocht. Von der Tollheit des tollen Jahres erwartete er — da sonst von keiner Seite Besserung zu hoffen war — eine günstige Wendung für die deutsche Kunst, und zwar für die Kunst, die ihm als Ideal vorschwebte. Nirgends fand ich Beweise für eine revolutionäre Beteiligung Wagners, und wenn dergleichen Behauptungen auftauchten, so trugen sie den Stempel der Unwahrheit."[1])

Suchen wir den einfachen Thatbestand auf; er wird hoffentlich genügend Licht über diesen dunklen und verdunkelten Punkt bringen und damit das Verständnis von mancherlei im Leben und Wirken Wagners erhellen. Als Grundlage für diese Untersuchung ist zunächst das geschichtliche Material, die über den Mai-Aufstand erschienenen Separatschriften und die zeitgenössische Zeitungslitteratur, soweit dasselbe zu erlangen war, genommen worden. Das Litteratur-Verzeichnis am Schlusse dieses Bandes nennt dasselbe im einzelnen. Sodann ist versucht worden, die persönlichen Erinnerungen von Zeitgenossen in möglichstem Umfange zu sammeln und das für den Zweck dieses Buches Belangreiche daraus zu verwerten.[2]) Zuletzt konnte sich vorliegende Arbeit unmittelbar auf die Einsicht in die Wagners Beteiligung am Mai-Aufstand betreffenden Untersuchungsakten des Dresdener Stadtgerichts stützen, welche durch die Munifizenz eines hohen Königlichen Justiz-Ministeriums ermöglicht wurde.

Bei Beurteilung des Dresdener Aufstandes vom Jahre 1849 sind deutlich zwei Hauptbewegungen zu unterscheiden: Eine rein formale, deren Ziel lediglich einer neuen Verfassung galt, und eine

---

[1]) S. 50 und 51. — Wenn Tappert noch angiebt: „Prölß hat die ‚Akten' eingesehen und alles mitgeteilt, was bezüglich unseres Meisters in Betracht kommt", so ist zu berichtigen, daß unter den hier genannten „Akten" offenbar nur die des Königlichen Hoftheaters zu verstehen sind, während die eigentlichen Akten über die Beteiligung Wagners am Aufruhr Justiz-Akten sind, welche, von jenen gesondert, ursprünglich beim Stadtgerichte zu Dresden lagen und bei dessen Aufhören in den Besitz der Königlichen Justizbehörde zu Dresden übergegangen sind.

[2]) Für die gütige und rege Unterstützung, welche dem Verfasser von den verschiedensten Seiten dabei zu teil ward, fühlt sich derselbe zu offenkundigem Danke verpflichtet, insbesondere den Herren Stadträten Heubner und Teucher zu Dresden, der Schwägerin Wagners, Frau Natalie Bilz in Leisnig und Herr Prof. Dr. Semmig in Leipzig.

materiale, die neben der äußeren politischen Umgestaltung des Staates zugleich sich auf eine totale Umänderung der gesellschaftlichen, bezüglich wirtschaftlichen Verhältnisse richtete. Die erstere scheidet sich wieder in zwei Richtungen, in die konstitutionelle (Rechte) und die demokratische (Linke). Die konstitutionelle Partei war es vorzüglich, welche die sogenannten „großdeutschen“ Ideen hegte, die Idee von nationaler Einigung Deutschlands, die Idee, das erbliche oder das Wahlkaisertum wieder herzustellen, die Erhebung Deutschlands zu nationaler Größe und machtvoller Einheit nach innen und außen. Diese Partei, in Sachsen durch die „deutschen Vereine“ vertreten, hielt an der Monarchie fest, deren Verhältnis zum Volk durch konstitutionelle Verfassung bestimmt werden sollte. — Sie war reich an großen Hoffnungen, idealem Patriotismus und reich an tüchtigen Charakteren und Köpfen, — aber arm an Erfolgen. Die geringe Majorität, mit welcher diese Partei die Kaiserwahl in Frankfurt durchsetzte, die Ablehnung der Krone durch Friedrich Wilhelm IV., bedeutete für sie eine endgiltige Niederlage. Neben dieser Partei, welche die großherzigsten Patrioten und edelsten Geister der Nation umschloß, gewann die Linke immer mehr an Bedeutung, jemehr die Rechte ihre ideale Kraft machtlos verrauchen ließ. Die Linke schied sich von jener durch ein radikales Programm, sie vertrat mehr und mehr republikanische Interessen. Die Frankfurter Kaiserwahl ward von ihr mit Hohn und Spott übergossen; sie war die Partei der „Demokraten“, der Männer mit den Hecker-Hüten und den Republikaner-Bärten, die Partei der künftigen Bürger der künftigen freien Republik Deutschland, welchen die amerikanische Staatsverfassung als Ideal vorschwebte. Sie wünschten Revolution der Verfassung wegen. Aber hinter diesen Parteien stand eine andere Macht: das Proletariat. Was hätte es diesem genützt, wenn die Revolution nur eine formale gewesen wäre? Weder nationales Kaisertum, noch Republik allein konnten die Wünsche derer befriedigen, die, aufgehetzt zu flammendem Klassenhaß, als Unterdrückte gegen die Unterdrücker revoltieren wollten, worunter sie nicht allein Fürsten und Regierungen verstanden, sondern vornehmlich die ihnen wirtschaftlich Überlegenen, die über sie durch den Besitz Mächtigen.

Die große französische Revolution hatte sie gelehrt, welche

Macht das Volk in der Geschichte zeigen könne; aus der französischen Revolution schöpften sie auch die Lehre von der Revolution als geschichtlich notwendiges Ereignis und damit zugleich die Lehre von dem „Recht auf Revolution". Das Wort „Revolution" war ein geschichtsphilosophischer Begriff geworden, der seine Bedeutung auf die Masse nicht verfehlte. Und die Lehre vom „neuen Weltalter" hatte da, wo die Unzufriedenheit mit dem Alten am stärksten vorhanden war, bei den Besitzlosen, am meisten gezündet. Ihre Zahl war eine große. Die Veränderungen, welche das 19. Jahrhundert überall in den wirtschaftlichen Verhältnissen durch das immer mehr sich entfaltende Fabrikwesen geschaffen, hatte das Proletariat zu einer drohenden Macht erhoben.[1])

Aus Frankreich und England war über die Schweiz der Gedanke des Sozialismus, der antikapitalistischen Wirtschaftsordnung, nach Deutschland hereingebracht worden,[2]) — nicht für liberalistische Verfassungswünsche begeisterte sich das Proletariat, sondern für die soziale Revolution. Von Demagogen, oft niedrigsten Schlages, zur leidenschaftlichsten Erbitterung aufgehetzt, wandte sich die besitzlose Masse der Revolution zu. Freilich gohren die verschiedenen Richtungen noch durcheinander, denn noch fehlte jene eiserne Organisation, jener infernalische Terrorismus, mit welchem heutzutage die Marxistische Sozialdemokratie das Proletariat, teilweise zu ganz anderen Zwecken als zur ideellen und materiellen Hebung der unteren Volksschichten, geknebelt hält. Die Unklarheit der Ideen und die politische Ungeschultheit, welche die ganze 1848er und 1849er Bewegung kenn-

[1]) Ich verweise darüber auf die klare und übersichtliche Darstellung, welche L. von Stein im ersten Bande seines Werkes „Der Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreich" giebt, besonders auf Abschnitt I und V.

[2]) Das Nähere in Adler: „Die Geschichte der sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland". Hervorzuheben sei besonders der Ausspruch Ludwig Büchners: „Das Verhältnis zwischen Armen und Reichen ist das einzige revolutionäre Element in der Welt." — „Wenn es den Anhängern der liberalen Partei gelänge, die deutschen Regierungen zu stürzen und eine konstitutionelle Monarchie oder auch Republik einzuführen, so bekäme man einen Geldaristokratismus wie in Frankreich; und da sei schon der jetzige Zustand besser." (S. 7 und 8.)

zeichnet, zeigte sich ganz besonders bei den niederen Klassen der Bevölkerung, kommunistische — es gab schon 1849 „kommunistische Arbeitervereine“ in Sachsen — und anarchistische Tendenzen, welch letztere, wie aus den im vorigen Kapitel zu Wagners Vaterlands-Vereinsrede wiedergegebenen Stellen aus den „Volksblättern“ ersichtlich, sich direkt gegen den Kommunismus richteten.

Aber als die Revolutions-Ideologen die Fahne des Aufruhrs erhoben, vereinigten sich unter dem gemeinsamen Banner Mitglieder aller Parteien. Konstitutionelle, Republikaner und Sozialrevolutionäre; die beiden letzten bildeten die überwiegende Mehrheit.

In der politischen Geschichte gilt der Dresdener Aufruhr gewöhnlich nur als eine gewaltsame Erhebung zu Gunsten der „Reichsverfassung“; da diese vom König nicht anerkannt wurde, hätte man durch Barrikadenbau u. s. w. ihre Anerkennung gewaltsam erzwingen wollen, und da die Regierung die Stadt verließ und eine Deputation des Stadtrats vergeblich nach den Ministern[1]) gesucht hatte, hätte sich, „um der Anarchie zu wehren“ (!), eine provisorische Regierung gebildet, die sich mit Waffengewalt gegen die königlichen Truppen acht Tage lang zu verteidigen suchte. Daß jedoch nicht die Sehnsucht nach rein politischer Neugestaltung der Staatsformen, nach „Verfassung“ und „deutscher Reichseinigung“ das vorzüglich treibende Element jenes Dresdener Aufstandes war, sondern vielmehr es auf einen Umsturz der gesamten staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse abgesehen war, wird jedem einleuchten, der nähere Kenntnis des Aufstandes, sowie der ihn leitenden Ideen besitzt.

Denn die heißblütigen Patrioten, die für Größe und Einheit des Vaterlandes die Waffen ergriffen, ahnten nicht, daß die internationale Revolution, die rote Republik[2]) die Flamme entzündete

---

[1]) Siehe „Die Ereignisse in Dresden vom 2. bis 9. Mai 1849 nach eigenen Erlebnissen, aktenkundigen u. s. w. Nachrichten“ von Stadtrat Meisel, Dresden 1849.

[2]) Vergl. z. B. den Bericht über die Dresdener Revolution „Die Reichsverfassung und die rote Republik in Dresden“ in der „Fackel“ 1849, Nr. 19 und 20. — In der Pfalz, wo zu gleicher Zeit der Aufstand losbrach, sagte

und schürte, daß es nicht galt für deutsche politische Ideale zu streiten, sondern vielmehr, daß das treibende Element die große internationale Revolution gegen Staat und Gesellschaft war, die dort die Flamme des Aufruhrs emporschlagen ließ. Der sächsischen Regierung war diese Sachlage vollkommen bekannt. Es hätte ihr vielleicht nichts im Wege liegen können, die „Reichsverfassung" anzuerkennen, wenn sie überzeugt gewesen wäre, damit die Aufregung zu beschwichtigen und die Ruhe wieder herzustellen. Die problematische „Reichsverfassung" an sich war kein so gefährliches Ding, als daß Sachsen sie um den Friedens willen, mit oder gegen Preußen, nicht im Prinzip hätte anerkennen können. Haben doch süddeutsche Fürsten, wie der Großherzog von Baden, dieselbe anerkannt, und dachte doch Graf Bismarck noch im Jahre 1866 daran, auf der vollen Grundlage der Reichsverfassung von 1849 die nationale Erhebung zu bewirken.[1])

Die sächsische Regierung erkannte voraus, daß ein Konflikt unvermeidlich war, daß die Reichsverfassung[2]) nur zum Vorwande diente, ihn zu provozieren. Nicht mit Ungeschick war dieses Streitobjekt von gegnerischer Seite gewählt, denn eine Revolution zu Gunsten der Reichsverfassung mußte zugleich auch bei den gemäßigteren, rein konstitutionellen Parteien einen Schein moralischen Rechts

---

der Präsident in einer am 6. Mai zu Neustadt a. d. Haardt abgehaltenen Volksversammlung: „Die Republik wollen wir nicht proklamieren, sondern erkämpfen, und die deutsche Reichsverfassung soll unsere Barrikade und Brücke sein, durch welche wir sie erlangen." („Fackel" 1849, Ergänzungsblatt, Nr. IV.)

[1]) Cfr. H. von Sybel: „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.", Bd. V, S. 252.

[2]) Offen und klar ausgesprochen von dem damaligen Chef des sächsischen Ministeriums, F. Graf von Beust, in seinem Buche „Aus drei Viertel Jahrhunderten. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Friedrich Ferdinand Graf von Beust", Stuttgart 1887, Bd. I, S. 61: „Der Mai-Aufstand war ja nicht eine Erhebung des guten Dresdener ‚Bergers' gegen die hohe Obrigkeit, sondern ein von langer Hand unter Beteiligung und Führung fremder revolutionärer Elemente und Persönlichkeiten — man denke nur an Bakunin — vorbereiteter Ausbruch. Die Verweigerung der Anerkennung der Reichsverfassung ließ jedoch die Bombe vor der Zeit platzen, was ein Glück nicht nur für Sachsen, sondern für ganz Deutschland war" u. s. w.

erwecken und somit alle fortschrittlich gesinnten Parteien für sich gewinnen. Das zeigte ja auch die Zusammensetzung der sogenannten „Provisorischen Regierung". Neben den anrüchigen Radikalen Tzschirner hatte man ein Mitglied der Regierung, den Geheimen Rat Todt gestellt und vor allen Heubner gesetzt, einen Mann, der wegen seiner idealen Gesinnungsweise allgemeine Achtung genoß. Heubner — der „Johannes", wie ihn ein Geistlicher dem Verfasser gegenüber bezeichnete —, der nur aus hochfliegendem idealen Patriotismus die Wahl annahm, sich opfernd, um die Illegalität seiner Begeisterungsthat schwer zu büßen, Heubner gehörte nicht zu denen, die vorher über die Revolution konspirierten, er fiel in die Schlinge der „Reichsverfassung", die die prinzipielle Revolutionspartei den großdeutschen Konstitutionellen gelegt hatte, um sie in ihre Netze zu ziehen. Von offizieller Seite wurde es offen eingestanden,[1]) „daß der Augenblick gekommen sei, wo jede fernere Konzession nur der erste Schritt auf dem unwiederbringlich zum Umsturz des Thrones und der gesellschaftlichen Ordnung hinabführenden Weg sein würde". Sachsen, speziell Dresden, hatte sich im Laufe der Zeit mit so ausgeprägt revolutionären Elementen gefüllt, daß die Regierung sich unvermeidlich auf einen Punkt gedrängt sehen mußte, wo sie es nur mit offenem Aufruhr, nicht aber mehr mit gesetzmäßiger, konstitutioneller Vereinbarung zu thun haben würde.

Während in Preußen Zensur und politische Polizei sehr nachdrücklich allem Radikalismus scharf auf die Finger sahen und ihn unterdrückten, war Sachsen durch liberale Nachsicht seiner Regierung zu einer Art Freihafen für alle Gattungen fortschrittlicher Hoffnungsschiffe geworden.[2])

---

[1]) Siehe Graf Waldersee, „Der Kampf in Dresden" 1849, S. 4 und 5.

[2]) Heinrich von Treitschke, „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, S. 486. — Cfr. ferner: Arnold Ruges Brief an Feuerbach (Grün I, S. 340): „Preußen wirkt aller Freiheit entgegen und seine indolenten Einwohner sinken immer tiefer in den Schmutz des Obskurantismus hinein, ohne diese allmähliche Degeneration aller Kräfte zu merken. Die Behörden sind hier in Sachsen human und vernünftig, leider zu wenig au fait über die reingeistigen Mächte. Doch darf man annehmen, daß die ganze Richtung des Landes und der Regierung die theoretische Ohnmacht des preußischen Unwesens gern ans

Arnold Ruge, der Junghegelsche Publizist des neuerhofften theoretischen Weltalters, hatte sich mit seinen hallischen, später „deutschen“ Jahrbüchern nach Dresden gezogen und lud Feuerbach ein, dahin zu kommen, „da sie hier den nordamerikanischen Grundsatz haben, alles werden zu lassen, was wird“. Den philosophischen Freigeistern folgten mit der Zeit die rein politischen nach, der Wigandsche Verlag in Leipzig gedieh unter der nachsichtigen sächsischen Zensur zur Zentralstelle des äußersten Radikalismus. Nach dem Fehlschlagen der Hoffnungen des Jahres 1848 hatten die radikalen Parteien längst auf den konstitutionellen Reformweg und auf Monarchie verzichtet, die demokratischen „Vaterlandsvereine“ propagandierten die Republik, und sie nebst demokratischen und republikanischen Vereinen breiteten das Netz ihrer Verbindung über Baden, Württemberg nach Sachsen aus. Man hoffte und erwartete eine gemeinsame Erhebung an mehreren Orten Deutschlands zu gleicher Zeit; auch Dresden sollte der Schauplatz einer Erhebung zu Gunsten der radikalen Republik werden. Daß unter dem Begriffe „Republik“ nicht nur eine formelle politische Neugestaltung vorauszusehen war, steht außer Zweifel.

Licht gesetzt sähe.“ Ja, Echtermayer und Ruge hatten allen Ernstes den Plan gefaßt, in Dresden die Gründung einer Akademie der freien Wissenschaft zur Vereinigung aller Kräfte der neuen Reformation zu veranlassen. „Jede Zeit habe ihrem Prinzip einen neuen Brennpunkt, wie die Reformation Wittenberg, erobert, die unserige müsse es nicht unterlassen.“ Kein Ort sei dazu geeigneter, als Dresden. Cfr. Arnold Ruge, Bd. VI, S. 154. Über diese Universität „auf gut Nordamerikanisch und Demokratisch nach neuem Schnitte“, zu der die Berufung von Kapp, Feuerbach, Strauß, Schwarz u. s. w. in Aussicht genommen war, vergl. Grün, S. 298 und 236 u. s. w. Minister von Lindenau schenkte dem Plane seine Beachtung; derselbe fiel jedoch im Gesamtministerium durch. In der „Geschichtsphilosophie der Hegelianer“ von Dr. Paul Barth sagt der Verfasser (S. 30): „Wichtiger als diese Wortphantasien war die praktische Wirkung der Hegelschen Schlagwörter in den politischen Kämpfen der dreißiger und vierziger Jahre. — Man braucht nur einen Band der von 1838—1842 erschienenen, dann unterdrückten ‚Hallischen Jahrbücher‘ durchzusehen, um den Geist der Geschichte als der Entwickelung zur Freiheit in voller Opposition gegen den absoluten Staat und die Starrheit der kirchlichen Dogmatik zu finden.“

Die von Frankreich und England importierten sozialistischen und kommunistischen Ideen waren weit verbreitet,[1]) die „sozialrepublikanischen Blätter“ des Schriftsetzers Born in Leipzig, die „Volksblätter“ Röckels u. s. w. geben dafür hinlängliche Beweise.[2])

Das neue Weltalter der absoluten Glückseligkeit, Freiheit und Menschenliebe spukte zu sehr in den Köpfen, als daß die radikal demokratische Partei sich durch die Anerkennung der „Reichsverfassung“ hätte befriedigt gefühlt. Hatte doch ihr Abgeordneter Tzschirner, derselbe, der später an der Spitze der provisorischen Regierung den angeblichen Kampf für die Reichsverfassung durchführen wollte, im sächsischen Landtage mit seinen Genossen[3]) gegen die Reichsverfassung gestimmt!

Wenn die Regierung es absichtlich zum Bruch führte, so wußte sie, daß eben der Bruch unvermeidlich war. Der Ausbruch der

---

[1]) Das erste Blatt sozialistischer Tendenz, das in Sachsen auftrat, war das seit 1847 in Döbeln erscheinende „Mulden-Journal“; die aus gleicher Vorlage hervorgehende „Stimme des Volkes — Organ für Arbeiter“, mit dem Motto: „Unser Recht — Aller Glück“ brachte es nur auf eine Nummer.

[2]) Man vergleiche z. B. in den Röckelschen „Volksblättern“ die Leitartikel „Ein Blick in das Jahr 1849“, Nr. 1 vom 6. Januar 1849, ferner Nr. 5 vom 3. Februar „Unsere Gesellschaft“. In ersterem ist gesperrt gedruckt: „Darum rüste sich das Volk zum ernsten Kampfe, denn wahrlich, er wird ihm nicht erspart werden“, in letzterem heißt es: „unleugbar klar wird es uns, daß der Kampf des neunzehnten Jahrhunderts ein Kampf der Menschen ist gegen die Gesellschaft; daß es sich um eine Auflösung der bisherigen gesellschaftlichen Bande handelt, daß es gilt, eine neue Grundlage zu finden, welche Allen das Glück zu bieten vermag, auf welches sie Anspruch zu machen berechtigt sind, weil sie Menschen sind“ u. s. w.

[3]) Der Altenburger Demokrat Douai schreibt in den Volksblättern (1849, Nr. IV, 25./2.): „Wohl aber verdanken wir der deutschen Nationalversammlung eine deutsche Verfassung, welche uns weder Freiheit noch Einheit, noch Volkstum noch Ansehen vor dem Auslande sichert.“ Ja, Röckel ruft gegen die Reichsverfassung sogar den sächsischen Partikularismus zu Hilfe: „Was geht uns für unsere sächsischen Angelegenheiten die Reichsverfassung an? Die Reichsverfassung kann auf unsere inneren Angelegenheiten durchaus keinen Einfluß ausüben.“ Und ferner Röckels Hohn und Wut gegen die Frankfurter Kaiserwahl! (1848, Nr. 17, S. 66 der „Volksblätter“.) Damit dürfte wohl Glasenapps Bestreben, Röckel großdeutsche Kaiser- und Einheitsträume unterzulegen (siehe Glasenapp I, 249—250) sich als irrig erwiesen haben.

Revolution war kein plötzlicher, durch die momentanen Ereignisse bedingter, sondern ein geplanter, vorbereiteter. Wenngleich keine fest organisierte Verschwörung sich über Deutschland erstreckt haben mag, so ist ein Einverständnis zu gemeinsamer Erhebung unter den sich über ganz Deutschland verbreiteten „Vaterlandsvereinen" gewiß.[1])

Eine weitere Aufklärung finden wir in Berücksichtigung der Rolle, welche der Russe M. Bakunin im Dresdener Aufstand spielte. Bakunin war radikaler Revolutionsideolog und blieb es bis an sein Ende. Angeblich einer kommunistischen Broschüre wegen[2]) aus

---

[1]) Siehe das Nähere in der Schrift von Karl Krause „Der Aufruhr in Dresden", nach amtlichen Quellen geschildert, Dresden 1849, S. 5—10 und 22—25. — Das hauptsächlichste Organ der Vaterlandsvereins-Partei, die von Lindemann und Wittig redigierte „Dresdener Zeitung", erschien täglich in Groß-Quart-Format und brachte in ihren zwölf umfangreichen Spalten unablässig die schärfsten Artikel, Aufhetzereien und Berichte über alle möglichen revolutionären Versammlungen und Erhebungen aus Nah und Fern, aus Inland und Ausland.

Am Sonnabend den 5. Mai schreibt das Blatt (1849, Nr. 107, S. 742): „Endlich verläßt man den abgeschmackten gesetzlichen Boden, die Scheu vor Antastung des Privateigentums, und erkennt den revolutionären als den allein gesetzlichen an."

[2]) M. Bakunin entstammte der russischen Aristokratie und wurde 1814 als Sohn eines reichen, im Torschokschen Kreise des Gouvernements Twer ansässigen Gutsbesitzers aus altbojarischem Geschlecht geboren. Wie alle Söhne der reichen und privilegierten Klasse in Rußland, wurde er für den Heeresdienst bestimmt, der die erste Etappe für jede weitere Regierungskarriere bildete. Statt jedoch in die Garde aufgenommen zu werden, wurde er in die Armee versetzt. Das hieß nichts anderes, als eine Verbannung in ein von aller Kultur entferntes Bauerndorf. Aus der Lethargie, in welche er durch den Aufenthalt in dem öden, elenden kleinrussischen Bauerndorf versetzt wurde, riß sich der kaum 22jährige Offizier los, indem er seinen Abschied nahm.

Er begab sich nach Moskau, dort „im Zentralschmollwinkel Rußlands" schloß er sich dem Stankowitschen Kreise an, wo deutsche, d. h. Hegelsche Philosophie getrieben wurde und befaßte sich mit wissenschaftlichen Studien. Durch Pawlow war die Lehre Hegels nach Rußland gelangt, Stankowitsch war Schüler Pawlows. Daß Bakunin schon mit diesen wissenschaftlichen Studien den Boden des Gesetzwidrigen betrat, versteht sich bei den Zuständen, in denen die russische Wissenschaftlichkeit und die Universitäten gefesselt waren, von selbst. Die väterliche Vorsicht des Zaren Nikolaus wollte Rußland vor allem Eindringen der ominösen westeuropäischen Kultur huldreichst bewahren,

Rußland verwiesen, zog er nun während der Jahre 1848 bis 1849 in Deutschland, Frankreich und Österreich unter Germanen

---

und Schriften der deutschen Philosophie, die in Preußen, wo eine weise Zensur schon sichtlich und nachdrücklich genug waltete, zur „Staatsphilosophie“ gehörten, konnten nach Rußland nur vorsichtig auf Schmuggelwegen eingeführt werden, wo ihr Besitz unter Umständen lebensgefährlich wurde. Es war kein Wunder, daß mit wissenschaftlicher auch zugleich revolutionäre Begeisterung verbunden wurde.

(Siehe den Aufsatz „Michael Bakunin und der russische Radikalismus“ in „Rußland vor und nach dem Kriege“, der über Bakunins Bildung, Entwickelung und Thätigkeit eine klare und instruktive Übersicht gewährt. Professor Thun erwähnt in seinem Buche „Geschichte der sozialen Bewegung in Rußland“ (S. 250): „Es würde eine Biographie Bakunins vorbereitet, dieselbe ist mir jedoch nicht zu erlangen möglich gewesen, ebenso seine Schriften ‚Staatlichkeit und Anarchie‘ (1873) und ‚Die geschichtliche Entwickelung der Internationale‘.“ — Einen kurzen Lebensbericht giebt Otto von Corvin in „1848—1870, Geschichte der Neuzeit“, Bd. III, S. 20—21, ferner Oldenberg, „Der russische Nihilismus“, S. 63—67.

Denn die von Staats wegen erlaubte Bildung kann nur als purer Hohn auf alle Wissenschaftlichkeit gedeutet werden. Die Lehrstühle waren zum Teil verödet, da kein ernster Gelehrter unter der Willkür der Universitäts-Prokuratoren, das heißt ausgedienter oder invalider Militärs, zu existieren vermochte. (Alexander Herzen giebt ein erbauliches Beispiel von der weisen Einsicht des Kurators der Moskauer Universität, des Fürsten Galycin: „Für erkrankte oder an den Vorlesungen sonstwie verhinderte Professoren sollten der Tour nach deren Kollegen, ohne Unterschied der Fakultät, eintreten. So fügte es sich denn, daß allen Ernstes ein Herr Tarnowski, ein mit der Logik betrauter Pope, gelegentlich die geburtshilfliche Klinik zu leiten hatte und daß der Accoucheur Richter zur Verkündung der Lehre von der Empfängnis durch den heiligen Geist einspringen mußte. (Vergl. „Die russischen Universitäten“ in „Rußland vor und nach dem Kriege“.) Wenn Bakunin nicht schon auf der Artillerieschule, wo die revolutionären Dezembristen aus dem Jahre 1825 wie Heilige verehrt und die Lieder Rylejews gesungen wurden, zum Revolutionär herangebildet war, so geschah es hier. In dem Stankowitschen Zirkel, dem Herzen, Granowski und Belinski angehörten, bildeten sich an Hegel, dessen Philosophie zwei äußerlich heterogenen Richtungen Untergrund gewährt, der revolutionären wie der konservativen, auch zwei Lager aus, Bakunin fußte auf dem Prinzipe der Entwickelung des Geistes und folgerte die Revolution daraus, Chomjäkow und Aksakow, die Begründer der Slawophilenpartei, basierten auf dem Satze „Alles wirkliche ist vernünftig“, der ja auch durch Hegelianische preußische

wie Slawen, für eine große europäische Revolution aufreizend, umher. Seine Idee war, durch einen gemeinsamen demokratischen Auf-

---

Staatsmänner die Hegelsche Philosophie zum Glaubensbekenntnis damaliger preußischer Wirklicher Geheimräte gemacht hatte. Bakunin folgte der Richtung nach links, vereinigte aber zu gleicher Zeit das Wesentliche Beider in sich: mit den revolutionären Zielen verband er das panslawistische. Im Stankowitschen Kreise galten neben den Schriften Hegels auch die seiner Nachfolger und Arnold Ruge gleich einem Propheten. In nächtelangem Disputieren pflegte man der deutschen Philosophie und ihrer äußersten Ausläufe, wie Strauß, Ruge, Feuerbach, Proudhon ꝛc. So wurde ihnen, wie Herzen sagt, diese Hegelsche Philosophie Algebra der Revolution, und derselbe stellt Bakunin das Zeugnis des Beredtesten und Gewandtesten im Stankowitschen Zirkel aus.

Bakunin ging nach Berlin, um in Deutschland die Lehren des neuen Jahrhunderts an der Quelle zu schöpfen. Bald sehen wir ihn, mit Ruge vereint, in Dresden und in Paris. Ruge war zuletzt auch darauf gekommen, sich mit der Volkswirtschaft der neuerhofften Weltperiode einzulassen, und durch Proudhon, mit dem er und Bakunin in Paris in persönlichem Verkehr stand, ins sozialistische Fahrwasser geraten. Ruge gab mit Karl Marx die „Deutsch-französischen Jahrbücher“ heraus, die für das sozialistische Programm eintraten (1843). An Ruges Zeitschrift „Deutsche Jahrbücher“ hat der junge Bakunin mitgearbeitet. Der Aufsatz „Die Reaktion in Deutschland“ („Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst“ 1842, Nr. 247—261), Jules Elysard unterzeichnet, ist von Bakunins Hand. Die Anfangs- und Schlußworte des Verfassers kennzeichnen die Anschauungen am kürzesten und besten. Er beginnt: „Freiheit — und Realisierung der Freiheit, wer kann es leugnen, daß dies Wort jetzt obenan steht auf der Tagesordnung der Geschichte.“ Und er schließt mit den Worten: „Die Lust der Zerstörung ist zugleich eine schaffende Lust.“ Er war und blieb bis zuletzt der konsequenteste Vertreter der Junghegelianer. Er trat aber auch für „Realisierung der Freiheit“ ein und verfocht das neue Weltalter nicht nur in theoria, sondern auch in praxi, Ruge und Feuerbach bahnten ihm mit Wort und Schrift, Wagner in der Kunst den Weg, Bakunin mit Schrift, Wort und dazu mit Pulver und Nitraten. Dreimal hat Bakunin versucht, für die dritte Weltepoche zu revolutionieren, 1848 auf dem Slawen-Kongreß in Prag, 1849 in Dresden, wo er den aussichtslosen Kampf bis zuletzt aufrecht erhielt, und am 20. September 1870 in Lyon. Sein späteres Zerwürfnis mit den Marxisten auf dem Kongreß der „Internationale“ ist bekannt, es bildete die Trennung der Bakunisten oder Nihilisten von der westeuropäischen Sozialdemokratie. Durch das Vertrauen, das Bakunin später einem elenden Buben, dem Schwindler und Meuchelmörder Netschajew, der, mit einer Urkunde von Bakunin ausgestattet, in ganz Rußland für einen nirgendwo bestehenden Geheimbund

stand in Europa die Staatsformen Österreichs und Rußlands zu zertrümmern und dadurch die letzten Ziele des Panslawismus, die Vereinigung aller Slawen zu einem selbständigen Slawenreiche, zu erreichen: „Brüder, ich bin ein Russe, ich spreche zu Euch als Slawe . . . Ihr wisset, daß ich, als Russe, das Heil meiner Landsleute nur in der Verbindung aller slawischen Völker als einer Föderation freier Stammesgenossen erblicke. Ihr wisset, daß ich mir die Beförderung dieses großen und heiligen Zwecks zur Aufgabe meines Lebens gemacht habe.“[1])

Von diesem Standpunkte ausgehend, meinte er: „Heilige Pflicht ist es für uns alle, für alle Streiter der Revolution, für alle Demokraten aller Länder, daß wir unsere Kräfte vereinigen, daß wir sorgen, uns untereinander zu verständigen, und uns eng zusammen-

---

Propaganda machte, Gelder sammelte und zuletzt einen Studenten, der ihm auf der Fährte war, meuchlings ermordete, brachte er sich selbst um das Zutrauen, das er in Rußland genoß. Nach vielen endlichen Niederlagen starb Bakunin plötzlich im Sommer 1878 in Bern als Nestor der nihilistischen Partei, der osteuropäischen Sozialrevolutionäre anarchistischer Tendenz. In neuester Zeit giebt ein anonymer Schilderer des Anarchismus folgende kurze und treffende Charakteristik Bakunins: „Bakunin wußte sich das Ansehen eines Propheten der sozialen Revolution zu geben und besaß in hohem Grade die Gabe, intelligente junge Leute in den Bannkreis seiner Ideen zu ziehen und sie darin festzuhalten. Von allen Vertretern des Sozialismus ist Bakunin der rücksichtsloseste gewesen. Er, der in seinem Äußeren den slawischen Typus so unverfälscht darstellte, kann trotz seines Internationalismus, mit dem er in der Öffentlichkeit prunkte, auch in geistiger Hinsicht nur als klassischer Vertreter des slawischen Wesens gelten. Dieses besondere Wesen, welches bei dem Einen in der Form des Panslawismus, bei dem Anderen als Nihilismus sich äußert, bei Michael Bakunin sich bald in panslawistischer, bald in nihilistisch-internationaler Beleuchtung wiederspiegelte, gipfelt in der unbedingten Verneinung der abendländischen Kultur und Zivilisation. Michael Bakunin zeichnete sich vor anderen Vertretern des revolutionären Gedankens dadurch aus, daß er auf die Wildheit seines slawischen Naturells das abendländische Wissen, die Schärfe der logischen Deduktion und die unerbittliche Dialektik der epochemachenden Hegelschen Philosophie gepfropft hatte. („Die Hintermänner der Sozialdemokratie. Von einem Eingeweihten.“ Berlin 1890.) Siehe dazu: Adler, S. 40.

[1]) Aufruf an die Slawen von einem russischen Patrioten Michael Bakunin, Köthen 1848. Selbstverlag des Verfassers.

scharen, damit wir verbunden die Feinde unserer gemeinsamen Freiheit bekämpfen und besiegen zu können."

„Nieder die künstlichen Schranken, welche von Despoten-Kongressen nach sogenannten historischen, geographischen, kommerziellen, strategischen Notwendigkeiten gewaltsam aufgerichtet worden sind. Es soll keine andere Scheidegrenze mehr geben zwischen den Nationen, als jene der Natur entsprechenden, von der Gerechtigkeit und im Sinne der Demokratie gezogenen Grenzen, welche der souveräne Wille der Völker selbst auf Grund ihrer nationalen Eigenheiten verzeichnet: „Und als Endziel von allem — die allgemeine Föderation der europäischen Republiken.[1])

„Je ne me présente comme Russe, non quoi que Russe, mais parceque Russe."[2]) Kurze Zeit vor Ausbruch des Aufstandes kam Bakunin heimlich nach Dresden und wurde von Röckel unter falschem Namen beherbergt.[3])

Wenn der Dresdener Kampf wirklich nur der Reichsverfassung galt, was hatte Bakunin, der öffentlich das Frankfurter Parlament verspottet hatte,[4]) mit den Bestrebungen der Deutschen zu nationaler Einheit und konstitutioneller Verfassung zu thun? Es ist klar, der Dresdener Kampf galt nicht der „Reichsverfassung", sondern diese war der Vorwand für eine demokratische Erhebung zu Gunsten europäischer Republikaner, von deren sozialem Segen man zwar

---

[1]) Das hat Bakunin nie aufgegeben. Nach seiner abenteuerlichen Flucht aus Sibirien ließ er sich in London nieder und gehörte dem internationalen Revolutions-Vereine, den Mazzini gegründet hatte, an, mit Alex. Herzen, Kossuth, Klapka u. s. w. — Vergl. „A mes amis russes et polonais" par M. Bakunin. Leipzig 1862. Ferner „La théologie politique de Mazzini et l'internationale" par M. Bakounine.

[2]) 17me Anniversaire de la Révolution polonaise. Discours etc. par M. Bakounine. Paris 1847.

[3]) Siehe „Sachsens Erhebung und das Zuchthaus in Waldheim". Frankfurt a. M. 1865, S. 143.

[4]) „Freilich sitzen in der Frankfurter fälschlich sogenannten Volksvertretung der Mehrzahl nach solche arme kindische Narren, die, dem Willen der wirklichen deutschen Nation entgegen, nichts anderes träumen als Erweiterung des deutschen Gebietes und Beherrschung aller auf dem deutschen Boden wohnenden nichtdeutschen Völker." Aufruf an die Slawen, S. 14.

überschwängliche Hoffnungen hegte, jedoch sehr unklare Vorstellungen[1]) besaß. Daß der Dresdener Kampf kein unvorhergesehenes plötzliches lokales Ereignis war, sondern zum mindesten ein erwartetes, vorhergesehenes, ja fast geplantes Unternehmen[2]) war, geht auch aus den mannigfachen Mitteilungen der Zeitgenossen evident hervor. Die demokratische Presse hatte schon seit 1848 auf einen unvermeidlichen Kampf mit der „Despotie“ und dem Adel einerseits, mit der Geldherrschaft andererseits hingewiesen. Fernerhin ist die strategische Anordnung des Kampfes zu beachten, die nur auf Defensive gerichtet war, welche vollständig sinnlos gewesen wäre, wenn nicht die Leiter des Aufstandes auf einen allgemeinen Aufruhr in Deutschland und Österreich gehofft hätten.

Man hoffte auf Aufstände im Erzgebirge, in Württemberg, Baden, Schlesien, Prag und Berlin.[3])

---

[1]) In den „Volksblättern“ (1848, Nr. 3) wird der Kommunismus z. B. als unmöglich bezeichnet, jedoch sei man den Stiftern des Kommunismus Dank schuldig, „es waren edle Männer, die das Beste wollten, und wenn sie es auch nicht fanden, wenn sie sich auch irrten, so haben sie uns doch genützt“.

[2]) Folgende von Krause (Anhang, S. 4) gegebene Mitteilung will ich zwar erwähnen, muß ihre Richtigkeit aber unerörtert lassen: „Es ist bereits in den öffentlichen Blättern mitgeteilt worden, daß ein großes Staatssiegel mit der Inschrift: Provisorische Regierung von Sachsen, gefunden worden ist (nicht das kleine, mit dem die Passierkarten gesiegelt worden sind), an welchem nach eidlicher Angabe der Sachverständigen mindestens 14 Tage gearbeitet werden mußte. Es ist dies Thatsache.“ (Vergl. auch „Der Aufstand in Dresden. Von einem sächsischen Offizier und Augenzeugen.“ Leipzig, Hinrichssche Buchhandlung 1849, S. 10.)

[3]) „Anfangs gewillt, nach Berlin zu gehen, von dem wir immer noch erwarteten, daß es die Initiative ergreifen werde, bewog mich Bakunin, Prag zu besuchen.“ Röckel, ebenda, S. 143. — Aus den Akten der Untersuchung gegen Röckel, enthalten in „Akta wider den vormaligen Kapellmeister Richard Wagner, hier, wegen Beteiligung am hiesigen Mai-Aufstande im Jahre 1849. Königl. Stadtgericht zu Dresden. Abteilung für Kriminalsachen 1856, Kap. IIa, Lit. W., Nr. 63“ ergiebt sich, daß Röckel im März vor Fastnacht Handgranaten bestellt habe, und zwar mehreremale. Die Geschosse seien teils nach Berlin, teils nach Leipzig (Schriftsetzer X.), Chemnitz, Kommission der „Social-republik.-Blätter“, teils nach Prag (an Unbekannte) gesandt worden. Der Verfertiger der Granaten, X. in Dresden, ebenfalls

Was hätte die Verteidigung der inneren Stadt Dresden durch Barrikaden gegen die Truppen auf die Dauer nützen können? Daß preußisches Militär als eventuelle Hilfe erbeten worden, war dem Volke schon vor der Proklamierung der provisorischen Regierung bekannt. Röckel bekundet: „Wohl hatte man längst allgemein gefühlt, daß die Reaktion es zu einer Entscheidung durch die Waffen treiben wolle, und man war auch fest entschlossen, die Herausforderung anzunehmen; allein der gänzliche Mangel einer festen Organisation der deutschen Demokratie verhinderte ein planvolles Zusammenwirken, ein gleichzeitig energisches Auftreten. In jedem Lande blickte man nach rechts und links und erwartete von den anderen nicht sowohl nur das Zeichen zum Handeln, als auch vielmehr die rettende That selbst." Dieses Wort charakterisierte den ganzen Aufstand.

Gleich bei Ausbruch der Revolution begann Bakunin seine Thätigkeit. Die provisorische Regierung ward Freitag den 4. Mai in der zwölften Mittagsstunde gewählt. An demselben Nachmittag erschien Bakunin, der schon vor Ausbruch der Revolution in seiner etwas abgelegenen Wohnung im damaligen „Menageriegarten" des Öftern Zusammenkünfte abgehalten,[1]) im Rathaus und hielt sich von

---

inhaftiert, giebt diese Mitteilungen auf das bestimmteste zu, Röckel gesteht nur die Sendungen an Y. bestimmt zu und macht ungenügende Ausflüchte.

[1]) Nach den Aussagen des Grundstückspächters G. F. W. H., dessen Mieterin, Frau verw. X. und ihres Sohnes, bei denen Bakunin unter dem Namen „Dr. Schwarz" wohnte (in den genannten Akten, S. 5—7 und 9—13). „Die Fackel" giebt darüber folgende, offenbar auf Aktenkenntnis beruhende nähere Mitteilung („Szenen aus der Dresdener Revolution"): — „Sehr bemerkenswert sind ferner die Zusammenkünfte, welche etwa drei Wochen vor Ausbruch des Kampfes in Friedrichstadt abgehalten wurden, und zwar in den letzten Zeiten täglich nachmittags von 3 oder 4 Uhr an bis zum Abend, oft bis in die Nacht hinein. Der Ort der Versammlung, die oben erwähnte Naumannsche Wohnung in dem königlichen Menageriegarten, war mit besonderer Klugheit ausgesucht. Das Haus besteht bloß aus einem Parterre, ist noch besonders umzäunt und wird von Niemandem weiter als von der Familie Naumann bewohnt, sodaß Verräterei durch Hausgenossen nicht zu fürchten war. (Der junge Naumann selbst figuriert jetzt als verantwortlicher Redakteur der „Dresdener Zeitung".) Zu dem Hause aber ist von

da ab bis zu seiner Abreise mit Heubner in der Nacht vom 8. bis 9. Mai größtenteils im Zimmer der provisorischen Regierung auf, Karten und Pläne von Sachsen studierend.[1]) Obgleich sein Name nie auf den Erlassen der provisorischen Regierung stand, so ist doch Bakunin als der eigentlicher Leiter des Aufstandes anzusehen. Die Namen der drei Mitglieder der provisorischen Regierung waren: Tzschirner, Heubner und Todt. Letzterer verließ schon am 6. Mai Dresden, um in Frankfurt die Vermittelung der Zentralgewalt zu erwirken.[2]) „Von dem Augen-

vier verschiedenen Seiten der Zugang möglich: von der Ostrastraße, vom Milchgarten, vom Kammergute und durch das Gehege. Die Verschworenen konnten daher von verschiedenen Seiten gleichzeitig sich versammeln, ohne durch ihre Anzahl auffällig zu werden. In der Regel hatten sich zu diesen Zusammenkünften dreißig bis vierzig Menschen eingefunden. Als regelmäßige Teilnehmer an den Zusammenkünften sind erkannt worden: die damaligen Redakteure der Dresdener Zeitung, Wittig und Lindemann, ferner Kapellmeister Richard Wagner und Musikdirektor Röckel, in dessen Wohnung, beiläufig bemerkt, ein Shrapnel gefunden wurde, endlich Bakunin und einige andere. Bakunin hat anfangs eine zeitlang in der Naumannschen Behausung sich aufgehalten, einige Zeit wohnte er auch auf der Friedrichstraße bei Röckel, der Wohnung des Kapellmeister Wagner schräg gegenüber. Auf derselben Straße wohnte noch ein anderer Held jener unglückseligen Ereignisse, ein gewisser Heine, der sich Zivil-Ingenieur nannte, früher an einer Eisenbahn beschäftigt war, in der letzten Zeit Unterricht gab und jetzt steckbrieflich mit verfolgt wird. Dieser Heine hat die Zeichnung zu der Guillotine entworfen, deren Modell einige Zeit vor dem Ausbruche des Aufstandes hier aufgestellt gewesen ist. Er war so verblendet, daß er noch Mittwoch den 9. Mai vormittags gegen 9 Uhr, wo das Militär bereits auf allen Punkten Herr der Stadt geworden war, in Friedrichstadt Bürger zum Widerstand preßte, und zwar mit solchem Terrorismus, daß einige aus Furcht vor Gewaltthätigkeiten entflohen sind. Zur Beurteilung von Wagner und Röckel diene übrigens die Bemerkung, daß Beide von der königlichen Familie Wohlthaten auf Wohlthaten genossen und alles, was sie geworden und erworben, den von ihnen verratenen Wohlthätern zu verdanken hatten." — „Die Fackel. Oppositionsblatt gegen Lüge und Unverstand", Nr. 28, Sonnabend den 14. Juli 1849, S. 232—233.

[1]) Nach den übereinstimmenden Zeugen-Aussagen der Ratsaufwärter in genannten Akten, S. 7—9 und 15—17.

[2]) Röckel, S. 151. Vom 7. Mai an sind die Erlasse der provisorischen Regierung nur von Tzschirner und Heubner gezeichnet (siehe Meisel, S. 32).

blicke[1]) an herrschte der Russe Bakunin auf dem Rathause, dem Tzschirner und Heubner noch zu mild waren. Er stellte den Barrikadenkommandanten Erlaubnisscheine aus, jedes Haus niederzubrennen, wenn man die Soldaten nicht anders daraus vertreiben könne. Im Rathause, wo eine Masse Pulver lag und Patronen gemacht wurden, ließ er Pech sieden, um Pechkränze und Pechfackeln zu machen, und nur den ernstesten Vorstellungen gelang es, daß diese Fabrik in ein benachbartes Haus verlegt wurde." Bakunin saß mit zwei Fremden, deren Identität nie festzustellen gewesen, die aber aller Wahrscheinlichkeit nach Polen waren, im Expeditionszimmer der provisorischen Regierung und gab Befehle, Anordnungen u. s. w.[2]) Er hatte die phantastische Hoffnung, in Prag würde ein allgemeiner Slawenaufstand sich erheben, von dem natürlich Hilfe zu erwarten sei. Schon vor Ausbruch der Revolution hatte er Röckel nach Prag beordert, um sich dort nach dem Stande der Dinge zu erkundigen. Vielleicht, daß nur auf Bakunins Betreiben hin der Aufstand gewagt wurde.

Neben Bakunin ist für diese Betrachtung auch der gleichzeitig zum Tode verurteilte Karl August Röckel nochmals zu erwähnen. Kann man ersterem eine gewisse Größe, einen phantastischen heldenhaften Zug nicht absprechen, so erscheint uns Röckel ganz anders angelegt. Bakunin trieb ein phantastisch begeisterter Idealismus zur Revolution, Röckel politische Verbissenheit, soziale Unzufriedenheit und Haß.

---

[1]) Krause, S. 61; vergl. dazu Meisel, S. 31—33: „Des Ratswachtmeisters Opposition mit dem Anführen, er habe vom Stadtrat Befehl, keine Pulvervorräte im Rathause anhäufen zu lassen, sondern für Entfernung zu sorgen, ward durch Bakunins Zuruf vereitelt, der Stadtrat habe nichts zu befehlen, es gäbe keinen Stadtrat."

[2]) Vergl. dazu „Enthüllungen über die Mai-Revolution in Dresden, in Form eines Tagebuches zur Erinnerung an spätere Zeiten aufgezeichnet u. s. w. von einem Dresdener", Grimma, Verlagskontor 1849, S. 25: „Das eigentliche Haupt der Verschwörung war der Russe Bakunin", S. 40: „Bakunin hatte die Fäden der deutschen Revolutionen, die am 20. Mai ausbrechen sollten, in den Händen", S. 40 ferner: In der genannten Schrift des „Offizier und Augenzeugen", S. 13: „Die ausländischen Revolutionäre, an deren Spitze Bakunin stand, bildeten, außer der eigenen Triebkraft des Ganzen, auch noch die Führer und Lenker der Bewegung und des Gefechtes."

Bakunin war ein Revolutionär von oben her, Röckel von unten herauf, ersterer war kühner Ideolog, politischer Weltverbesserer im großen, letzterer war in seinem Gesichtsfelde beschränkt, ein einseitiger, ja mitunter bornierter Demagog. Bakunin verdammte die Welt aus großen, phantastischen Prinzipien, Röckel aus Groll und Unzufriedenheit gegen das Einzelne. Man vergleiche nun Beider Schriften!

Bakunin entwickelt seine hochfliegenden Gedanken mit all der zündenden schwunghaften Beredtsamkeit, welche dem gebildeten Slawen zu eigen ist. Röckels Stil ist bar jedes poetischen Schwunges, die nüchtern gehässige Schreibart eines mittelmäßig gebildeten Agitators.[1]) Als Vertreter der äußersten demokratischen Linken, der Partei der Vaterlandsvereine, wurde Röckel in die zweite Kammer gewählt. Nach Auflösung der Kammer im Jahre 1849 fürchtete er, da ihn das Mandat nicht mehr schützte, seine Gefangennahme und verließ schleunigst Dresden. Bakunin bewog ihn, nach Prag zu gehen.[2]) Dort glaubte letzterer durch seine zahlreichen persönlichen Verbindungen in allen slawischen Provinzen Österreichs eine Erhebung Böhmens bewirken zu können. Röckel sollte mit dortigen Leitern Rücksprache nehmen, daß der Aufstand dort womöglich noch so lange hingehalten werde, bis die rasch zu einer Entscheidung drängenden Verhältnisse Deutschlands zu hoffen erlaubten, daß die Bewegung sofort eine ganz allgemeine werden würde.[3]) Statt einer mächtigen, weitverzweigten Verbindung, an deren Spitze sich Bakunin wähnte, fand Röckel „kaum ein Dutzend junger Leute, deren exaltierte Phantasie nicht einmal sie selbst über ihre Ohnmacht täuschen konnte“. Kaum drei Tage war Röckel in Prag, als er die Nachricht erhielt, in Dresden sei der Aufstand ausgebrochen. Sofort kehrte er nach Dresden zurück. „Es verstand sich von selbst, daß ich mich gleich der provisorischen Regierung ganz zur Verfügung stellte“ meint Röckel in stolzem demokratischen Selbst-

---

[1]) Siehe „Sachsens Erhebung und das Zuchthaus zu Waldheim“ von August Röckel 1865.

[2]) Röckel, „Sachsens Erhebung“, S. 143.

[3]) Ebenda, S. 144.

bewußtsein. Ohne seine Familie, sein Haus aufzusuchen,[1]) begab er sich aufs Rathaus, um im Dienste der Revolution zu wirken. Seine Thätigkeit für die provisorische Regierung war keine besonders umfangreiche. Am eigentlichen Kampfe scheint er sich nicht beteiligt zu haben. Er führte gehorsam und fleißig einige unbedeutende Anordnungen seiner neuen Vorgesetzten aus, besuchte Barrikaden, ließ Häuser durchbrechen, besetzte Posten u. s. w. Ein Stück seiner „ganz unbedeutenden" Mitwirkung ist verhängnisvoll für ihn geworden. Mit Vollmacht der provisorischen Regierung ließ Röckel zu allgemeinem Schrecken[2]) im Hofe des Rathauses, wo in leichtsinnigster Weise Pulver aufbewahrt und Patronen angefertigt wurden, Pech sieden, um Pechkränze daraus anzufertigen, die angeblich auf die Barrikaden gelegt werden sollten zur Abwehr eines etwaigen Sturmes. Auf Verwendung der höchstbesorgten Ratsmitglieder bekam Röckel von der provisorischen Regierung die Anweisung, das Geschäft zu unterlassen, welcher er auch sofort gehorchte. Ob nun Röckel, wie er sagt, selbst diese Idee gehabt hat, oder ob ihr eine Weisung von Bakunin zu Grunde liegt, ist schwer zu entscheiden. Thatsache jedoch ist, daß zahlreiche Brandstiftungen auf Bakunins Befehl ausgeführt und versucht worden sind. Am 6. Mai[3]) brannte das alte Opernhaus, von Insurgenten angezündet, nieder, einesteils, weil es nicht mehr in Verteidigung zu halten war, andernteils um von hier aus den Brand auf das bereits mit Öl bespritzte Prinzen-Palais und damit auf das königliche Schloß zu übertragen. An demselben Tage abends ward ein nochmaliger Brandstiftungsversuch gegen das Prinzen-Palais unternommen, der zwar Dank der größten Anstrengungen der Truppen auf den Entstehungsherd beschränkt wurde, jedoch noch am nächsten Morgen um sich griff und die Hofkonditorei erfaßte. Es scheint, als habe Bakunin einer besonderen Feuertheorie gehuldigt![4])

---

[1]) Siehe in genanntem Buche, S. 148.

[2]) Cfr. Meisel, S. 31.

[3]) Cfr. Montbé, S. 155: „Mit einem Pechkranze und einem darauf gelegten Pechfackelstück."

[4]) „Er stellte den Barrikaden-Kommandanten Erlaubnisscheine aus, jedes Haus nieder zu brennen, wenn man die Soldaten nicht anders daraus

Röckel ward in der Nacht vom 7. zum 8. Mai in der Umgegend von Dresden durch eine Abteilung des 1. leichten Reiter-Regiments gefangen genommen und später zum Tode verurteilt, jedoch zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt. Im Jahre 1862 erhielt er seine Freilassung.

Nach Erkenntnis des Verhältnisses von Bakunin und Röckel zur Revolution wird es uns leicht fallen, den Standpunkt festzustellen, den Wagner einnahm. Zunächst ist zu konstatieren, daß sich, wie auch ganz glaublich, Wagner weder am eigentlichen Barrikadenkampfe beteiligt, noch an irgend welchen öffentlichen Kundgebungen, wie Protesten, Manifesten, Proklamationen u. s. w. teilgenommen hat. Weder in den besonderen Schriften über den Mai-Aufstand, noch in der Zeitungslitteratur findet sich ein Beweis dafür oder ein Hinweis darauf. Was Wagner während des Aufstandes zu dessen Gunsten that, erscheint lediglich als aus seiner persönlichen Initiative entsprungen, daher wissen die zeitgenössischen Schriftsteller auch gar nichts Näheres von seiner revolutionären Thätigkeit zu erwähnen, die meisten, wie Montbé z. B., lassen ihn ganz außer acht.

Fernerhin ist als der Punkt, wo Wagner mit der Revolution zusammentraf, nicht die Verfassungsfrage, welche Konstitutionelle und die „Demokraten", d. h. die Republikaner schlechthin, bewegte, zu erkennen, sondern Wagners Interesse an der Revolution berührte diese nur in ihrem äußersten linken Winkel: dem sozialrevolutionären. Also nicht Kaisertum, Reichsverfassung oder Republik waren die Hebel, die seine Seele für die Revolution in Bewegung setzten, sondern es war die große allgemeine Menschheits-Revolution, der er sich in die Arme werfen wollte, keinem plötzlich bedingten lokalen sächsischen Aufruhr zu Gunsten eines freien Bürgertums oder deutscher Einheit, sondern der gewaltigen geschichtlichen Eruption, die durch Bakunins Meisterhand das neue Weltalter herbeiführen sollte,

---

vertreiben könne." Krause, S. 61. „Was, Häuser! Mögen die in die Luft fliegen" (Bakunins Worte). — Meisel, S. 35. Montbé, S. 261. Vergl. dazu die diesbezüglichen Befehle der Barrikaden-Kommandanten, abgedruckt bei Montbé, S. 235. — „Dem Systeme treu, das er in seinem in Paris erschienenen philosophischen Werke entwickelt, war ‚Brand' sein Losungswort. Vor seiner Energie beugte sich selbst die provisorische Regierung." (S. 32.)

von dem nach Röckel eine ganz neue Zeitrechnung beginnen würde.[1]) Damit stimmen auch die Eigen-Bekenntnisse Wagners überein. Besonders bemerkenswert ist die, noch dazu sehr späte Mitteilung Wagners im „Lebensbericht": „So traf mich die Revolution, welche nun im Jahre 1849 in Dresden selbst zum Ausbruche kam, in der That mehr denn je eben einzig nur als den Künstler, der mit ihr dem eigentümlich politischen realen Charakter ihrer Bewegung nach innerlich nichts zu thun hatte."[2])

Nicht die patriotisch-politische Richtung, die konstitutionelle zu Gunsten der Reichsverfassung war es, die ihn den „Beamten des königlichen Hofdienstes", wie Graf Beust ihn in seinen Memoiren nennt, mit der Insurrektion sympathisieren ließ. Ebenso wenig wie die rein politischen „Demokraten" Bakunin als den ihrigen ansahen, ebenso wenig betrachteten sie auch Wagner als zu ihrer Partei gehörig.[3])

Die äußerste Linke jedoch verlangte nicht nur Umänderung der bestehenden Staatsform, sondern besonders eine neue, soziale Gesellschaftsordnung. Sie ward die Vorläuferin der heutigen Sozialdemokratie. Proudhon und St. Simon galten als ihre Apostel, da ja Marx und Lassalle erst viel später Geltung bekamen. Es ist also innerhalb der „demokratischen Partei" eine Rechte und Linke sehr

---

[1]) „Ein moralisches Erdbeben schüttelt die untaugliche Ordnung einer veralteten Bildungsform zusammen. Wir alle haben seinen ersten Stoß gefühlt; es wird sein zweiter, sein dritter folgen. Die Schichten der Gesellschaft werden sich umkehren, wie sich einst die Schichten der Gebirge umgekehrt haben, und auch jetzt, wie damals, wird die Gestalt der Erde eine andere werden." („Turmwart" 1848, Nr. 42, S. 291.) „Eine neue Zeit ist hereingebrochen; eine große, eine herrliche Zeit, wenn wir ihre Bedeutung richtig erfassen; eine Zeit, so inhaltsschwer, so segensreich in ihren Folgen, daß die Völker der Erde das Jahr 1848 als das Erste ihres wahren Glückes, als den Anfang einer neuen Zeitrechnung betrachten werden." („Volksblätter" 1848, I, S. 1.)

[2]) Siehe Mitteilung an meine Freunde, S. 132—134, 174, Ges. Schr. VII, S. 84, und Lebensbericht, S. 41. Der Herausgeber des letzteren — H. v. Wolzogen — weist ebenfalls (S. 44) auf das Ziel einer „großen Menschheits-Revolution" hin, das Wagner in jener Zeit vorgeschwebt habe.

[3]) Dies ward mir noch jetzt von überlebenden hervorragenden Mitgliedern der ehemaligen demokratischen Partei bestätigt.

wohl zu unterscheiden. Wie bereits erörtert, gehörte Röckel den letzteren an und hatte auch Wagner in ihren Ideenkreis hineingezogen.

Wir sahen, Wagners Verlangen ging nach der neuen Weltepoche, der des Glücks, der „Liebe", der reinen Menschlichkeit, der „Freude". Unter dem Gesichtspunkte dieses Postulats mußte jede neue Idee als Problem, jede originell, oft lächerlich extrem denkende Persönlichkeit als interessant und hoffnungsverheißend erscheinen. Das Verlangen nach Problemen bringt es oft mit sich, daß letztere keiner Wertabschätzung unterworfen werden. In Zeiten heftigen, unklaren Verlangens wird jedes Problem willkommen geheißen. Selbst der besonnene und kritische Ludwig Feuerbach konnte an einer Persönlichkeit, wie dem extrem-radikalen, kommunistischen Schneidergesellen Weidling[1]) Interesse bekunden. Dem nüchternen Auge des Beobachters aus unserer Zeit erscheint die Dresdener Erhebung als ein so thörichtes Unterfangen, daß es fast unmöglich erscheint, wie auf jenes, von Anfang an verfehlte und totgeborene Unternehmen irgendwelche Hoffnung gesetzt werden konnte. Nur die allgemein stürmische Aufregung und Unklarheit jener Zeit, von der wir uns in heutigen Tagen nur schwer Vorstellung machen können, ließ an das aussichtslose, verworrene und haltlose Unternehmen sanguinische Hoffnungen knüpfen. Das neue Zeitalter stand so augenscheinlich vor der Thür, daß man nur planlos einen Riegel fortreißen zu müssen glaubte, um seines Einzuges sicher zu sein.

Daß Richard Wagner von dem Rausch mit fortgerissen ward, daß er, der sich ja angeblich um Politik gar nicht kümmerte, trotz der ruhigen Mahnungen seiner besonnenen Freunde und der eigenen Gattin[2]) den Aufstand zu Dresden als eine mögliche Erreichung

---

[1]) Siehe Grün I, S. 365.

[2]) Es wird eine Aufgabe für die künftige Wagner-Forschung sein, das Verhältnis Wagners zu seiner ersten Gattin der Wahrheit gemäß darzustellen und das Andenken an eine schmählich verkannte und durch gewissenlose Ignorierung oder tendenziöse Entstellung ganz falsch beurteilte Frau wieder zu Ehren zu bringen. — Nach dem jetzigen allgemeinen Urteil wird Frau Wagner als geistig gänzlich unbedeutend und beschränkt, geradezu als Hemmschuh für die künstlerische Entwickelung ihres Gatten hingestellt. Das ist unrichtig. Frau Minna Wagner erkannte mit mehr Scharfblick als ihr Gatte

seiner Hoffnungen, den Eintritt eines goldenen Zeitalters der „reinen schönen Menschlichkeit" erblickte, ist nur durch seine intimen Beziehungen zu Röckel und Bakunin zu erklären. Nicht die gemäßigten konstitutionellen großdeutschen Wünsche, wie sie „die deutschen Vereine" vertreten,[1]) nicht die reinpolitischen radikalen Bestrebungen der „Demokraten" haben ihm den Dresdener Aufstand begreiflich und sympathisch gemacht, sondern die Hoffnungen auf gänzliche staatliche und soziale Umgestaltung, die Röckel und Bakunin in ihm entfachten. Also nicht formale „Politik" — großdeutscher Patriotismus à la Gagern u. s. w. hat ihn zum Revolutionär gemacht, wie man ihm so gern andichten möchte, sondern der Wunsch nach radikalster, allerextremster, aber gründlichster Umgestaltung der Verhältnisse. Röckel war es, der Wagner zu Hoffnungen auf revolutionäre Umwälzung beredete und ihn bestimmte, an den unausbleiblichen Erfolg der letzteren zu glauben. Wir haben im letzten Kapitel gesehen, wie in Wagners Weltanschauung der Glaube an eine totale Umänderung des gesamten politisch-sozialen Zustandes der modernen Welt[2]) fast zur fixen Idee geworden war. Das Jahr 1848 hatte seine Hoffnungen zu nichte gemacht, eine gänzliche Reaktion drohte, — nur die Revolution, die große allgemeine Revolution, deren Ziele so unbestimmt, darum um so verlockender waren, konnte den Umschwung ermöglichen. Der Umschwung erschien unbedingt notwendig, darum wurde an sein Eintreten gar nicht gezweifelt, darum wurde das Mittel, der Dres-

---

den Ausgang der Dresdener Unruhen voraus, sie suchte durch eindringliche Vorstellungen ihn zu bewegen, sich den Ereignissen persönlich fern zu halten, indem sie all die äußere Not voraussah, die durch Wagners Flucht wirklich über sein Haus kam. „Es wird unser Unglück!" — Die Zeit hat ihr Wort wahr gemacht. — Wagner selbst hat dieser Frau nur pietätvoll gedacht. Er litt es nie, daß von ihr unwürdig gesprochen ward. Diese Pietät hat sich auch auf seine Familie übertragen, die er sich durch seine nach dem Tode Minnas erfolgte zweite Vermählung gründete. — Die sonst in Pietät so eifrigen Wagnerianer mögen sich dies in Erinnerung bringen.

[1]) In dem in der Königlichen Bibliothek zu Dresden aufbewahrten Mitglieder-Verzeichnisse bis 22. April 1848 und den beiden Nachträgen ist Richard Wagner nicht genannt.

[2]) Mitteilung an meine Freunde, S. 131, 174 u. s. w.

dener Aufruhr, auch gar nicht weiter mit kritischen Augen betrachtet. Die überschwänglichen Hoffnungen ließen keine Kritik aufkommen.

Röckel war schon durch seine Stellung als Königlicher Musikdirektor Wagner nahe getreten, das Verhältnis zwischen beiden wurde mit der Zeit ein freundschaftlich-inniges.[1]) Röckel, dessen Wohnung[2])

---

[1]) Auch Röckel bezeichnet in seinem genannten Buche Wagner als „Freund". Siehe „Sachsens Erhebung", S. 335. Die „Gattin eines Freundes", die Röckel im Zuchthause zu Waldheim besuchte, war Frau Wagner.

Der Dresdener Mai-Aufstand ist auch Gegenstand eines historischen Romans geworden („1849 oder des Königs Maienblüte". Historischer Roman aus der Gegenwart von Franz Lubojatzky. 3 Teile. Grimma und Leipzig. Druck und Verlag des Verlags-Kontors.) Der Verfasser, ein vor wenigen Jahren in Dresden verstorbener Schriftsteller, scheint, soweit ich es zu kontrollieren vermochte, mit den seiner Erzählung zu Grunde liegenden Dresdener historischen und lokalen Verhältnissen wohl vertraut gewesen zu sein. Er schilderte (Bd. I, S. 119—130) eine Zusammenkunft von Revolutionsmännern im Röckelschen Hause vor Ausbruch des Aufstandes. Röckel, Tzschirner, Bakunin, Wittig, Redakteur der damaligen „Dresdener Zeitung" (Steckbrief vom 17. Mai, im „Dresdener Anzeiger", Nr. 139, 19. Mai 1849, enthalten), von Zychlinski, Rechtskandidat (Steckbrief vom 11. Mai, im „Dresdener Anzeiger", Nr. 131). Die Haupträdelsführer des Aufstandes werden dort in Beratung geschildert. Auch Richard Wagner wird unter den Anwesenden erwähnt: „Ein schwächlich gebauter Mann von mittlerer Statur, blassem Aussehen, mit dünnem, braunem Barte und spitzem Kinn saß am Flügel und spielte die Marseillaise. Der Schein des Lichtes fiel auf die Gläser seiner Brille, und es schien, als ob die Augen dieses Freundes der französischen Volkshymne Flammen sprühten. Brillanter und mit richtigerem Takte konnte die Marseillaise wohl nie ausgeführt werden. Der Spieler war ein Priester des zauberhaften Tonreiches, sein Name ein in der musikalischen Welt ehrenvoll bekannter, Richard Wagner, der Komponist der Riesenoper ‚Rienzi', derzeit königlich sächsischer Kapellmeister. Der gewaltige Schwung der Töne rötete leicht sein blasses Antlitz in der gewaltigen Aufregung, die ihn durchzitterte."

[2]) Die beiden Freunde Wagner und Röckel wohnten zuletzt in unmittelbarer Nähe. Laut der Dresdener Adreßbücher von 1844—1849 wohnte:

	Wagner	Röckel
1844.	Ostraallee 6 II.	Wilsdruffergasse 7 III.
1845.	Ostraallee 6 II.	Seilergasse 2 pt.
1846.	Ostraallee 6 II.	Ostraallee 23 II.
1847.	Ostraallee 6 II.	Ostraallee 23 II.
1848.	Friedrichstraße 20.	Ostraallee 23 II.
1849.	Friedrichstraße 20.	Friedrichstraße 29.

vis-à-vis der Wagnerschen lag, pflegte lebhaften Verkehr mit Wagner, der dessen Freunden nicht verborgen blieb, und da Röckel eine nicht übermäßig beliebte Persönlichkeit war, sprach man das Scherzwort: dort kommt Mephisto mit Faust, wenn sich Röckel mit Wagner zeigte. Der Einfluß Röckels auf Wagner hatte schon länger begonnen, und schon im Jahre 1846 stand Wagner in dem Verdacht, revolutionären Ideen nicht abhold zu sein.[1]) Röckel hatte Bakunin von Leipzig nach Dresden gebracht und hielt ihn bei sich verborgen. Er machte Wagner mit ihm bekannt, indem er ihn bei Wagners Gattin unter fremdem Namen einführte. Bei den heimlichen Zusammenkünften, die auf Bakunins Zimmer im „Menageriegarten" der Friedrichstadt abgehalten wurden, war auch Wagner anwesend.[2])

Zu bemerken ist, daß Wagners Geschwister Albert und Johanna 1846 bis 1848 mit in Röckels Hause wohnten. Die Hausnummern sind im Laufe der Zeit mehrmals geändert worden. Durch Vergleichung der Kataster-Nummern ergeben sich für Röckels ehemalige Wohnung die jetzigen Nrn. 10 und 46 der Friedrichstraße und Nr. 12 der Ostraallee. Wagners letzte Wohnung ist das ehemalig gräflich Marcolinische Palais, jetzt Städtisches Krankenhaus, und leicht zu finden.

[1]) Bereits im Jahre 1846 findet sich ein höchst seltsamer anonymer Angriff auf Wagner im „Dresdener Anzeiger", wenige Tage nach Aufführung der IX. Symphonie („Dresdener Anzeiger", Dienstag, 7. April 1846, Nr. 97, S. 14): „Zu beneiden sind unsere Behörden schon um das Vertrauen, das sie Palmsonntags genießen, wo Tausende ruhig Leib und Leben ihrer Vorsicht anvertrauen, eine Musik zu hören, deren Resonanzboden wie auf Feuer oder Einsturz wartet: ‚Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht'." — Merkwürdig! Gerade jene Bühne, die von Wagner im alten Opernhause für jene Aufführung noch besonders hergerichtet wurde, ging in dem Dresdener Mai-Aufstand buchstäblich in den Flammen auf. Und als Wagner während jener Tage über die Hauptbarrikade an der Wilsdruffer Straße kletterte, um seine Wohnung zu erreichen, rief ihm (nach Wagners eigener Erzählung an Dr. Kietz) ein alter Barrikaden-Bürger zu: „Herr Kapellmeister! Freude, schöner Götterfunke hat gezündet!"

[2]) Nach den übereinstimmenden Aussagen der vernommenen Zeugen in den Akten. Aussage des Pachtgärtners X., Akten S. 5, 6 und 7: „Es ist nun bekannt, daß schon vor Ende vergangenen Winters an, namentlich in den letzten sechs Wochen vor Beginn vergangenen Aufruhres, zu wiederholtenmalen dann und wann sehr zahlreiche Zusammenkünfte da stattfanden. Diese fanden im Anfange wöchentlich einigemale, in der letzten Zeit täglich

Nach den Akten (S. 5 und 20) ist dort mutmaßlich ein „Depot von Schießpulver, Munition, namentlich Shrapnels unterhalten worden“. Es ist leicht ersichtlich, daß Wagner um den ganzen Ausbruch, die Vorbereitungen der Revolution wußte und in den erwarteten Erfolg gar keinen Zweifel setzte. Jedoch scheint sich Wagner, bis auf einige zufällige und unbedeutende Handlungen, von denen unten noch die Rede sein wird, nicht eigentlich thätlich am Aufruhr, d. h. am Kampfe beteiligt zu haben, denn er äußerte der Gattin gegenüber sein Bedauern, daß er „keine Flinte tragen könne“. Er erwartete nur als eingeweihter Zuschauer die großen Ereignisse, den Einbruch des plötzlich auftretenden neuen Weltalters „der Liebe“ und „der Freude“. Aber mit lebhaftem Interesse kümmerte er sich um alles, was da vorbereitet ward. So ließ er sich denn auch von Mephisto Röckel in eine Hexenküche

statt, und kamen da immer zwanzig bis dreißig Personen zusammen, die sich in der Regel sogar um 3 Uhr nachmittags einfanden und erst am Spätabende, wohl auch vielleicht erst in der Nacht, von da wegbegaben. — Ich habe unter solchen weiter niemand, als den Königlichen Kapellmeister Wagner erkannt.“ — Die Wirtin Bakunins giebt zu Protokoll (S. 10 und 11): „Bei diesem Dr. Schwarz sind in der Zeit, während welcher er bei mir wohnte, einigemale der Kapellmeister Wagner und noch einige Herren, die ich aber nicht kannte, teils am Tage, teils in den Abendstunden gewesen.“ Der Sohn genannter Zeugin, Rechtskandidat J. N., Redakteur der radikalen „Dresdener Zeitung“, macht folgende Aussagen: „Ich habe mit den bekannten Männern der sogenannten radikalen Partei nie einen vertrauten Umgang gehabt, obwohl mir einige derselben, als z. B. Wagner, Klette, persönlich bekannt sind, weil sie mit mir, als Redakteur der ‚Dresdener Zeitung‘, in Geschäftsverbindung standen, und weil sie Mitglieder des Vaterlandsvereins, dem ich auch angehörte, waren.“ An den „Konferenzen“ bei Dr. Schwarz will Zeuge nicht mit teilgenommen haben.

Bakunin macht im Verhöre auf der Festung Königstein, 19. September 1849 (Akten, S. 25), folgende Aussagen: pp. „In Dresden bin ich mit den Polen Jaljiasz, Ardzrejkowicz, von Ghika (polnische Emigranten) aus Lithauen, von Ghika aus der Wallachei, Ludwig Wittich, Musikdirektor Röckel, Kapellmeister Wagner, dem Landtagsdeputierten Jäckel aus Leipzig und Böttger aus Chemnitz öfters zusammengekommen. — Wagner habe ich sofort als Phantasten erkannt, und obwohl mit ihm, und auch öfter über Politik, gesprochen, doch nie mich mit demselben zu einem gemeinsamen Handeln verbunden.“ Gez. M. Bakunin.

führen — in die Werkstatt des Zinngießers X. — wo Röckel Handgranaten bestellte.[1]) Wagner interessierte sich z. B. auch lebhaft für Volksbewaffnung. Röckel schrieb an einem Werk über Volksbewaffnung; im Mai 1848[2]) fand in Wagners Garten eine Besprechung über diesen Gegenstand statt, zu der auch Fachleute aufgefordert wurden. Die Röckelsche Schrift ward dem Ministerium eingereicht. —

Daß Wagner von dem bevorstehenden Ausbruch der Revolution wußte, geht aus verschiedenen Thatsachen hervor. Die Königliche Kapelle beabsichtigte am Sonntag den 5. Mai im Saale des großen Opernhauses ein großes Konzert[3]) zum Besten der in Schleswig-Holstein invalid gewordenen sächsischen Krieger abzuhalten.

---

[1]) Die mysteriöse Bestellung der Handgranaten bildet ein hauptsächliches Belastungsmaterial in den Untersuchungsakten. S. 52 giebt der Inhaftierte W. O. zu Protokoll: „Ich habe alles in allem vielleicht 1400—1500 Stück Granaten gegossen, jedoch kann ich diese Zahlen nicht mit Bestimmtheit angeben. — Diese habe ich insgesamt vor dem hier stattgehabten Aufruhr angefertigt. — Ich habe schon vor Ostern dieses Jahres ungefähr 24—26 Stück auf vorher an mich ergangene Bestellungen an einen Genossen in Leipzig geschickt. Die übrigen von den gedachten 140—150 Stück habe ich für den Musikdirektor Röckel und den Kapellmeister Wagner auf vorhergegangene Bestellung ungefähr um dieselbe Zeit angefertigt. — Die übrigen, welche Wagner und Röckel zusammen bestellten, sollten nach Prag an einen Freund Röckels, den ich namhaft zu machen nicht im stande bin, geschickt werden." Röckel giebt zwar Bestellung von Handgranaten zu, stellt jedoch in Abrede, daß er welche nach Prag beordert habe. „Es kann sein, daß ich (Röckel) einmal mit dem Kapellmeister Wagner bei O .... gewesen bin, ich erinnere mich jedoch dessen nicht, die Bestellung der Handgranaten muß ich in Abrede stellen." Auf Röckels entschiedene Verneinung und Behauptung, es müsse eine Personenverwechselung vorliegen, wird Röckel mit O. konfrontiert. O. behauptet die Richtigkeit seiner Angaben auf das bestimmteste, während Röckel ausweichende oder kurzweg verneinende Antworten giebt. Röckel: „Es kann sein, daß ich einmal bei dir mit Wagner gewesen bin, von der Bestellung weiß ich aber nichts, vielleicht hat Wagner die Bestellung gemacht, ich weiß von der ganzen Sache nichts." — Ein Posten Granaten ward nicht abgesandt, sondern in Dresden deponiert. Während des Aufruhrs kam an O. Ordre, dieselben zu füllen. O. kann nicht genau behaupten, ob Wagner oder ein Herr M ... den Befehl gebracht.

[2]) Laut Röckels Angabe, Akten, S. 30—32.

[3]) Programm siehe „Dresdener Anzeiger" Nr. 122, 2. Mai 1849, S. 5.

Auf dem Programm stand, jedenfalls auf Anregung Wagners hin, die „Trauer- und Triumphsymphonie zu Ehren der im Julikampf 1830 in Paris gefallenen Opfer, bei Gelegenheit der Beisetzung ihrer Asche unter die Julisäule 1840, komponiert von Hektor Berlioz".[1]) Die Stimmen zu dieser Symphonie waren nicht vorrätig, der Ausschuß der Königlichen Kapelle beschloß, sie durch ein Mitglied, Wagners Freund, den späteren Kammer-Musikus Professor Fürstenau, von Berlin abholen zu lassen.[2]) Da trat Wagner auf und sagte zu Aller Erstaunen, das Konzert würde wahrscheinlich gar nicht stattfinden — wie auch wirklich geschah —, denn bis dahin würde unfehlbar Revolution ausbrechen und wer wisse, was dann aus der Königlichen Kapelle werden würde! Trotzdem reiste Fürstenau ab; bei seiner Zurückkunft fand er Wagners Worte bestätigt. Fürstenau schob das Eintreffen der Wagnerschen Prophezeiung auf dessen politischen Scharfblick, ich bin geneigt, es der Bekanntschaft mit Bakunin zuzurechnen.

Eine fernere Äußerung Wagners hat Röckel wie Wagner schwere Folgen gebracht. Röckel, der noch im Auftrage Bakunins nach Prag gegangen war, erhielt dort von Bakunin und Wagner Briefe, letzterer

---

[1]) Über diese Symphonie schrieb Wagner („Abendzeitung" 1841, Nr. 142, S. 135): „Man kann nicht absprechen, daß er es sogar versteht, eine vollkommen populäre Komposition zu liefern, allerdings: populär im idealsten Sinne. Als ich seine Symphonie hörte, die er für die Translation der Juli-Gefallenen geschrieben, empfand ich lebhaft, daß jeder Gamin mit blauer Bluse und roter Mütze sie bis auf den tiefsten Grund verstehen müsse; freilich würde ich dieses Verständnis mehr ein nationales, als ein populäres nennen sollen, denn vom Postillon zu Lonjumeau bis zu dieser Juli-Symphonie ist allerdings noch ein gutes Stück Weg zurückzulegen. Wahrlich, ich bin nicht übel willens, diese Komposition allen übrigen Berliozschen vorzuziehen; sie ist edel und groß von der ersten bis zur letzten Note — ohne alle krankhafte Exaltation, wahrt eine hohe, patriotische Begeisterung, die sich von der Klage bis zum höchsten Gipfel der Apotheose erhebt" u. s. w. Fürstenau, der als angeblicher Spion von den Aufrührerischen gefangen genommen war, wurde durch Wagners Bürgschaft bei der provisorischen Regierung befreit. (Siehe Brief an Uhlig, S. 8, und das Verzeichnis der Gefangenen, Krause, Nachtrag, S. 2.)

[2]) Nach einer persönlichen Mitteilung des jüngst verstorbenen Professor Fürstenau.

teilte ihm mit, „ich möge schleunigst zurückkehren, da mir wenigstens augenblicklich keine Gefahr drohe, vielmehr zu befürchten stehe, daß die Aufregung in Dresden zu einem vorzeitigen Konflikte führen könne“.[1])

Unter „vorzeitigem Konflikte“ versteht Röckel lediglich die Besorgnis vor einer vereinzelten und darum leicht niedergeworfenen Erhebung. Wenn dies wirklich Wagners Sorge war, so mußte ihm der Ausgang des Dresdener Aufstandes klar sein. Obgleich Röckel in den Akten angiebt, seiner Familie wegen nach Dresden gereist zu sein, hat er diese doch, wie oben berichtet, gar nicht besucht, sondern sich direkt der provisorischen Regierung zur Verfügung gestellt. Daher wurden auch diese Briefe[2]) bei seiner Festnahme ihm abgenommen und bildeten das hauptsächlichste Argument gegen Wagner. Die fragliche Stelle lautet nach einem Zitate der Akten:[3]) „Man kennt nur noch eine Furcht, nämlich, daß eine Revolution zu früh ausbrechen könnte.“ Röckel verwahrt sich feierlich gegen die dem Briefe gegebene Deutung, daß in Dresden eine Revolution geplant sei — im Zusammenhang mit einer Prager Schilderhebung. Trotzdem hat Röckel Wagners Briefe eingestandermaßen[4]) in Prag gravierten Personen vorgezeigt. Auf den Verdacht hin, Mitglied einer Verschwörung zu sein, ist jedenfalls erst der Steckbrief gegen Wagner erlassen worden.

Außerdem sind noch einige geringwertige Thatsachen zu erwähnen, die Wagners Verhältnis zum Dresdener Maiaufstand näher charakterisieren.

Folgen wir dem zeitlichen Gange der Ereignisse. Die historischen Vorgänge und Kämpfe sind genugsam dargestellt, daher kann hierüber

---

[1]) Röckel, S. 147.

[2]) Der Brief ist leider in den Akten nicht enthalten, sondern nach Österreich, wohin Bakunin zur abermaligen Verurteilung ausgeliefert wurde, als Belastungsmaterial gesandt worden. Falls es den Bemühungen der obersten Justizbehörde noch gelingen sollte, die Beweisstücke zurück zu erlangen und dem Verfasser Mitteilung davon gestattet wird, wird das „Musikalische Wochenblatt“ weiteres berichten.

[3]) Akten, S. 95.

[4]) Akten, S. 94.

auf die genannten Schriften von Waldersee, Montbé, Meisel, Krause u. s. w. verwiesen werden. Der eigentliche Ausbruch der Revolution, die Wahl der provisorischen Regierung erfolgte am Freitag den 4. Mai. Als die ersten Schüsse fielen, litt es Wagner nicht vor Ungeduld im Hause; er begab sich am Tage des Zeughaussturmes nach der Stadt. Unterwegs begegnete vormittags ihm Bakunin,[1]) dem er sagte, er gehe selbst auf das Rathaus und Bakunin solle dahin kommen. Tzschirner hielt eben eine große Rede vom Balkon des Rathauses herab, versicherte dem Volke, daß alles gut stände, in Breslau sei ebenfalls Aufruhr ausgebrochen u. s. w. Im großen Sessionszimmer des Rathauses, wo die provisorische Regierung gewählt wurde, traf Bakunin neben den Haupthelden der provisorischen Regierung, Todt, Tzschirner, Heinze u. s. w., auch Wagner. Ob Wagner bei dem Akt der Wahl zugegen gewesen, ist nicht festzustellen. Sie fand bereits in der zwölften Stunde des Mittags statt,[2]) erst nachmittags traf Bakunin dort ein. Wagner ist noch des öfteren auf dem Rathause gewesen.[3]) Am Sonntag erhielt Frau Wagner einen Brief ihres Gatten, worin dieser bat, ihm eine Flasche Wein und eine Dose Schnupftabak nach dem Kreuzturme zu senden. Wagner hielt sich verschiedene Zeit auf dem Kreuzturme auf. Röckel giebt zu,[4]) daß er ihn, welcher dort observieren sollte, dort gesucht, aber nicht angetroffen habe. Nach den verschiedenfachen Aussagen der Zeugen[5]) habe Wagner dort oben lange

---

[1]) Nach Akten, S. 26—27.

[2]) Nach protokollarischen Aussagen des Ratswärters X., Akten, S. 15—17; derselbe nennt unter den anwesenden Personen Wagner nicht. Nach Meisel, S. 19, erfolgte die Wahl zwischen 2—3 Uhr nachmittags.

[3]) Nach Zeugen-Aussagen laut Akten, S. 115.

[4]) Akten, S. 57.

[5]) Akten, S. 101, 103 und 112. Herr von B. bekundet: „Während ich nun am Eingange des Rathauses stand, traf mich X. wieder, und derselbe gab mir ein Zeichen, daß ich mich an einen Herrn anschließen möchte, der eben das Rathaus verließ und über den Altmarkt den Weg nahm. Wer dieser Herr gewesen, kann ich nicht sagen, ich hörte nur, daß er Herr Kapellmeister genannt wurde. Es mochte gegen 8 Uhr vormittags sein, wie ich am 6. Mai mit dem Kapellmeister auf den Kreuzturm gelangte. Genau weiß ich das nicht mehr. Später kam noch ein Herr auf den Kreuzturm,

Zeit verweilt und — militärische Rekognoszierungen vorgenommen!! — Am Montag sandte Wagner wieder von dem Kreuzturme einen Brief an seine Gattin mit der Bitte um zwei Flaschen Wein. Frau Wagner ward stutzig und frug den Boten, ob Wagner sich allein oben auf dem Kreuzturme befände. Als ihr dies verneint und Namen wie Bakunin genannt wurden, sandte sie weder Wein noch Tabak, sondern die briefliche Mitteilung, Wagner solle sofort nach Hause kommen, sonst würde sie das Haus verlassen. Sofort gab Wagner seine Observation auf und begab sich in seine Wohnung, wo ihn die Gattin durch weises Verstecken des Hausschlüssels gefangen hielt. Am Dienstag ging Wagner wieder sehr zeitig in die Stadt, kehrte jedoch bald wieder zurück. Das Treiben der Revolutionäre hatte ihm Abscheu erregt. Er war Röckel begegnet, als dieser gerade von dem bewußten Pechsieden kam.[1]) Die rauch- und pechgeschwärzte Gestalt Röckels hatte ihn abgeschreckt. Dabei war seine Wohnung nicht mehr vor den Kugeln der Insurgenten sicher, Wagner selbst war von einem Geschoß gestreift. Er schlug seiner Gattin vor, mit ihm nach Chemnitz zu gehen. Gern willigte diese ein, überließ ihrer Schwester den Haushalt und reiste mit Wagner per Wagen am Dienstag von Dresden ab. Wagner hatte jedoch keine Ruhe, es drängte ihn, wieder nach Dresden zurückzukehren. Mittlerweile waren jedoch durch Cernierungstruppen oder Freischaren die Straßen nach Dresden gesperrt, Wagner ward auf Umwegen nach Tharandt geführt[2]) und fuhr nach Freiberg. Unterwegs

welchen ich aber auch nicht kannte, dieser und der Kapellmeister schrieben Notizen auf Papier und warfen solches, an einem Stein befestigt, hinunter, worauf die Schildwachen, welche unten standen, die Zettel weiter beförderten. Als ich den Turm gegen 7 Uhr verlassen, blieben diese Herren noch oben." Auch die beiden Thürwärter L. und S. bestätigen Wagners Aufenthalt auf dem Turme und daß von dort „über die Zuzüge Beobachtungen angestellt wurden". Vom Kreuzturme nach dem Rathause wurde Rapport erstattet.

[1]) Röckel giebt in den Akten (S. 37) an, daß er Wagner nur einmal während des Aufstandes gesehen habe, und zwar „als mir der Zittauer Zuzug, den Wagner begleitete, begegnete".

[2]) Der Sohn des Gasthof-Wirtes „Zum Steiger", der nachmalige Kellner Halm war es, der Wagner auf nächtlichen Umwegen, um dem Militär auszuweichen, dem Röckel in die Hände fiel, und das im Plauenschen Grunde den Insurgenten nachstellte, den Pfad wies. Dem Knaben ist in anbetracht

in Öderan traf Wagner einen Trupp Chemnitzer Kommunalgarde,[1]) die vom Volke gezwungen wurde, nach Dresden zu marschieren und die durch etwa 1400 Freischärler verdoppelt war. Es lag durchaus nicht im Plane der biederen Chemnitzer Kommunalgarde, etwas Ungesetzliches vorzunehmen, das heißt sich am Kampfe in Dresden zu beteiligen. Sie zögerten absichtlich, so sehr sie konnten. Wagner munterte die Scharen zum Zug nach Dresden auf.[2]) Ob er dazu als „Bevollmächtigter der provisorischen Regierung“ beauftragt war, ist schwerlich anzunehmen, er wird es aus eigenem Antrieb gethan haben.

Unterdessen war der Aufruhr in Dresden zu Boden geschlagen. Die provisorische Regierung verließ die Hauptstadt, um ihren Sitz in einer Provinzialstadt zu nehmen. Eigentlich war nur noch von Bakunin und Heubner die Rede, Todt und Tzschirner hatten ihr Wort, mit Heubner zusammen zu treffen, nicht erfüllt. Wagner fuhr der provisorischen Regierung entgegen,[3]) die in Freiberg Posto fassen wollte, und schloß sich ihr an und speiste mit Bakunin und Heubner zu Abend.

Der Rat der Stadt Freiberg bat im Interesse der Stadt die

---

der höchst gefährlichen Situation, in der Wagner sich befand, thatsächlich die Rettung zu danken.

[1]) Nach dem Rapporte zweier Kommunalgarden-Offiziere an das Kriegsministerium. Akten, S. 1—4.

[2]) „In Oederan zeigte sich die Stimmung der Freischaren in drohender Weise. Man erklärte, uns in keinem Falle rückwärts zu lassen, sondern trieb rastlos vorwärts, wozu die Emissäre der provisorischen Regierung, unter denen hier auch der Kapellmeister Wagner auftauchte, gleichfalls anzufeuern sich bemühten. In Freiberg fielen wir wieder Emissären in die Hände. Wagner wirkte, wie auch S. aus M.“

[3]) Nach gütiger Mitteilung des Herrn Stadtrat Heubner an den Verfasser und nach Heubners Aussagen in den Akten (Akten, S. 97): „Ich ging mit meinem Begleiter ein Stück Wegs nach Freiberg, ohne den Wagen wieder zu besteigen. Hier bin ich, ohne die Chemnitzer Kommunalgarde zu treffen oder zu sehen, sofort mit meinem Begleiter Bakunin und dem aus Dresden kommenden Kapellmeister Wagner, der von Tharandt aus mit mir gefahren war, in meine Wohnung gegangen.“ Wagner und Bakunin blieben in Heubners Wohnung, während dieser sich auf das Rathaus begab. Bakunin bekundet (Akten, S. 28), daß Wagner, den sie zwischen Tharandt und Freiberg getroffen hatten, die Reise auf eigene Hand gemacht hatte und fügt hinzu: „Wagner versicherte uns, das ganze Vogtland und Chemnitz sei für unsere

provisorische Regierung, den Ort zu verlassen. Bakunin und Heubner fügten sich und nahmen ihren Weg nach Chemnitz. Beide forderten Wagner auf, sie in ihrem Wagen zu begleiten. Allein Wagner nahm dies Anerbieten nicht an, die reinpolitischen Gespräche der Flüchtigen behagten ihm nicht, er stand von ihrem Tische auf und promenierte auf dem Marktplatze. Eine zufällig vorüberfahrende Extrapost, die nach Chemnitz zurückkehren wollte, sprach Wagner an, er mietete sie und fuhr nach Chemnitz, wo er vor Heubner und Bakunin eintraf. In Chemnitz wohnte zum Glück sein Schwager

Sache." Der Gedanke, in Freiberg die provisorische Regierung auszurufen, ward auf Protest des Stadtrates aufgegeben und Chemnitz dafür bestimmt. Bakunin giebt an (Akten, S. 29): „Wagners Schilderung der Chemnitzer Zustände bestimmte unsere Entscheidung für Chemnitz." — Über Wagners Verhalten in Freiberg wird ferner von Frau Heubner mitgeteilt, daß Heubner mit zwei Freunden ins Haus gekommen sei, deren einen er ihr als den Russen Bakunin, den anderen als den Kapellmeister Wagner vorstellte. Während Heubner auf dem Rathause weilte, schliefen Bakunin und Wagner ermüdet auf einem Sopha im Nebenzimmer. Schließlich trat ein Unbekannter ins Zimmer und frug nach der provisorischen Regierung, der an beide gewiesen ward. Wagner ermunterte sich zuerst, weckte Bakunin dann und strich sich das Haar von der Stirn mit den Worten: „Schön geträumt!" — Nach der Rede, welche Heubner vom Balkon des Rathauses in Freiberg hielt, umarmte ihn Wagner coram publico. — Herr Stadtrat Heubner teilte mir mit, daß er Wagner in jenen bewegten Stunden zum ersten- und letztenmal gesehen habe und über dessen Politicis nichts zu berichten wisse, als daß er gehört habe, Wagner sei beim Barrikadenbau thätig gewesen. Heubner, „der edle Demokrat", wie Freunde sagten und Feinde bestätigten, gehörte nicht mit den Tzschirner-Bakunin-Röckelschen vorberatenden Kreisen an, und man nahm ihn in die provisorische Regierung auf, weil er, im Gegensatz zu Tzschirner, allgemeines Vertrauen genoß und wegen persönlichen Eigenschaften beim Volke sehr beliebt war. Ihm galt die Erhebung lediglich in völkerrechtlich-konstitutionellem Interesse, zu gunsten der Reichsverfassung. Wagners Beteiligung am Barrikadenbau scheint mir nicht ganz unwahrscheinlich. Wie bekannt, leitete den Barrikadenbau kein anderer als Gottfried Semper, der bekannte Architekt, mit dem Wagner noch später in freundschaftlichem Verkehr blieb. Semper entwarf in den sechziger Jahren im Auftrage König Ludwigs II. für Wagner den Plan eines großartigen Festspielhauses. Des Semperschen Barrikadenbaues ist mehrfach Erwähnung gethan (Montbé, S. 35; Graf Beust, S. 70 und 77 u. s. w.), ich habe jedoch nirgends sonst eine Mitteilung gefunden, welche von Wagners Teilnahme daran spricht.

Wolfram, ein angesehener Kaufmann und nebenbei Kommandant der dortigen Kommunalgarde. Wolfram legte Wagner sogleich die erste Frage vor: „Hast du dich beim Aufstand beteiligt?" Wagner entgegnete ganz gelassen und naiv: „Nein, ich bin nur Neugieriger gewesen," erzählte seine Erlebnisse und fügte hinzu, daß er, wenn alles vorüber sei, sofort wieder nach Dresden zurückkehren würde. Mit Mühe überredete Wolfram, der sofort die gefährliche Lage, in der Wagner sich befand, erkannte, ihn zur Flucht und brachte ihn bei einbrechender Dunkelheit in eigenem Wagen[1]) fort. Wagner begab sich nach Weimar und hielt sich in der Umgegend, auf dem Gute zu Magdala,[2]) verborgen.

Er war schon vorher der Absicht gewesen, Liszt im Mai zu besuchen.[3]) Erst am 29. Mai langte er nach viertägiger Reise über Koburg, Lichtenfels, Lindau, Rorschach in Zürich an.[4])

[1]) Folgende fast komisch erscheinende Vorsicht wurde beobachtet: Wagner mußte heimlich den Wagen bereits in der Remise besteigen; der Kutscher, welcher anschirrte, hatte keine Ahnung davon, daß außer seinem Herrn noch ein Passagier mitfuhr.

[2]) Über Wagners Aufenthalt in Magdala ist von Wagners ehemaligem Wirt, der dem Flüchtling sein Haus geöffnet hatte, ein lesenswerter Aufsatz im „Chorgesang" 1886, Nr. 1 und Nr. 2 bekannt gegeben worden: „Sieben Tage aus Richard Wagners Leben im Exil." Nach Mitteilungen des Ökonomierates Herrn F. Wernsdorf in Magdala bei Weimar von A. W. Gottschalg. Es wird da berichtet, Wagners Gattin sei dort mit ihm zum erstenmale nach der Revolution zusammengetroffen, gerade am 22. Mai, und Wagner habe, aus dem Schlafe aufgeschreckt, „wild und verstört" gerufen: „Was? das Weib?" und in viel milderem Tone, als wollte er das Ungestüm gleichsam beschwichtigen, hinzugefügt: „Gott, heute ist ja mein Geburtstag." — Besonders bemerkenswert ist die Mitteilung von Wagners naiver Beurteilung seiner Revolutions-Erlebnisse, die sich darin zeigte, daß er noch hier in Weimar den Wunsch aussprach, Liszt möchte ihn beim Weimarischen Hofe, insbesondere bei der Großfürstin Maria Paulowna vorstellen.

[3]) Briefwechsel mit Liszt, Bd. I, S. 17: „Wie vielen und viel hatte ich nicht zu danken, daher freue ich mich auf den Mai, wo ich jedenfalls zu Ihnen komme: da will ich es denn aus vollstem Herzen so laut herausbringen, als meine Brust es nur vermag. Also im Mai!" — (Datiert vom 1. März 1849.)

[4]) Sein Aufenthalt hatte sich sehr verzögert. Nach der Abreise Wagners von Chemnitz begab sich seine Gattin zurück nach Dresden. Dort ließ sich plötzlich ein Polizeirat M . . . . . bei Frau Wagner melden und teilte ihr

IV. Die Darstellung der einzelnen Begebnisse über Wagners Beteiligung an den Mai-Ereignissen 1849 könnte hier ihren Ab-

mit, daß er Befehl habe, ihren Gatten zu verhaften und Wagners Papiere durchzusehen. „Drei Tage darf ich den Haftbefehl, resp. Steckbrief zurückbehalten", sprach der liebenswürdige Beamte. „Ich werde gern von meiner Befugnis Gebrauch machen. Haben Sie die Güte und schreiben Sie unterdes Herrn Kapellmeister, wolle er kommen, so solle er kommen, wenn nicht, so solle er nur ja bleiben." In höchster Angst schrieb Frau Wagner sofort ihrem Gatten, er möge eiligst Deutschland verlassen, nach drei Tagen würde ein Steckbrief gegen ihn herauskommen. Statt der erhofften Meldung von Wagners sofortiger Abreise traf ein Brief von ihm ein, worin Wagner ohne jegliche Erwähnung von Flucht und Verfolgung überglücklich schrieb, er befinde sich inmitten der reizenden landschaftlichen Umgebung äußerst wohl, Minna möge sogleich zu ihm reisen, um dort mit ihm spazieren zu gehen. Ganz bestürzt schrieb Frau Wagner einen zweiten Brief, in dem sie nochmals das Vorgefallene berichtete und noch dringender schleunige Flucht aus Deutschland riet. Wiederum traf eine Antwort ein, die nur von sorglos heiterem Wohlbefinden und dem Verlangen nach „Spazierengehen" sprach. Frau Wagner geriet in äußerste Aufregung und reiste auf Rat ihrer Schwester sogleich mit dem letzten Zuge nach Weimar ab, unter fremder Paßkarte. Die auf dem Bahnhof anwesenden kontrollierenden Polizeibeamten erkannten und grüßten sie, ließen aber ihr Pseudonym unangefochten, denn keiner schien der geachteten Frau eines bedeutenden Mannes, deren sorgenvollen Reisezweck sie wohl ahnten, einen Stein in den Weg legen zu wollen, der vielleicht ihr Lebensglück und die hoffnungsvolle Laufbahn eines großen Künstlers für immer zertrümmert hätte. — Als Frau Minna in Weimar ankam, löste sich ein Mißverständnis, das leicht die verhängnisvollsten Folgen hätte haben können. Ihre beiden Briefe waren nicht an Wagner gelangt. Sie waren an Liszts Adresse gerichtet. Dieser befand sich zufällig in Frankfurt a. M. und sein Kammerdiener hatte alle eingegangene Korrespondenz, darunter auch die beiden Briefe an Wagner, fürsorglich aufbewahrt. — Unterdes waren natürlich die drei Tage, die Wagner Vorsprung gehabt, verronnen, und am Sonnabend den 19. Mai lasen die erstaunten Dresdener im Anzeiger folgenden

„Steckbrief.

Der unten etwas näher bezeichnete Königliche Kapellmeister

Richard Wagner von hier

ist wegen wesentlicher Teilnahme an der in hiesiger Stadt stattgefundenen aufrührerischen Bewegung zur Untersuchung zu ziehen, zur Zeit aber nicht zu erlangen gewesen. Es werden daher alle Polizeibehörden auf

schluß finden, wenn wir nicht genötigt wären, uns mit der Äußerung eines Zeitgenossen noch abzufinden, dessen persönliche und amtliche Autorität uns zwingt, seines Berichtes Erwähnung zu thun. Der ehemalige sächsische Staatsminister Graf Beust erwähnt in seinen Memoiren, daß Wagner während der Revolutionstage in Dresden den Versuch gewagt habe, das Prinzenpalais, ein mit dem Dresdener Königlichen Schlosse zusammenhängenden Gebäudekomplex, in Brand zu stecken, ja, daß sich ein von Wagners eigener Hand geschriebenes Blatt bei den Akten befinde, auf welchem Wagner sich der Brandlegung offen rühme. Beust fügt hinzu, daß Wagner in contumaciam zum Tode verurteilt gewesen sei.[1]) Dieses Zeugnis des ersten

---

denselben aufmerksam gemacht und ersucht, Wagner im Betretungsfalle zu verhaften und davon schleunigst Nachricht zu erteilen.

Dresden, den 16. Mai 1849.

Die Stadt-Polizei-Deputation.
von Oppell.

Wagner ist 37—38 Jahre alt, mittlerer Statur, hat braunes Haar und trägt eine Brille."

Letzteres Signalement war, wie leicht zu erkennen, sehr mild und liebenswürdig abgefaßt. Der in Dresden ungemein beliebte Lokal-Komiker des Hof-Theaters und Verfasser banaler Zauber-Possen, mit dem Wagner jedenfalls auf keinem guten Fuße stand und den er später (im Briefe an Fischer, S. 296) einen „gemeinen Hanswurst" nennt, machte öffentlich seine Glossen darüber. Auch Wagner selbst äußerte sich über das Signalement: „Nun so kann jeder aussehen" („Chorgesang" 1886, S. 22). Trotz der stillen Milde der Dresdener Polizei war der Steckbrief für Wagner eine verhältnismäßig lange drohende Gefahr. Über eine Woche reiste Frau Wagner umher, um für die Flucht ihres Gatten einen fremden Paß geliehen zu bekommen. Endlich erbot sich ein Dr. Widmann zur Hilfe. Mit dessen Paß und Namen gelang es Wagner, die Schweiz zu erreichen. In jenen drei Tagen namenloser Sorge und Aufregung entstand bei Wagners Gattin das Herzleiden, dem die brave Frau später erlag.

[1]) „Aus drei Viertel-Jahrhunderten." Erinnerungen und Aufzeichnungen von Friedrich Ferdinand Graf von Beust, Bd. I, S. 77 und 78. Ich gebe die ganze Stelle in ihrem Wortlaut wieder, da sie charakteristisch ist für beide Teile und die Schilderung des späteren Zusammenkommens Beider ein interessantes Licht auf Wagners spätere Anschauung über den Mai-Aufstand wirft. Graf Beust schreibt: „Der Staatsdienst war bei dem Aufstand nicht unvertreten, aber auch der Hofdienst hatte sein Kontingent gestellt. Der Hof-Baumeister, ein berühmter Name, hatte den Bau der Barrikaden ge-

sächsischen Staatsministers, des hauptsächlichen Besiegers des Aufstandes und energischen Leiters und Organisators der nachfolgenden

---

leitet, und zu den werkthätigen Helfern der provisorischen Regierung gehörten der Hof-Kapellmeister, ein nicht minder glänzender Name, und der Hof-Konzertmeister. Die beiden ersten entkamen, der dritte wurde verhaftet. Daß die Gebilde überreizter Phantasie es waren, welche dem Komponisten des ‚Rienzi‘ den Gedanken eingaben, einmal in eigener Person den Volkstribun spielen zu wollen (sic), meinten seine Dresdener Freunde (?!!), und ich will es ihm zur Ehre seines Namens glauben, denn damit wird am ehesten ein milderes Urteil über seinen schnöden Undank gegen den König ermöglicht. Man hat meine nicht unbekannt gebliebene Abneigung gegen Wagnersche Musik — eine Abneigung, die übrigens nur seinen späteren, nicht seinen anfänglichen Schöpfungen gilt — mit den Vorgängen von 1849 in Verbindung gebracht, jedoch mit Unrecht. Ich würde die Sache von der Person zu scheiden wissen, welche letztere sich überdies nicht über mich zu beklagen hatte. Wagner, welcher in contumaciam zum Tode verurteilt war, hatte sich in den ersten Jahren nach seiner Flucht in der Schweiz und dann in Frankreich aufgehalten und erhielt eine Einladung nach Weimar. Die Auslieferung zu verlangen war die sächsische Regierung ebenso berechtigt, als die anderen Regierungen dazu verpflichtet gewesen wären. Ich zögerte nicht, zu vermitteln, daß beruhigende Zusage erteilt wurde. Einige Jahre später vermittelte ich infolge Verwendung der Familie Tichatschek — der berühmte Dresdener Tenor war der erste Begründer Wagnerschen Ruhms — die befreundet war mit der ersten Gattin Wagners, einer vortrefflichen Frau, daß der König ihn begnadigte, was ihm gestattete, nach Dresden zu kommen. Ich muß es anerkennen, daß er sich entschloß, mir einen Dankesbesuch abzustatten, das einzige Mal, daß ich mit ihm zusammenkam. Ich begrüßte ihn mit den Worten: ‚Es freut mich, wenn ich etwas Ihnen Angenehmes thun konnte, Herr Wagner. Sie werden mir aber gewiß darum nicht etwas mir Unangenehmes zufügen wollen, daher bitte ich, keine Demonstrationen.‘ — ‚Ich verstehe Sie nicht,‘ war die Antwort. — ‚Hm,‘ fuhr ich fort, ‚Sie erinnern sich doch, was 1849 vorging?‘ — ‚Ach, das war ja ein unglückliches Mißverständnis!‘ — ‚Ein Mißverständnis? Sollten Sie nicht wissen, daß sich bei den Akten ein von Ihnen geschriebenes Blatt befindet, wo Sie sich der glücklicherweise ohne ernste Folgen gebliebenen Brandlegung im Prinzenpalais rühmen?‘

Ob er vielleicht dazu gesungen: ‚Frisch, Feuer, Flamme, fröhlich und furchtbar‘ weiß ich nicht.“ — — So Graf von Beust. Ob und was Wagner darauf geantwortet hat, darüber ist in dem genannten Buche nichts vermerkt.

Wagner ließ in den sechziger Jahren Erkundigungen einziehen, ob für das Gerücht, er habe in Dresden das königliche Schloß in Brand stecken wollen, ein aktenmäßiger Anhalt vorhanden sei.

sogenannten sächsischen Reaktion, drang ins Publikum und wurde als schwerwiegendes, unanfechtbar scheinendes Argument emsig weitergetragen. Wagner selbst hat dem weit verbreiteten Gerücht, das in Dresden geradezu Tradition geworden, Aufmerksamkeit geschenkt. Selbst Tappert erwähnt das Gespräch mit Beust, spricht aber zugleich die Vermutung aus, daß es auf einer Fabel beruhen müsse. Es lag mir am Herzen, für die Vermutung Tapperts endgiltige Beweise aufzubringen. In den schon oben bezeichneten Akten findet sich nicht der geringste Anhaltepunkt für die Behauptung des Herrn von Beust vor. Eine Verurteilung Wagners ist laut Akten nie erfolgt. Herr von Beust hat wohl nicht daran gedacht, daß die Verurteilung eines flüchtigen Inkulpaten ohne Verhör und Urteil nach dem geltenden sächsischen Rechte, ja selbst nach dem Standrechte, gar nicht statthaft gewesen wäre. Ich mutmaßte, daß den Äußerungen des Herrn Grafen von Beust eine Personen-Verwechselung zu Grunde liegen müsse, und forschte in Zeitungen und Büchern aus jenen Tagen nach einem eventuellen Doppelgänger Wagners. In verschiedenen kurzen Notizen[1]) der demokratischen Presse fand ich einen gewissen Woldemar Wagner erwähnt, der mit Heubner, Bakunin und Röckel im Anfange des Jahres 1850 wegen Aufruhrs 2c. zum Tode verurteilt wurde. Derselbe war Sohn eines Dresdener Steinsetzermeisters und seines Zeichens Konditorgehilfe. Er scheint einer der wildesten und rohesten Barrikadenmänner gewesen zu sein. Er wird unter anderem beschuldigt,[2]) bei dem Sturme gegen das Zeughaus am 3. Mai den Leutnant von Krug hinter einem Brunnenhaus hervor meuchlings erschossen zu haben. Derselbe, der auch der Plünderung einer Offizierswohnung beschuldigt ward, wird thatsächlich auch als Brandstifter bezeichnet. Es ist nun wahrscheinlich, daß Genannter, den Montbé[3]) als ein im höchsten Grade übel berüchtigtes und gefährliches Subjekt bezeichnet,

---

[1]) Z. B. in Nr. 26 der „Vereinigten Volksblätter“, Sonnabend, 30. März 1850, S. 104.

[2]) Siehe Montbé, S. 71.

[3]) Montbé, S. 269. Die Inbrandsetzung, resp. der Versuch einer Minensprengung des Schlosses, geschah auf Ordre Bakunins, dessen strategische „Lieblingsidee“ sie war. Schladebach, 2. Auflage, S. 31.

entweder über die Brandlegung an der Zwingerstraße oder in der kleinen Brüdergasse, im Prinzenpalais, wie das zu geschehen pflegte, an die provisorische Regierung rapportierte und das Blatt einfach mit „Wagner“ unterzeichnete. Herrn von Beust ist nun im Drange der Geschäfte das bedauerliche Malheur passiert, die Personen des Zucker- und des Tonkünstlers nicht genau auseinander gehalten zu haben.

Auch von amtlicher Seite sind auf mein Gesuch um Aufklärung meine Ansichten über diesen Fall nicht widerlegt worden. Nach einem umfangreichen, gütigen Bescheid des Königlichen Amtsgerichts zu Dresden[1]) hat laut des dort in Verwahrung befindlichen reichhaltigen Aktenmaterials „eine Verurteilung des Königlichen Kapellmeisters Richard Wagner in keiner Weise stattgefunden, dagegen ist der Konditorgehülfe Heinrich Woldemar Wagner aus Dresden nach Inhalt der Akten Lit. W. Nr. 56 von der Kriminalabteilung des Stadtgerichts Dresden in Untersuchung genommen und vom Königlichen Appellationsgerichte hier mittelst Erkenntnisses von 18. März 1850 wegen Hochverrat zum Tode verurteilt worden, es ist das Erkenntnis auch vom Königlichen Ober-Appellationsgerichte am 17. Mai 1850 bestätigt, Wagner aber, nachdem Se. Königliche Majestät die Todesstrafe aus Gnade in lebenslängliche Zuchthausstrafe zweiten Grades zu verwandeln geruht hatten, laut Notiz der königlichen Anstalts-Direktion des Zuchthauses zu Waldheim vom 14. Oktober 1857 infolge allerhöchster Begnadigung an demselben Tage aus der Anstalt entlassen worden.“ Der Verteidiger dieses Wagner hat sein Plaidoyer veröffentlicht.[2]) Die Verteidigung beschränkt sich jedoch lediglich auf Angriffe gegen die Kompetenz des Gerichtshofes und auf eine allgemeine doktrinäre Verteidigung des Rechtes zum Aufstand, ohne die vorliegenden Belastungsmomente

[1]) Es ist mir Bedürfnis, auch an dieser Stelle den Herren Oberjustizrat Kunz, Kommissionsrat Gäßner und Aktuar Arnold für ihre reiche Mühewaltung in diesen Angelegenheiten meinen pflichtschuldigen Dank auszusprechen.

[2]) Beweis, daß die wegen ihrer Beteiligung am Mai-Aufstande vom Jahre 1849 des Hochverrats Angeklagten u. s. w. frei zu sprechen seien, geführt von Dr. jur. August Pappermann.

einzeln zu erörtern. Nur auf Seite 3—4 sind die Anklagepunkte aufgezählt, woraus hervorgeht, daß Woldemar Wagner „aus einem Hause auf der kleinen Brüdergasse und von einer Barrikade auf der großen Brüdergasse scharf geschossen“ zu haben eingesteht. Von jenen Orten aus haben die Brandstiftungen stattgefunden. Sie sind nicht erwähnt, da einerseits der Angeklagte sich wohl gehütet haben wird, sie einzugestehen, und andererseits die Belastungsmomente zu einer Verurteilung völlig hinreichend waren. Damit dürfte der schlimme Irrtum des Grafen Beust wohl erwiesen und dem Gerüchte von unseres Wagners Brandstiftereien[1]) ein für allemal der Grund entzogen worden sein.

---

[1]) Die Fama, die „mobilitate viget vires que acquirit eundo“ hat dann auch emsig und geschäftig die Beustschen Mitteilungen erweitert. In der Dresdener und auch anderweitigen öffentlichen Meinung ist die Ansicht fast allgemein verbreitet, der Brand des alten königlichen Opernhauses (am 6. Mai früh morgens geschehen) sei eine That Wagners und Sempers gewesen. Abgesehen davon, daß durch Zeugen-Aussagen (Montbé, S. 154—155) es völlig erwiesen ist, welchen Umständen und Persönlichkeiten die Einäscherung jenes historisch so merkwürdigen Gebäudes zuzuschreiben ist und welche boshafte Verleumdung es sein würde, Wagner auch nur der Initiative zu jenem Brande zu beschuldigen, wollen wir doch eben gerade einer Boshaftigkeit Erwähnung thun, die nicht wenig zur angeblichen Begründung und Erweiterung jenes Gerüchts beigetragen hat und die ein interessantes Streiflicht auf den Charakter gewisser ehrenwerten, klassischen, älteren Musiker wirft, mit denen Wagner während seiner Dresdener Thätigkeit fortwährend zu kämpfen hatte. Das Faktum ist folgendes: Während der erregten ersten Tage der Revolution trifft Wagner seinen Freund Semper auf der Straße und läßt sich mit ihm in eine leidenschaftliche Diskussion über die Inscenierung seines „Lohengrin“ ein. Wagner beklagt sich Semper gegenüber, daß die Bühne (jedenfalls doch die des neuen, von Semper gebauten, am 12. April 1841 eröffneten, am 20. September 1869 abgebrannten Theaters) für seine scenischen Zwecke zu wenig Tiefe besitze; Semper antwortet halb ärgerlich, halb humoristisch kurzweg: „Jawohl, ich möchte die Bude gleich niederbrennen.“ Das Gespräch wurde geführt vor der Musikalienhandlung Mesers, Wagners Dresdener Verlegers. Von dem Laden aus hatten nun Reissiger, Wagners Mitkapellmeister, und der Sänger Chiarelli, in dessen Gesangsunterricht sich Wagner eines Tages harmlos wohlwollend eingemischt hatte, das Gespräch Beider belauscht, in kollegialer Liebenswürdigkeit und Güte beeilten sie sich, Wagners und Sempers entsetzliche Brandstiftungsgedanken auszuposaunen, als dann gar das alte Opernhaus wirklich in Flammen aufging, hatte die alterprobte Tugend der ehrenwerten Biedermänner natürlich wieder einmal schönstens Recht gehabt!

Somit wäre die Schilderung der historischen Begebenheiten für Wagners Beteiligung am Mai-Aufstand beendet. Wenn die Aufzählung der Details vielleicht als eine kleinliche, pedantische erscheinen will, so war es jedoch notwendig, auch die kleinen, im einzelnen vielleicht unbedeutsam erscheinenden Züge und Begebenheiten anzuführen, da das Bild von Wagners Verhalten während des Dresdener Aufruhres, welches für sein individuelles Wesen und seine Entwickelung in psychologischer und historischer Hinsicht außerordentlich wichtig ist, der großen, bestimmenden charakteristischen Hauptzüge entbehrt, und nur gewonnen werden kann, wenn die Einzelheiten, die kleinen, fast anekdotenhaft erscheinenden Züge zu einem mosaikartigen Ganzen zusammengestellt werden.

V. Eine Schlußfolgerung aus den angeführten Begebenheiten hat nach verschiedenen Gesichtspunkten hin zu erfolgen. Wir haben die Fragen zu erledigen: welchen Einfluß hat die Beteiligung am Aufruhr auf Wagners Welt- und Lebensanschauungen gehabt und wie ist Wagner als Revolutionär zu beurteilen? Haben wir diese Kapitel in Wagners Entwickelung mit seinen Gegnern als dunkelstes Blatt im Buche seines Lebens zu betrachten, ihn schlechthin zu verurteilen, oder sollen wir der leidenschaftlichen Ergebenheit vieler seiner Freunde huldigen und in blindem Schwören auf das absolute Recht der schrankenlosen Willkür des Subjektes mit ironischem Hinweis auf die Behörde, die ihm den Steckbrief nachsandte, Alles beschönigen, was er in jenen wilden Tagen des Mai 1849 begangen hat?

Ein Urteil in diesem Falle kann nur die Äußerung einer persönlichen Meinung sein. Wir werden, nachdem wir einmal Thatsachen der Öffentlichkeit bekannt gegeben haben, die auf die Dauer hin nicht mehr wohl sekretiert werden konnten noch durften, weder Wagners Ankläger noch Panegyriker, sondern versuchen, sein Anwalt zu sein. Ein Wichtiges haben wir für uns, das ist das aus den glücklichen Verhältnissen unserer Zeit hervorgegangene Zeit-Urteil, welches in Bezug auf jene Ereignisse bereits mehr oder weniger als Urteil schon der Nachwelt zu betrachten ist. König, Volk und Geschichte haben verziehen und die heranwachsenden Generationen rüsten sich, das Monument zu errichten, mit dem Wagner seine Stelle

im deutschen Parnaß erhalten wird für alle Zeiten; und der Kranz, den die dankbare Geschichte flechten wird, wird am Bilde des Genius auch die Schatten bedecken, auf die einst unmittelbare Zeitgenossen mit Entrüstung hinwiesen. Nur auf dem scharf ausgeprägten, markierten Antlitz des Genius haben jene angeblichen Schatten ein Recht zu existieren, sie verleihen ihm eben das charakteristische Gepräge. Dem Genie, in dessen Brust und Hirn der ethische Wille der Geschichte ringt, muß kraft dieses eminent ethischen Willens von Gottes Gnaden, der unaufhaltsam ist und durch keinen „Charakter" bezwungen werden kann, weil er eben der wesentlich integrierende Bestandteil jenes Charakters ist, das Recht zuerkannt werden, an den Fesseln der Moral des Herdeninstinktes, wie Nietzsche geringschätzend sagt, zu rütteln; das versöhnende Urteil kann nur die Nachwelt fällen.[1])

Aus dem oben Berichteten geht hervor, daß Wagners Teilnahme am Aufstande mehr „Neugier" als wirkliches, thatsächliches Handeln gewesen. Neugier ist Wagners eigenes Wort, — wir wollen ein anderes dafür einsetzen: begeisterte Erwartung und Hoffnung. Er glaubte an die Notwendigkeit einer völlig sozialen und politischen Umgestaltung, Bakunin und Röckel waren seinen Hoffnungen entgegengekommen. Wenn er diesen ferner gestanden, wäre ihm vielleicht ein besonnenes, klares Urteil möglich gewesen, hätte er die beabsichtigte Erhebung und den Aufruhr selbst, wie seine sonstigen Freunde, in seiner ganzen Verfehltheit und Nichtigkeit erkannt. Aber die nahe persönliche Berührung mit den treibenden Elementen der Revolution, mit Bakunin, Röckel und dem Vaterlandsvereine, hatte

---

[1]) Wer wird heutzutage noch vom Standpunkte der Moral gegen Luther, trotz Priester- und Klostergelübdes geschehener Revolution gegen die Kirche und seine Heimat, gegen Bismarck wegen des Bruderkrieges von 1866 und der Annexion von Hannover u. s. w. hadern? — Wäre die Reformation nicht geglückt und Luther, vom Standpunkte der Moral seiner Zeit aus, mit Fug und Recht verbrannt worden, wäre Preußen im Jahre 1866 unterlegen, beide Männer, die heute die Eckteine unserer Entwickelung nach innen und außen sind, wären für ewige Zeiten verketzert gewesen, wie Wagner, wenn er als Hochverräter in dem Zuchthause zu Waldheim vernichtet worden wäre. Das Schicksal — Geschichte flicht den Kranz und spricht das Werturteil.

ihn in einen Strudel gerissen, dessen Wildheit seiner eigenen Stimmung am meisten zusagte. Tappert ist geneigt, die etwaige Beteiligung Wagners an den Mai-Ereignissen als großdeutsche patriotische Wünsche anzusehen. Wie aus dem Mitgeteilten, wie aus Wagners Schriften es zur Genüge erhellt, ist das nicht der Fall gewesen. Wagner berührte die Revolution an ihrer schroffsten Seite: die „Politik", das heißt das parlamentarische Treiben der Parteien war ihm, seiner ganzen Anlage gemäß, zuwider, die konstitutionellen Bestrebungen, mehr oder weniger formal, konnten ihn nicht erregen, den „Anarchisten" Bakunin und Röckel gab er sich mit schwärmerischer Hoffnung hin. Es ist das leicht aus Wagners Denkweise zu erklären. Wagners ganze Persönlichkeit war eine so energische, daß ein Kompromiß seinem Wesen fremd blieb. Das Genie entfaltet in seinem Kampfe eine solche Energie, daß ihm, psychologisch betrachtet, mit dieser Energie zugleich eine gewisse Monomanie zu eigen sein muß. Der Gedanke an einen Kompromiß zwischen seinen Postulaten und den gewohnten Anschauungen der Mitwelt muß seinen Gedanken fern liegen, sonst würde seine Energie geschwächt, seine Mission auf halbem Wege stecken bleiben. Ein Organismus, der, abweichend von dem Durchschnittsempfinden der großen Masse, nur in allgemeinen, gigantischen großen Ideen arbeitet, vermag nicht auch das Kleine zu denken und zu erwägen. Ein weitsichtiges Auge kann nicht in die Nähe sehen. Den Kompromiß vollzieht die dem Genie nachfolgende historische Entwickelung, er liegt außerhalb der Grenzen des genialen Individuums.

Wagners ganze Ideengestaltung war eine radikale. Besondere Umstände trugen dazu bei, diese ursprüngliche Anlage noch zu verschärfen und nach außen hin bemerkenswert zu gestalten. Die äußeren Bedingungen, der unmittelbare Wirkungskreis bestimmen das Verhältnis der genialen Persönlichkeit zur Außenwelt. Der Mann der Wissenschaft, der in stiller Schreibstube ein epochemachendes Werk vorbereitet, zieht sich ins Kämmerlein zurück, sein Werk ist am Tische beendet, es findet, abgeschlossen, selbst seinen Weg. Gleich ihm schafft der bildende Künstler: Im Atelier wird vollendet, was bei seinem Erscheinen unmittelbar zu wirken hat. Die Thätigkeit des Genialen wird hier innerhalb der vier Wände zum Abschluß

gebracht. Daher suchten die Schöpfer solcher Werke die Einsamkeit. Rousseau und Schopenhauer mieden die Welt. Auch Beethoven genügte es, seine Symphonien geschrieben zu haben. Er grollte wohl, daß man sie nicht verstand und nicht spielte, allein er schrieb in der Stille weiter. Ganz anders lagen die Bedingungen bei Wagner. Sein künstlerisches Wirken hing unmittelbar mit der Öffentlichkeit zusammen. Er konnte sich ihrer nicht entziehen, einerseits, weil die ganze ideelle Absicht seines Wirkens nach der Öffentlichkeit drängte, andererseits, weil die Art seiner Kunst sie verlangte. Ein immer und immer wiederholter Satz Wagners ist der, daß das dramatische Kunstwerk nur dann seinen Zweck erfüllen könne, wenn es zur „sinnlichen Erscheinung“ komme, das heißt, wenn die dichterische Idee durch eine korrekte Darstellung intuitiv ins Bewußtsein des Publikums, der Öffentlichkeit gelange. Ein Dramatiker von seiner Kraft konnte sich mit der Arbeit der Schreibstube nie zufrieden geben. Das Litteraturdrama verwirft er von Grund aus hartnäckig. Ihm galt das Drama nur als Ausdrucksmittel einer Idee; und der Dichter, von seinem Standpunkte des Evolutionismus aus, war ihm der Prophet. Was konnte ihm das Prophetenwort gelten, das nicht über die Schreibstube hinausdringt? Ein ruhiges Liegenlassen seiner Werke im Pulte war ihm unerträglich. Wenn er später die Aufführungen verweigerte, so geschah dies nur, weil er Verstümmelung seines Werkes durch den herkömmlichen Bühnen-Schlendrian voraus sah und überzeugt war, daß eine unkorrekte Darstellung seines Dramas die Wirkung verfehlen und damit nur schaden würde. Nur mit zornigstem Ingrimm hielt er seine Arbeiten zurück. So verlangte er mit leidenschaftlicher Energie das volle Verständnis seiner Werke und Gedanken und die unbehinderte Verwirklichung seiner Ideale. Daß dies nicht sofort gelang, hat ihn zum Revolutionär gemacht.

Mit der Öffentlichkeit stand er daher in leidenschaftlichem Kampf. Dem einfachen Beobachter erscheint dieses Ringen Wagners ein allzu gewaltsames. Aber in dieser Gewalt lag eben seine individuelle Kraft. Die Stellung Wagners in Dresden war eine glänzende. Ein hervorragendes Talent wie z. B. Reissiger konnte damit zufrieden sein und war es auch, Wagner nicht, obwohl er, dem

Range nach nur zweiter Kapellmeister, doch als ausschlaggebende musikalische Autorität der Hofoper galt. Im Alter von 30 Jahren nahm er eine Stellung ein, um die ihn mancher im Dienste der Kunst ergraute Musiker beneiden mochte, mit der er, vom bürgerlich-nüchternen Standpunkte aus betrachtet, zufrieden sein konnte. Sein Gehalt [1]) war ausreichend, ihm für damalige Zeiten ein sorgenfreies, ja behagliches Leben zu gewähren, das nach den Pariser Entbehrungen noch mehr empfunden werden mußte. Allein gleich dem jungen Beethoven kannte er nicht den Wert des Geldes und war nichts weniger als ökonomisch. Das Geld war Wagner etwas Verhaßtes, Unsittliches, Es ist eine tote äußerliche Macht, liegt außerhalb der persönlichen Befähigung und dem individuellen Werte. Und doch leiht es dem Unwürdigen einen Schein von Ansehen und Glanz, mit dem sich die gewöhnliche Welt nur zu oft begnügt und nach dem sie ihr Urteil gestaltet. Schon in der Pariser Zeit haben wir Wagners sozialen Ingrimm gegen die Besitzenden, gegen die nur durch das „Kapital" zur Macht prädestinierte Gesellschaft kennen gelernt, deren Wesen dem künstlerischen Idealismus Wagners verhaßt sein mußte. Wir sehen nun, daß Wagners Auflehnen gegen die moderne kapitalistische Gesellschaftsordnung nicht auf Neid und Habgier beruhte. Der Wohlgestellte kämpfte ebenso heftig dagegen. Er entäußerte sich ehemals seines Zornes durch Ironie und Sarkasmus; er zieht die Pariser künstlerisch unfähige Gesellschaft ins Licht des Komischen, er schwingt die Geißel gegen den „deutschen Bankier" aus dem Stamme Juda und gegen die Pariser Opern-Industrie. Mit dem Laufe der Zeit war ihm das Verlangen nach systematischer Welt-Anschauung gekommen. Was er bisher nur unklar empfunden, war bei ihm systematisch durch philosophische Lektüre befestigt. Seine soziale Unzufriedenheit fand in Proudhon geistige Nahrung. Die linke Seite der Demokratie wandte sich gegen die bürgerliche Geldherrschaft, Proudhon galt als ihr Apostel, darum schloß sich Wagner

---

[1]) Aus Prölß, S. 536, zu schließen, im Anfang 1200 Thaler, wozu später (S. 544) eine jährliche Gratifikation von 300 Thalern und noch 200 Thaler aus den Erträgnissen der Abonnementskonzerte hinzukommen, also zusammen 1700 Thaler.

auch ihr, der extremsten revolutionären Partei an. Proudhons Einfluß auf Wagner ist unverkennbar.[1])

Charakteristisch hierfür ist jene Stelle in Wagners Vaterlandsvereins-Rede: „— glaubt Ihr, daß wir dann am Ziele seien? Nein, dann wollen wir erst recht anfangen! Denn dann gilt es, die Frage nach dem Grunde alles Elends in unserem jetzigen gesellschaftlichen Zustande fest und thatkräftig in das Auge zu fassen, — es gilt zu entscheiden, ob der Mensch, diese Krone der Schöpfung, ob seine hohen geistigen, seine so künstlerisch regsamen leiblichen Fähigkeiten und Kräfte von Gott bestimmt sein sollen, dem starresten, unregsamsten Produkte der Natur, dem bleichen Metall, in knechtischer Leibeigenschaft unterthänig zu sein?“ „Wie ein böser nächtlicher Alp wird dieser dämonische Begriff des Geldes von uns weichen mit all' seinem scheußlichen Gefolge von öffentlichem und heimlichem Wucher, Papiergaunereien, Zinsen- und Bankiers-Spekulationen.“

Wir sehen, das hatte mit der Reichsverfassung gar wenig zu thun. Die sozialen Verhältnisse, gegen die Wagner sich empörte, waren die der ganzen Welt. Neben den in Paris empfangenen Eindrücken hatten sich in Dresden noch andere zugesellt. Der Umstand, daß der oberste Chef des Königlichen Theaters ein Hofbeamter war, nach alter Tradition,[2]) und meist aus der zum Hof in näherer Beziehung stehenden Aristokratie erwählt wurde, hatte Wagner

---

[1]) Proudhons Schlagwort lautet: „Eigentum ist Diebstahl.“ Er folgert: Was ich mir aneigne, zu meinem Eigenthum mache, nehme ich anderen weg. Ich mache mich reich, indem ich anderen Armut schaffe. Wagner sagt mit evidenter Übereinstimmung in „Jesus von Nazareth“: „Wer Schätze häufte, die die Diebe stehlen können, der brach zuerst das Gesetz, indem er seinem Nächsten nahm, was ihm nötig ist. Wer ist nun der Dieb: der dem Nächsten nahm das, dessen er bedurfte, oder der dem Reichen nahm das, das er nicht bedurfte?“ Über den Einfluß Proudhons auf Wagner wird im zweiten Buch weiter die Rede sein.

[2]) Mitteilung an meine Freunde. Op. S. 128. — Noch im Jahre 1803 war der offizielle Titel der Hoftheater- und Kapell-Intendanten: „Directeur des plaisirs“ (Prölß, S. 245). —

gegen seinen Chef Herrn von Lüttichau[1]) und gegen die Aristokratie überhaupt verbittert. Auch der Moment hatte ihn der äußersten Demokratie zugeführt, deren Programm laut und vernehmlich die Abschaffung des Adels verlangte. Abschaffung von Geldherrschaft und Adel, das waren die zwei Forderungen der sozialistisch-demokratischen Röckel-Partei, das war das Zauberband, das Wagner an jene Demokraten fesselte. Man darf diese sozialistische oder besser gesagt „anarchistische“ (wenn man letzteres Wort seines heutigen Tages ihm anhaftenden üblen Beigeschmacks nach Nitraten entkleidet) Periode Wagners nicht mit unseren jetzigen Augen betrachten, die meist durch die Brille des Sozialistengesetzes zu schauen gewöhnt sind. Damals war die „Sozialdemokratie“ in ihrem heutigen Wesen und in ihrer heutigen Ausdehnung unbekannt. Proudhon, St. Simon und Fourrier standen als vereinzelte Gruppenführer da und ihre schwärmerischen idealistischen Ideen fanden bei Männern Anklang, die nicht anders als hochachtbar genannt werden dürfen und deren Namen mit Ehren in der Entwickelung der deutschen Geistergeschichte genannt wird. Die Unruhe, Unsicherheit der Zeit, die wild durcheinander gährenden Ideen und Probleme rissen die besten und tüchtigsten Köpfe in den Strudel mit hinein. Ich brauche nur an Hoffmann von Fallersleben, Dingelstedt, Prutz, Friedrich von Sallet, Kinkel

[1]) Herr von Lüttichau ist stets voll Wohlwollen für Wagner gewesen. Er war es, der den Komponisten des „Rienzi“ an die Dresdener Hofoper gebracht, ihm die jährliche Gratifikation beim Könige ausgewirkt und ein Arrangement der Wagnerschen Schulden eingeleitet hatte. Wenn auch, wie Prölß (S. 552) gesteht, „Lüttichau in seinen Anschuldigungen (gegen Wagner), betreffend die Vaterlandsvereins-Rede, sein dienstliches Verhalten, sein Schuldenwesen, die schließlich nachlässig gewordenen Dienstleistungen u. s. w. weiter ging, als es den Thatsachen entsprach“, so giebt Prölß doch offen zu, daß Lüttichau immer wieder Rücksicht auf Wagners Lage zu nehmen schien, und sagt: „Lüttichau gab überhaupt nur höchst ungern wahrhaft große, bedeutende Talente auf, und daß er Wagner, trotz aller ihm gemachten Vorwürfe dafür ansah, unterliegt keinem Zweifel.“ Daß Lüttichau durch seinen besonnenen, nüchternen, persönlichen, wie durch seinen amtlichen Charakter verhindert war, auf die von Wagners feuriger Phantasie erträumten europäischen sozialen und künstlerischen Reformen unumwunden einzugehen, erscheint uns klar, wie auch der Umstand, daß Wagner sich deshalb mit Lüttichau nicht zufrieden geben konnte und wollte.

und Freiligrath zu erinnern. Auch Wilhelm Jordans Poesie schwamm in sozial-revolutionärem Fahrwasser. Freiligraths Gedicht „Wie man's macht" ist bekannt, er fordert darin das Volk auf, die Zeughäuser zu plündern, in der „Freien Presse" verlangte er, man solle die Buchdrucklettern zu Kugeln umgießen, in dem seiner Zeit viel Aufsehen machenden Gedichte „Von unten auf" schildert er den Grimm und Groll des „Proletarier-Maschinisten", der den Dampfer leitet, auf dem König Friedrich Wilhelm IV. den Rhein hinabfährt:

„Tief unten aber in der Nacht und in der Arbeit dunklem Schoß,
„Tief unten, von der Not gespornt, da schür und schmied ich mir mein Los,
„Nicht meines nur, auch deines, Herr. Wer hält die Räder dir im Takt,
„Wenn nicht mit schwielenharter Faust der Heizer seine Eisen packt.
„Du bist viel weniger ein Zeus als ich, o König, ein Titan!
„Beherrsch ich nicht, auf dem du gehst, den allzeit kochenden Vulkan?
„Es liegt an mir, ein Ruck von mir, ein Schlag von mir zu dieser Frist,
„Und siehe, das Gebäude stürzt, auf welchem du die Spitze bist!
„Der Boden birst, aufschlägt die Glut und sprengt dich krachend in die Luft.
„Wir aber steigen feuerfest aufwärts ans Licht aus unsrer Gruft!
„Wir sind die Kraft! Wir hämmern jung das alte morsche Ding, den Staat,
„Die wir von Gottes Zorne sind, bis jetzt das Proletariat!
„Dann schreit ich jauchzend durch die Welt! Auf meinen Schultern stark und breit,
„Ein neuer Sankt Christophorus, trag ich den Christ der neuen Zeit!
„Ich bin der Riese, der nicht wankt! Ich bin's, durch den zum Siegesfest
„Über den tosenden Sturm der Zeit der Heiland Geist sich tragen läßt!"

Und Gottfried Kinkel sprach vor den Assisen des Gerichts zu Köln in seiner Verteidigungsrede gegen die Anklage, „ein Attentat zu Bonn verübt und einen bewaffneten Zug zur Bemächtigung des Siegburger Zeughauses organisiert zu haben", folgendes: „Man will meine Aufrichtigkeit in Frage stellen, welche selbst das Rastatter Kriegsgericht gelten lassen mußte. Aber, meine Herren, zum Zeichen meiner Aufrichtigkeit bekenne ich hier mit den bleichen Lippen des gefangenen Mannes: Ich bin Sozialist, weil mein Herz von jeher für die Unterdrückten und Armen im Volke geschlagen hat und ich in der Demokratie einzig und allein Rettung aus unserem unseligen Elende sehe! Dafür mit allen Waffen und auch mit dem scharfen Stahl und der Kugel streiten zu dürfen, ist mein Glaube und meine Überzeugung, deshalb habe ich zu den Waffen gegriffen! Am Tage

des 10. Mai ging ich mit meiner gewohnten Ruhe noch um fünf Uhr ins Kollegium, um meine letzte Vorlesung zu halten. Um sechs Uhr kam ich von da in die Versammlung, hörte hier die erschütternden Nachrichten von den Vorgängen in Düsseldorf und Elberfeld, die ein Stück nach dem andern von meinem Herzen rissen. Mein Entschluß war bald gefaßt: Ich ging in mein friedliches Haus, ergriff die Muskete, nahm Abschied von meinem Weibe, für dessen Besitz ich schon einmal das Glück meines Lebens eingesetzt hatte, und Abschied von meinen schlafenden Kindern, die wohl nicht träumten, daß sie in dieser Nacht ihren Vater verlieren würden. Dann ging es zum Kampfe."[1]) — Inmitten solch gährender Zeit, wo Unruhe und Unzufriedenheit eine so allgemeine war, wurden schließlich hervorragende, beste Köpfe in den Tumult der Ideen und schließlich zum Hochverrat gedrängt, weil die Zustände wirklich eine Reform[2]) erforderten und gegenüber der erstarrten „Reaktion" die

---

[1]) Aus Kinkels Verteidigungsrede nach den „Vereinigten Volksblättern" 1850, Nr. 37, dazu Strodtmann, „Kinkel", Bd. II, S. 178, 335 u. f.

[2]) Man denke nur an die traurige Zersplitterung Deutschlands nach innen und außen, an die büreaukratisch-polizeiliche Beschränkung der Person durch Paß-Zwang u. s. w., an die bekannten Demagogen-Verfolgungen, an das Wirken der Zensur u. s. f., Zustände, von denen sich unsere heutige Generation kaum mehr ein Bild zu machen vermag! — Über die Demagogen-Verfolgungen geben die Erlebnisse Heinrich Laubes, erzählt in dessen Erinnerungen, Bd. I, eine anschauliche Schilderung, über die Beeinträchtigung der Litteratur durch die Zensurbehörde lese man beispielsweise die von Arnold Ruge und Otto Wigand an die „hohe zweite Kammer der Sächsischen Ständeversammlung" adressierte „Beschwerde über die durch ein hohes Ministerium des Innern angeordnete 2c. Unterdrückung der Zeitschrift ‚Deutsche Jahrbücher'" 2c. (Braunschweig 1843, Friedrich Otto) und „Aktenstücke der Zensur" 2c. Aus ersterer Schrift wollen wir folgenden Passus wiederholen: „Die Verfassungsurkunde des Königreichs Sachsen ist am 4. September 1831 publiziert worden, und wir sind noch im Jahre 1843 ohne Preßgesetz, wir sind faktisch noch immer den polizeilichen Verordnungen, dem Ermessen der Verwaltungsbeamten, der Willkür der Zensur, der Konfiskation ohne Urteil und Recht, der Unterdrückung und den Verboten auf bloßen Ministerialbefehl preisgegeben, — preisgegeben mit unseren Kapitalien, mit unseren Erwerbszweigen, mit den Früchten langjähriger, ausdauernder und von der Gelehrtenwelt anerkannter Arbeiten."

aufschießenden Verbesserungs-Ideen immer gewaltsamer durcheinander gingen und jedes Maß von Besonnenheit gänzlich geschwunden war. Ganz Deutschland war in Unruhe, so viele lebhaft denkende und empfindende Köpfe hatten im Labyrinth der Probleme der neuen Zeit den festen Pfad unter sich verloren, — war es da ein besonderer Fall von persönlicher Ruchlosigkeit, wenn der ungestüme, kraftgeniale Wagner, der gerade damals die furchtbarsten inneren Kämpfe zwischen sanguinischer Hoffnung und gänzlicher Verzweiflung durchrang, den Stürmen der Zeit nicht widerstand, nicht zu Hause blieb wie sein „Kollege Reissiger", sich nicht auf den Kapellmeisterdienst beschränkte, sich mit dem Achtungsdurchfalle seiner Opern[1]) begnügend. — Wir haben Wagners Abneigung gegen die politisch formelle Richtung, „gegen Lüge und Heuchelei" kennen gelernt, seine eigenen Worte bestätigen uns, daß der „rein menschliche Kern" der Revolution ihn zu ihr hinzog. Unter dem Drucke äußerer politischer Mißstände des Staates erhoffte man eine Besserung der Zustände lediglich nach dem Falle eben jener äußerlichen Schranken. Wie alle leidenschaftlichen Umsturz-Politiker glaubten auch die Revolutions-Idealogen von damals und mit ihnen Wagner, daß das Hindernis für eine edlere Menschheits-Periode nur in den äußerlichen politischen Zuständen läge und daß nach dem Fallen der Schranken, nach dem Siege der Revolution sofort ein seliges, goldenes Zeitalter beginnen werde. Man kennt bei solcher Ansicht nur ein gleiches Volk, als eine schlechthin gute und vortreffliche Masse, für die man unbedingt die „Souveränität" verlangt; — man spricht derselben einen allgemeinen großen Universal-Edelmut, eine allgemeine große Generaltugend zu; man macht sich nicht klar, daß zwischen Individuum und Individuum ein wesentlicher Unterschied des Vorstellungsvermögens nach Stärke und Inhalt, ein wesentlicher Unterschied der Kraft, der Intelligenz und des ethischen Bewußtseins besteht. —

[1]) „Der Schiffbruch der Medusa", Oper in 4 Akten, Musik von Reissiger, aufgeführt zum ersten Male in Dresden am 16. August 1840, ausführliche anerkennende Besprechung von C. Banck, der dabei Wagner in schärfster Weise angriff und den „Tannhäuser" bekrittelte (im „Dresdener Tageblatt" 1846, August).

Erst viel später hat Wagner diesen Irrtum erkannt, als er in der Schopenhauerschen Philosophie seine „Erlösung“ fand. Bis dahin haben wir mit ihm noch als dem generalisierenden Revolutions-Idealogen zu thun. Uns Zeitgenossen von heute ist jene Anschauung fremder geworden, der Druck der äußeren Schranken ist von uns gewichen, wir denken schließlich viel aufgeklärter über jene ungestüm wogende Zeitperiode, als es die „Aufgeklärtesten“ von damals sich träumen ließen! Was wäre aus der Welt geworden, wenn vielleicht Bakunin Präsident der gesetzlos freien Gemeinschaften von Europa, Wilhelm Weitling ihr Kultusminister und Richard Wagner oberster Kunstwart geworden wäre? — Wahrlich, es wäre aus der Kunst etwas ganz anderes geworden, als was Wagner in glühender Begeisterung erhoffte. Der Verlauf der großen französischen Revolution liefert hinreichend Material zu beliebigen Analogie-Schlüssen! — Die Beustsche Reaktion, die Rabenhorstschen Kanonen uud die preußische Militärhilfe haben schließlich mehr Segen gebracht, als jemals die „Vaterlandsvereine“ vermocht hätten.

Aber wir dürfen andererseits durchaus wieder nicht vergessen, daß gerade unter dem Hochdrucke der Stimmung von damals Ideen und Werke ins Leben der Geschichte traten, die eine unbestrittene Förderung der Entwickelung unseres Jahrhunderts bewirkten, und nur vom Standpunkte jenes absoluten Revolutionismus aus war es möglich, daß Wagner seine grundlegenden Kunstschriften und Werke verfaßte. Wir müssen der Entwickelung der Geschichte Rechenschaft tragen, dann wird uns der „Revolutionär“ Wagner in einem milderen Lichte erscheinen. Wir haben gesehen, daß seine Beteiligung am Aufruhr fast nur mehr eine aus der tiefsten Überzeugung seiner Welt-Anschauung hervorgehende geistige Interessen-Teilnahme gewesen ist. Nur daraus ist es auch erklärlich, daß er die naive Ansicht hegen und aussprechen konnte, er sei nur als Neugieriger beim Kampfe gewesen und er wolle wieder nach Dresden zurückkehren. Die in den Akten aufgezeichneten revolutionären Handlungen, die Bestellungen der Handgranaten, die Rekognoszierungen vom Kreuzturme aus u. s. w. übersah er, sie mochten von ihm nur als ganz zufällige, durch den Augenblick geschaffene Handlungen betrachtet worden sein. Wir können diese Anschauung auch zu der unsrigen machen.

Wie Bakunin im Verhör ausdrücklich bekundet, hat er sich mit Wagner nie zu gemeinschaftlichem Handeln verbunden. Er hielt ihn je für einen „Phantasten". Bakunins Meinung von Wagner ist geringschätzig. Es geht daraus hervor, daß Wagner vor Ausbruch der Revolution keine bestimmte aktive Rolle zuerkannt, kein Austrag zu teil geworden ist. Wir haben daher seine Handlungen lediglich als zufällige zu betrachten. Bei Bestellung der Granaten[1]) wird sich

[1]) Über die Handgranaten ist in späterer Zeit noch viel gefabelt worden. Ein preußischer Leutnant a. D. v. Barchmin erzählt in seinem sonst höchst belanglosen Schriftchen „Die soziale Bewegung der Gegenwart in ihrer Bedrohung der Familienhaftigkeit (!) und des Staatslebens" (Köstritz 1876, Selbstverlag) von einer persönlichen Begegnung mit Bakunin im Jahre 1849, als dieser mit Heubner von Chemnitz aus nach Altenburg transportiert wurde, weil man ihre Auslieferung an preußische Truppen und ihren Transport auf Umwegen für geratener hielt.

Barchmin war zu jener Zeit wachthabender Offizier in Altenburg und berichtet (S. 41—43) über das zufällige Zusammentreffen. Unter anderem erzählt er: „Bakunin hatte bei seiner Verhaftung noch so viel Geistesgegenwart, nach einer Handgranate zu greifen und mit verzweifeltem Mute dieselbe mitten unter seine Häscher zu schleudern. Zum Glück mißlang die teuflische Absicht; die Granate krepierte nicht und Bakunin mußte sich in das Unvermeidliche fügen." Etwas abweichend davon erzählt Lubojarski, Bakunin habe während des Transports im Wagen mittelst einer Handgranate Selbstmord ausführen wollen. Beide Berichte sind unwahr. Herr Stadtrat Heubner teilte mir hierauf bezüglich folgendes mit: „Von einer Gegenwehr weiß ich nichts, sie wäre nach den Verhältnissen ein Unsinn gewesen, daher halte ich es auch für Erfindung, daß Bakunin eine Handgranate geworfen habe, ich weiß davon durchaus nichts, ebensowenig von einem Selbstmordversuche." „Wir legten uns zu Bette. Wenn von einem ‚gefahrvollen Unternehmen' und von ‚unbedeutender Gegenwehr' bei der Verhaftung erzählt wird, so ist dies eine weidliche Flunkerei, Leute zu überwältigen, in deren Augen seit sechs Tagen und sechs Nächten kein Schlaf gekommen, wenn sie endlich in solchen versunken waren, ist kein Heldenstück." Zu bemerken ist, daß Herr von Beust in seinen Memoiren versichert, man habe ihm am Tage vorher mitgeteilt, daß die Führer im Begriffe ständen, das Weite zu suchen, und ihm, offenbar zu dem Zwecke, damit ihnen der Weg verlegt werde, auch gesagt, welche Richtung sie einschlagen würden. Er habe aber davon keinen Gebrauch gemacht. In Anbetracht dessen, daß die Regierung selbst Heubner die Flucht stillschweigend gewährte, muß der Berichterstatter, dem die Charaktereigenschaften dieses Mannes bekannt sind, aufrichtig bedauern, daß sich in Chemnitz ein Verräter

Wagner wenig die daraus entstehen könnenden Folgen überlegt haben. Mit seinen Genossen vom Vaterlandsverein schwärmte auch er für allgemeine Volksbewaffnung.[1] Der Umstand, daß Röckel seine Schrift über dieses Thema dem Ministerium Oberländer einreichte, beweist, daß diese Bestrebungen auf offiziellem, legalem Boden fußten. Wagner wird einfach im Feuereifer mit Röckel zu dem besagten Zinngießer gegangen sein und sich im Feuereifer in das Gespräch gemischt haben. Was seine Turmbesteigungen betrifft, so müssen wir zur Erklärung auf die charakteristische Beschaffenheit des Ortes und der Situation hinweisen.

Die Kreuzkirche, Dresdens erste evangelische Haupt- und Pfarrkirche, liegt mitten in der Stadt, in einem nach der südwestlichen Ecke des Altmarktes offenem Platz, ehrwürdig durch mannigfache Erinnerungen, die sich an das alte, durch architektonische Schönheit wenig hervorragende Gebäude knüpfen, berühmt durch die Fernsicht, die ihr 96 Meter hoher dem Altmarkte zugewendete Glockenturm gewährt. Die Rundsicht eröffnet den weitaus schönsten Überblick über das anmutige Elbthal, offenbart die allgerühmte hervorragend schöne malerische Lage Dresdens. Tief unten zu den Füßen des Turmes lagert die Stadt. Die Dächer des ältesten Teiles Dresdens gruppieren sich in scheinbarer, malerischer Unordnung und mannigfaltiger Höhen-Abstufung durcheinander, leichter blauer Rauch

---

fand, der die Polizei führte, die wehrlosen Flüchtlinge dingfest zu machen. Ein früherer „Demokrat", Dr. Becker mit Namen, hat, als sich das Blättchen gewandt, das Heldenstück vollbracht. Da ein Tzschirner entrann, hätte man Heubner ein besseres Schicksal wünschen können, als ihm zu teil werden mußte.

[1] Siehe die Vereinsrede im vorigen Kapitel. Dieser Plan einer allgemeinen Miliz, so absurd er uns auch jetzt erscheinen mag, lag unter damaligen Verhältnissen doch nahe genug, nachdem von den Regierungen selbst „Kommunalgarden, Bürgerwehr, Bürgerbataillone u. s. w." eingerichtet waren, deren militärische Brauchbarkeit und Tüchtigkeit für den Ernstfall sich in den Revolutionstagen freilich nicht sehr glänzend bewährte! — Auf die Unsicherheit dieser Biedermann-Regimenter bauten die Revolutionsmänner ganz besonders, die geplante Abschaffung der stehenden Heere (und als deren Surrogat die „Volkswehren") war ein klug beabsichtigter Schachzug, der freilich nicht gelang. Ebensowenig wie die Kommunalgarden gegen die Revolution zu verwerten waren, ebensowenig auch für dieselbe.

windet sich aus den Schornsteinen langsam über die Dächer dahin zu den Lüften des Umschauers empor. Das große Quadrat des Altmarktes unterbricht die Dächermassen, wie auf einem zierlichen Miniatur-Panorama überblicken wir mit einem Male alle historisch hervorragenden Gebäude Dresdens, wie Schloß, Zwinger, Dom, Terrasse und Theater. Der Elbstrom teilt in mannigfachen Windungen das Panorama. Drei belebte Brücken spannen sich über das hellblaue, grünumsäumte Band des Stromes. Jenseits dehnt sich die Neustadt aus, ein jüngerer Stadtteil, der sich fächerartig nach den waldigen Hügeln und dem grünen Hochplateau der den Horizont nach Nordosten weithin abschließenden Dresdener Haide hinein erstreckt. Weite grüne Plätze, lange hohe Kastanienalleen wechseln mit den weißen Häusermassen aus hellem, sächsischem Sandstein. Aus der grünen Fläche der Wälder schauen die Mauern stattlicher Schlösser hervor, dort wo die Hügel der Haide an das rechte Elbufer herantreten und die entzückende Stromlandschaft von Dresden nach Pillnitz mit Weinbergen, Blumenmatten und freundlichen Landhäusern bekränzen. Hinter der Pillnitzer Hügelkette treten die Höhen des sächsischen und böhmischen Elbsandsteingebirges hervor, in der äußersten Flanke gegen Osten erhebt sich der ungefähr 30 Kilometer entfernte Königstein, seine weißen Mauern glänzen im Sonnenschein und beherrschen das flachere, wie ein buntes, farbenvolles Gewirk ausgebreitete weite fruchtbare Gefild des Elbtals. Sanft aufsteigend zieht es sich terrassenförmig mit zahlreichen umfangreichen Ortschaften nach Süden und Westen, nach dem in der Ferne sich dahinziehenden Erzgebirge und der kohlenreichen Höhe des Windberges und der Zaukerodaer Kette hin. Wo sich im Westen der Elbstrom in den Horizont verliert, begrenzen die steilen, sonnigen Rebenhügel der Lößnitz, — weiterhin der Meißner und Coswiger Höhen den Ausgang des Thales.

Seiner weithin reichenden, umfassenden Fernsicht wegen wird der Kreuzturm seit alters her als hervorragenste Warte über den Elbgau benutzt. Noch heute wechseln sechs Wächter sich ununterbrochen bei Tage und Nacht ab, um über Dresden und Umgegend die Feuerwacht zu halten, durch Glockenschläge die maßgebende Ortszeit zu vermelden und durch bunte Zeichen von der Galerie des

Turmes dem Dresdener Bürger eine mutmaßliche Witterungsprognose zu verkünden.

In jenen stürmischen Maitagen des Jahres 1849 war die Kreuzkirche nach dem Altstädter Rathause, dem Sitze der provisorischen Regierung, der zweitwichtigste Punkt für die Insurgenten und ihren Strategen, Michael Bakunin. Mit Gewalt hatten sich die Insurgenten des Gotteshauses bemächtigt,[1]) die Treppen zum Turme erstürmt und waren von allen Seiten der Galerie, die Fenster durchschlagend, in die Wachtzimmer gedrungen, die Türmer vergewaltigend. Von dem über der Galerie gelegenen Stuhle der Uhrglocken feuerten gegen 70 Mann aufständige Scharfschützen auf das in den Straßen kämpfende Militär.[2])

Von dem Turme aus ließen sich die Ereignisse des Kampfes am geeignetsten überblicken, die Angriffe auf die Barrikaden und die Verteidigung der Straßen beobachten. Von besonderem Wert war jedoch der Kreuzturm für die Insurgenten, um nach den sehnlichst erhofften Zuzügen Ausschau halten zu können. Wie bereits aber bemerkt wurde, sind alle strategischen Maßregeln in Dresden auf Defensive beschränkt gewesen; von einer Hoffnung auf Gelingen des Aufruhres konnte nur die Rede sein, wenn nach der Erwartung der Aufständischen das ganze Land Sachsen sich erheben würde, wenn die Kommunalgarden, Bürgerwehren und Freischaren aus allen Gauen herbei strömten, um mit Übermacht die Hauptstadt zu entsetzen und die Truppen zum Weichen zu zwingen.

Mit fieberhafter Aufregung wurden daher die Zuzüge erwartet, und als diese nicht in der erhofften Stärke eintrafen, war das Schicksal des Aufstandes besiegelt.

Die wenigen Hilfskorps aber, die wirklich erschienen, mußten

---

[1]) Siehe Krause, S. 47 und 50, und Meisel, S. 18.

[2]) Nach einem mündlichen Berichte des jetzigen Turmwächters, dem Sohne des Seite 183 genannten Turmwächters. Auch Montbé erwähnt S. 211 einen am 7. Mai mittags 1/412 Uhr vom Neumarkt aus gegen den Turm gerichteten Artillerie-Angriff, da aus den Schallöchern unablässig gefeuert wurde. „Der erste Schuß ging zu hoch, der zweite traf den oberen Rand des Schalloches; die zwei letzten Schüsse hatten die gewünschte Wirkung, da der Turm alsbald von den Büchsenschützen geräumt wurde.“

mit besonderer Vorsicht auf Umwegen in die Stadt geleitet werden, weil in der Umgegend Kavallerie streifte: Bei einer solchen Gelegenheit ist Röckel in Gefangenschaft geraten. Vielleicht wurde auch der Zuzug von Werdauern, den Röckel von Wurzen aus anmaschieren sah, vom Kreuzturme aus rekognosziert, und Wagner ist ihm entgegengegangen. Die übereinstimmenden Daten lassen wenigstens diesen Schluß zu.[1])

Während der Tage vom 3. bis zum 4. Mai war und blieb der Kreuzturm eine wichtige Station der Aufständischen. Bereits in der Nacht vom 3. zum 4. stürzen von seiner Höhe Raketen auf als Kampfsignale für die umliegenden Ortschaften, die durch helle Feuerzeichen auf den Höhen antworteten.[2])

Die Raketensignale wurden in der frühen Morgenstunde wiederholt. Die Kreuzturmglocke gab das Zeichen zum Sturme.

Bei Proklamierung der provisorischen Regierung am 4. Mai verkündeten die feierlichen Klänge des schönen Kreuzkirchengeläutes[3]) das seltsame Ereignis; und mancher ehrenwerte Bürgersmann wußte sich diesen Feiertagsgruß nicht recht zu deuten.[4])

Auf dieser wichtigen Beobachtungs- und Signalstation der Dresdener Revolution ist nun in jenen Tagen Wagner gewesen. Was war natürlicher, als daß er, den die fieberhafte Erregung jener Tage, gepaart mit den heißesten idealistischen Hoffnungen seines Innern, nicht zu Hause litt, jenen Punkt aufsuchte, um über die Mauern der kämpfenden Stadt hinweg eine Rundschau zu halten?

---

[1]) Röckel war Wagner nur einmal während des Aufstandes begegnet (S. 184), und zwar kurz nach der Pechsiederei. Letzteres kann also nur am Montag den 7. gewesen sein, in dessen Frühe Wagner auf dem Kreuzturme verweilte.

[2]) Krause, S. 50.

[3]) Von Weinhold gegossen.

[4]) So auch ein harmloser Mann, der von einem neuen Weltalter noch nicht viel wußte und bei Anhören des Glockenläutens andachtsvoll meinte, dasselbe gälte einem vornehmen Leichenbegängnisse! (Siehe „Das Dresdener Blutbad oder des Volkes Erhebung und Fall zu Dresden" u. s. w. von einem Augenzeugen, 2. Auflage, Bautzen, Reichel, und „Der Aufstand zu Dresden im Mai 1849 und meine Gefangenschaft" von Karl Rosen, Dresden 1849. Selbstverlag.)

Man muß sich in die Aufregung jener Tage, besonders in Wagners Stimmung, zu versetzen suchen, um eine Vorstellung von dem leidenschaftlichen Interesse am Gang der Dinge, am Ausgang des Kampfes zu gewinnen. Man vergegenwärtige sich das Bild, das sich dort dem Auge des Umschauhaltenden bot. Aus erhaben klarer Höhe blickte er über den im Maienschmucke prangenden, sonnenbeglänzten Elbgau: über ihm heller, stiller, blauer Frühlingshimmel, zu Seiten die entzückende bunte Landschaft. Dicht unter den Füßen dröhnten die Sturmglocken zu dem knatterndem Gewehrfeuer, das unabläßig die Stadt durchtobte, wo nach Meinung der Revolutions-Idealogen um den Eintritt einer neuen Weltepoche gekämpft ward: des neuen, goldenen Zeitalters der reinen absoluten Menschenliebe, ohne Pfaffenwahn und Elend, ohne Habsucht und Niedrigkeit. Und über seinem Haupte krachten die Büchsenschüsse der Verteidiger dieses sonnenhellen Traumes, um dessen Verwirklichung mit Blei und Blut gerungen ward. Was kommt in Anbetracht einer solchen einzigartigen Situation, welche eine Künstlerseele ohne Weiteres packen mußte, darauf an, ob Wagner dem neben ihm stehenden Bakunin oder dem Adjutanten v. Zychlinski ein paar Notizen mit schreiben und hinabwerfen half? Die Leidenschaftlichkeit des Augenblickes mag viel dazu gethan haben. Noch in viel späterer Zeit gestand Wagner einem Freunde,[1]) wie mächtig ihn jener Ausblick ergriffen habe: „Es war wunderschön auf dem Kreuzturme!“

Aus solcher, durch den Moment eingegebenen, leidenschaftlichen Erregung und Begeisterung, die sich bei Wagners Beschaffenheit besonders energisch äußerte, mögen auch jene übrigen Unbesonnen-

[1]) Herrn Professor Kietz in Dresden. — Noch im Jahre 1851 schreibt Wagner aus der Schweiz an Uhlig (Uhlig, S. 112): „soeben komme ich aber von der Albishöhe herunter, wo ich den schönsten Anblick gehabt, seit ich auf einem gewissen Kreuzturme stand: die ganze Alpenkette vom Säntis bis zum Berner Oberland im hellsten Sonnenlichte und über alle Tiefen ein dichtes Nebelmeer ausgebreitet, aus welchem die furchtbare Inselwelt herrlich hervorragt. Wie mag es wohl jetzt auf den Röcknitzer Höhen sein?“ — Ein Leipziger bekannter Parlamentarier erzählt, er habe Wagner oben auf dem Turme getroffen, während die Gewehrkugeln dicht um ihn an das Mauerwerk schlugen. Den Hinweis auf diese lebensgefährliche Position habe Wagner mit den Worten beantwortet: „Ich bin unsterblich!“

heiten, wie die Anreden an die Chemnitzer Kommunalgarde, das leidenschaftliche Umarmen Heubners coram publico u. s. w. hervorgegangen sein, die dem späteren, nüchternen Betrachter in ganz anderem Lichte erscheinen mußten. Wenn wir Wagners Beteiligung am Mai-Aufstand mit Rücksicht auf die Zeitumstände, auf die Stimmung und Erregung des Künstlers betrachten, so werden sie eine mildere Beurteilung verdienen. Der Revolutionär Wagner erscheint uns nur als der fieberhaft erregte Idealog, den glühendes Interesse und leidenschaftliche Unbesonnenheit in eine Kette allgemeiner Wirrnisse verstrickten und dessen Thaten in psychologischer Hinsicht hochinteressant, in Praxi aber mehr oder weniger belanglos sind.

Freilich hatte die Justiz die Dinge anders als mit den Augen eines leidenschaftlichen Künstlers zu betrachten. „Ein Recht zur Revolution kann nun aber, wenigstens vom juristischen Standpunkte aus, niemals anerkannt werden,“ heißt es in den Entscheidungsgründen der Justiz klar und bündig. [1])

Der Dresdener Aufruhr hatte nicht nur Sachsen und seine Monarchie, sondern auch ganz Deutschland in der Existenz bedroht, der Sicherheit des blühenden Staates und dem edelmütigen Herzen des Königs eine schwere Wunde geschlagen. Sachsen war thatsächlich außer Rand und Band geraten. Eine nüchterne Rehabilitation der alten straffen und mustergiltigen Verwaltung that dringend not, denn die wirren ausschweifenden politischen Ideen hatten die staatliche Ordnung und Sicherheit arg erschüttert und gelockert. Das Tohu Wabohu der verschiedensten Reform- und Revolutions-Gedanken, von denen die Leitartikel und Berichte der zeitgenössischen Zeitungen, [2]) sowie die Verhandlungen der zuletzt ganz ins haltlose Extreme geratenen und darum aufgelösten zweiten Kammer hinreichend Kenntnis geben, hatte mit dem bewaffneten Aufruhr geendet; die nun folgende geschmähte „Reaktion“ war wirklich ein heilsamer Segen für Sachsens Land und Volk. Mag auch die Weltgeschichte für Herrn von Beust wenig Lorbeer übrig haben, das eine Verdienst muß ihm

---

[1]) Siehe Pappermann, S. 7, und Röckel, S. 226.

[2]) Siehe das Litteratur-Verzeichnis am Schlusse des Buches.

zuerkannt werden, daß er in jenen verzweifelten Tagen Energie und Mut genug besaß, um inmitten der Hochflut des Idealogentums der nüchternen staatsmännischen Klugheit, die allen Gegnern fehlte und damals überhaupt selten geworden war, wieder zum Siege verholfen und somit die ins Bodenlose geratenen Dinge wieder auf den festen Grund der Disziplin und staatlichen Ordnung zurückgeführt zu haben. Gern können wir Herrn von Beust beistimmen, wenn er berichtet:[1]) „Daß ich es mir zur Aufgabe machte, vor Allem aus Kirche und Schule[2]) die Politik wieder zu entfernen, die

---

[1]) „Aus dreiviertel-Jahrhunderten“, S. 85.

[2]) Nur als beiläufige Illustration wollen wir aus den im „Dresdener Journal“ 1849 enthaltenen Berichten von Versammlungen der Kammer und der Vaterlandsvereine eine beliebig herausgegriffene Blütenlese mitteilen: Das „Dresdener Journal“ (1849 Nr. 111) berichtet über die Gründung eines neuen Vaterlandsvereines in Zschopau: „Der Vice-Obmann Kantor Geißler und das Ausschuß-Mitglied Pastor Würkert hoben das Kindlein aus der Taufe. Es empfing den Namen ‚Vaterlandsverein‘. Indessen ungeachtet der gemeinen Reden eines abgesetzten Schulmeisters Weißflog und der noch viel schmutzigeren Auseinandersetzungen lokaler Verhältnisse durch den hiesigen Barbier Weigelt verlief alles in Frieden und Fröhlichkeit. Sodann interpellierte der Pastor Würkert wegen eines hier gewünschten Bezirksgerichtes. — Endlich nahm der Barbier Weigelt das Wort unter Ausdrücken, wie sie eben nur jemand, der auf der niedrigsten Stufe der Gesittung steht, zu geben vermag.“ — In einer andern Versammlung wird über jenen Lehrer Weißflog berichtet: „Seine Rede bestand in den gemeinsten Schmähungen über die Fürsten, Pfaffen, den Adel, die Beamten und Advokaten, wie den Geldsack der Fabrikanten.“ („Dresdener Journal“ Nr. 96 und 97.) — Ein Diakonus Tauerschmidt, Mitglied der äußersten Linken in der zweiten Kammer, sprach die gewichtigen Worte: „Und wenn aus den höheren Ständen niemand mit mir für die Republik stimmt, so werde ich selbst mit Leuten aus dem Spital sympatisieren, wenn sie nur Republikaner sind.“ („Dresdener Journal“ Nr. 107.) — Ein anderer Geistlicher und ebenfalls Abgeordneter des Landtags sprach in der 47. Sitzung der zweiten Kammer: „Das Bewußtsein einer Gemeinde, daß sie eine Kirchengemeinde bildet, besteht bloß noch darin, daß sie vielleicht zwei bis drei Männer anstellt, die den Klingelbeutel herumtragen, oder darin, daß sie nach drei Jahren zusammenkommt und Kirchenrechnung hält“ (cfr. Landtagsmitteilungen 1849, 3., S. 997). — Auch einer ergötzlichen Anekdote aus den Erlebnissen des Herrn von Beust wollen wir ihrer Charakteristik wegen anführen: „In den Jahren 1845—1849 war in Sachsen durch Ronge der Deutschkatholizismus in Schwung gekommen, daneben aber bildeten sich

dort in einer für Sache und Personen so verderblichen Weise eingedrungen war, wird man nicht tadeln wollen. Ein neues Schul-

---

sogenannte freie Gemeinden. Ich war also Kultusminister und eines Tages läßt sich melden ‚der Älteste des Landeskirchen-Vorstandes‘. Ich erwartete einen ehrfurchtgebietenden Greis in langem Talar zu sehen, da tritt ein sehr elegant gekleideter Herr mit den Worten: ‚Exzellenz, Sie erinnern sich wohl nicht auf mich? Ich bin der Schneider M. Im Jahre 1840 sollten die fremden Arbeiter aus Paris ausgewiesen werden, und da haben Sie sich für mich verwendet, daß ich bei Chevreuil bleiben konnte, was ich Ihnen noch heute danke‘. ‚Freut mich sehr‘ erwiderte ich, ‚aber wie kommen Sie zu ihrer jetzigen Stellung?‘ — ‚Ach Gott, das weiß ich selbst nicht, kostet mich noch dazu Geld, ich werde es aufgeben!‘ — ‚Daran werden Sie wohlthun‘.“ (Aus Beusts genanntem Buch, S. 87.) Selbst bei den Truppen gab es, glücklicherweise nur vereinzelte, öffentliche Kundgebungen im Sinne der Demokratie, die unablässig das Militär haranguirte, um bei Ausbruch einer Revolution aus ihrer erhofften Unsicherheit Nutzen zu ziehen. Man vergleiche z. B. hierzu die Angriffe gegen einen „sächsischen Major“ im „Turmwart“ Nr. 2 und 3 und die Antworten und Gegenantworten einzelner Soldaten in Nr. 16 und 17. Auch die „Europäische Marseillaise“, die in einem Regiment gesungen ward, war alles andere als ein loyales Lied.

Ferner: In einer Volksversammlung zu Schöneck im Vogtlande fordert ein Herr Predigtamtskandidat aus Auerbach, Nietzsche: „Ein-Kammersystem, Aufhebung des Adels und seiner Vorrechte, Initiative des Volkes bei der Gesetzgebung, selbstgewählte Regierung. Sodann beschrieb er das wahre Wesen der Republik, die er für die natürlichste, vernünftigste und zeitgemäßeste Staatsform hinstellte u. s. w.“ („Dresdener Journal“ 1849, Nr. 78.) — Es scheint, als habe damals manches Kirchenfähnlein der orthodoxen Landeskirche sich sehr behend nach der neuen Windrichtung gedreht, — freilich um ebenso schnell wieder zu wenden, als das Wetter umschlug und das Konsistorium der Oppositionslust mancher Geistlichen wieder den alten disziplinarischen Dämpfer aufsetzte. Dann reagierten die liberalen Wetterfahnen nicht mehr und rosteten behäbig ein. —

Die in Grimma 1848—1849 erschienene „Fackel“, Oppositionsblatt gegen „Lüge und Unverstand“, bringt Nummer für Nummer eine erbauliche und für den Kulturhistoriker höchst lehrreiche Blütenlese von unglaublich albernen Redereien, die die Mitglieder der Linken jener denkwürdigen Kammern im höchsten Pathos herausschmetterten. Wir verweisen auf diese Zeitschrift und auf die offiziellen Mitteilungen der Landtagssitzungen. — Nur noch ein charakteristisches Beispiel: In derselben Sitzung vom 28. März will der Abgeordnete Jäckel das Ministerium stürzen, „weil es der politischen Bildungsstufe, welche die Mehrheit des sächsischen Volkes erreicht hat, nicht entspricht“.

gesetz verschärfte die Aufsicht über die Lehrer, brachte ihnen aber zugleich eine sehr erwünschte und sehr dringende Erhöhung des Minimal-Einkommens." Viele Beamte der Justiz und Verwaltung, Geistliche und Lehrer hatten teils offen die Revolution begünstigt, teils doch wenigstens mit ihr sympathisiert. Besonders schlimm war es in den Gemeinde-Verwaltungen zugegangen; die extremen Parteien hatten durch laute Agitation es vermocht, die Kommunalämter mit ihren Gesinnungsgenossen zu überschwemmen, bei deren Wahl wohl mehr das politische Glaubensbekenntnis, als wirkliche praktische Tüchtigkeit den Ausschlag gaben.[1])

— Als Maßstab der Bildungsstufe mancher Kammermitglieder mag ein Artikel aus der Rede des Herrn Arndt, Volksvertreter für Roitzsch bei Wurzen, gelten („Dresdener Journal" Nr. 86), der die „Kreisdirektion" angreift, weil man oft Leute in das Fohlen-Register einträgt, die kein Pferd zu belegen haben. Auch die Naturwissenschaft wollte in der Kammer vertreten sein. So hielt ein Schullehrer Feldern, Abgeordneter für Hainichen, eine lange und schöne Rede (29. Sitzung) gegen das Bepflanzen der Chausseen mit Pappeln und deduzierte, „daß sich auf ihnen eine gewöhnlich grün und weiß gestreifte Raupe aufhalte, die sich von den Pappeln nähren und den Obstbäumen sehr viel Schaden verursache". — Das Diktum des Abgeordneten Advokat Kell: „Ich kenne die Absichten der ersten Kammer nicht, aber ich mißbillige sie" ist zum geflügelten Wort geworden, es bezeichnet am besten den entschiedenen „Standpunkt" jener parlamentarischen Helden der zweiten sächsischen Kammer, die in 50 Sitzungen 71 Interpellationen brachten.

[1]) Siehe z. B. darüber Krause, S. 7 und 8. — Das „Dresdener Journal" berichtet ferner eine ergötzliche Geschichte von einem ersten Kammer-Mandatar und Matador, von dem seine Wähler, schlichte Bauern, eine Art Befähigungsnachweis verlangten: er sollte beweisen können, daß er kundig sei — des Lesens. Leider bestand der Volksmann die Probe nicht besonders gut, man gab ihm das Wochenblättchen in die Hand, und der Held der Rede kam übers Buchstabieren nicht hinaus („Dresdener Journal" 1849, Nr. 106). Wer denkt dabei nicht unwillkürlich an Reuters köstliche Darstellung der Mecklenburger Revolution in „Ut mine Stromtid", an den „Rahnstedter Reformverein" und an das geflügelt gewordene Wort jenes Braven, der da meinte, Republik müßte sein, aber der Großherzog auch. Leider scheinen jedoch die Bräsig-Naturen nicht gar zu häufig zur Geltung gelangt zu sein! Die Berichte über die Versammlungen einzelner, oft in kleinsten Ortschaften etablierter „Vaterlandsvereine" erhellen, welche lächerlichen Ratomontaden und Kannegießereien, aber auch welche gefährlichen, hetzenden, von unfähigen Leuten einem gläubigen Publikum vorgepredigt wurden. Bezeichnend seien

Die erste Mai-Woche hatte die unablässig geschürte Glut zu hellen Flammen entfacht und Sachsen war an den Rand des Abgrundes geraten. Nach der Niederwerfung der Revolution mußte im Interesse der Ordnung energisch eingeschritten werden, um dem an „Revolution" und „Republik" gewöhnten Volke auch die praktischen Konsequenzen jener Schlagwörter anschaulich zu machen und das Feuer ein für allemal zu dämpfen. Die Gefahren, in welchen Sachsen während jener unheilvollen Tage gezittert, brachten energische Untersuchungen und nachdrückliche Strafen mit sich. Tzschirner und Todt waren entflohen, Heubner, Bakunin, Röckel und andere wurden zum Tode verurteilt, der milde Sinn des Königs verwandelte alle Todesurteile in lebenslängliche Zuchthausstrafe, da Festungshaft nach damaligen Gesetzen nicht zulässig war. Unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf: Welches Schicksal wäre unserem Wagner zu teil geworden, wenn ein weniger glücklicher Stern über seiner Flucht gewaltet hätte? Es ist mißlich und schwierig zugleich, über das Urteil, welches Wagner getroffen hätte, eine nachträgliche Mutmaßung auszusprechen. Nur aus einzelnen analogen Fällen ist zu schließen, daß seine Verurteilung keine leichte gewesen wäre. Der Steckbrief gegen ihn war sehr schnell nach der Niederlage der Insurrektion erlassen, wahrscheinlich auf den bei Röckel gefundenen Brief hin. Er war, mit seinem Vermerk wegen wesentlicher Teilnahme, ein Beweis, daß man auf Wagners Habhaftwerdung von gerichtlicher Seite ein großes Gewicht legte. Denn verhältnismäßig nur wenig politisch Gravierte wurden auf diese Weise verfolgt.[1]) Wenn Wagner sich

---

die Worte, die ein Herr Wege, Abgeordneter von Treuen, in der zweiten Kammer sprach: „Das vorige Ministerium war ein korruptes Volksministerium, das neue ist ein korruptes büreaukratisches Ministerium. In ihm findet man Arbeiterweisheit, Federweisheit, Diplomatenweisheit und nichts als Weisheit. Das Volk will aber keine Weisheit, weil es durch die Weisheit zu Grunde gerichtet ist!" (Sitzung der zweiten Kammer am 21. März 1849.) Durch königliches Dekret vom 28. April 1849 wurden die beiden Kammern aufgelöst, wenige Tage später tobte der Aufruhr durch die Hauptstadt.

[1]) Der „Dresdener Anzeiger" enthält bis zum 1. Juni nur 20 Steckbriefe. Der Wagnersche ist darunter der achte. Die Reihenfolge ist am 11. Mai: Advokat Marschall v. Bieberstein, Rechtskandidat Leo v. Zychlinski, am 13: Fabrikant Schärff und der aus der Fronveste entsprungene Hand-

auch nicht direkt am Kampfe beteiligt hatte, so mußte er doch in den Augen der Gerichte in bedenklicher Weise in die Begebnisse verwickelt gewesen sein. Schon in der bloßen Anerkennung der provisorischen Regierung ersah man das Verbrechen des Hochverrats. Ganz besonders aber richtete sich die Strenge der Justiz gegen die Anstifter und geistigen Urheber des Aufruhres, gegen die, welche mittels geheimer Verbindungen den Aufstand vorbereitet hatten.

Die „böhmische Verschwörung", auf die bei Röckel und Bakunin aufgefundene Dokumente hinwiesen, war in hervorragender Weise belastend.[1]) Durch seinen an Röckel geschriebenen ominösen Brief war Wagner mitten in diese schlimmste Sache hineingeraten, und ein Brief Bakunins an Röckel nach Prag hatte von „Richard" gesprochen, was Röckel im Untersuchungsprozeß als Kapellmeister Richard Wagner interpretiert hatte!

Gerade Bakunin hielt man für den Gefährlichsten.[2]) Verbindungen mit diesem waren am meisten kompromittierend. Wagner nun hatte an vorhergehenden Beratungen von Bakunin, Tzschirner, Zychlinski und Röckel teilgenommen, hatte Handgranaten bestellt, durch die an die provisorische Regierung zu liefernden Kampfes-

arbeiter Hauptmann (wegen nichtpolitischer Vergehen), am 15: Steinmetzmeister Koßler, am 16: Dr. jur. Meinert, Schriftsetzer H. Esmarch und Steindrucker Kubach, am 17.: C. F. A. Krause, Professor Gottfried Semper, Advokat Theodor Kell, Dr. phil. Munde, am 19.: Richard Wagner, Ludwig Wittig und Hermann Lindemann, die Redakteure der „Dresdener Zeitung". Nach Angabe der „Vereinigten Volksblätter" Nr. 6 vom 9. Juni 1849 belief sich die Liste der bis zum 6. Juni steckbrieflich Verfolgten auf 74 Personen, darunter 20 Bürgermeister und Stadtverordnete, 19 Arbeiter, Handarbeiter, Techniker, 14 Landtagsabgeordnete, 13 Grund- und Geschäftsbesitzer, 11 Advokaten und Gerichtsdirektoren, 9 Gymnasial- und Bürgerschullehrer, 9 Schriftsteller und Redakteure, 6 königliche Beamte, 3 Studierende, 2 Soldaten, 1 Arzt, 1 Geistlicher.

[1]) Siehe darüber Röckels genannte Schrift, Seite 200.

[2]) Röckel, S. 197: „Überhaupt galt Bakunin für weitaus der Gefährlichste von Allen, ja man schien ihm übermenschliche Kräfte zuzutrauen. Den Spaziergang auf dem kleinen, von den beiden Häusern und zwei hohen Mauern umschlossenen Hof gestattete man ihm erst später auf Anforderung des Arztes, und auch da nicht anders als mit Ketten belastet — was bei keinem Anderen stattfand."

Rapporte vom Kreuzturme den Aufstand mit der That unterstützt, hatte bewaffnete Scharen zum Zuzug nach Dresden aufgefordert, er war mit der provisorischen Regierung gereist, hatte dieselbe zur Fortsetzung des Aufruhres ermuntert; — alles dies hätte vor den Augen des Gesetzes, das in jener schweren Zeit wohl kaum auf seine künstlerische Subjektivität Rücksicht nehmen konnte, gewiß ein Urteil, gleich dem Röckels, auf Hochverrat bedingt.[1]) Und auf Hochverrat stand Todesstrafe. Röckel selbst hatte ja in Summa nicht besonders viel verbrochen. Er bedauert gewissermaßen, daß er nichts „Größeres" geleistet: „Und so beschränkten sich denn auch meine Bemühungen auf kleine, ohnmächtige Versuche, die nur wenig Einfluß auf den Erfolg des Kampfes haben konnten. Ich besuchte die Barrikaden, ermunterte zum Ausharren, ließ durch ein Durchbrechen der Scheidewände zwischen den Häusern Verbindungen herstellen, besetzte außer Acht gelassene Posten, und es würde sich kaum eine Veranlassung finden, meiner eigenen, ganz unbedeutenden Mitwirkung zu gedenken, wenn nicht die lügenhafte Bosheit unserer Gegner sich einer Thatsache bemächtigt hätte, die ihr zu wirksamer Entstellung und Ausbreitung wohl geeignet schien."[2]) Das war die Anfertigung

---

[1]) Oelckers ist nach seinem Berichte nur wegen Unterzeichnung eines zum Zuzug nach Dresden auffordernden Plakates und wegen verschiedener Aufreizungen zum Aufruhr in Versammlungen zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt worden.

[2]) Röckel, S. 157, 164 u. 224. „Die speziellen Anklagepunkte gegen mich lauten in Kürze: 1. Ich habe mich gleich nach meiner Ankunft in Dresden der provisorischen Regierung zur Verfügung gestellt. 2. Den mir gewordenen Auftrag, die Barrikaden mittels eines Durchbrechens der Häuser miteinander zu verbinden, habe ich an mehreren Stellen ausgeführt. 3. Bei Einbruch der Nacht brachte ich mehrere Zuzügler unter, begleitete auch später den Oberstleutnant Heinze, als dieser die Parole austeilte, an die Barrikaden. 4. Den Befehl, Pechkränze anfertigen zu lassen, habe ich bis zur Beschaffung des Materiales ausgeführt, worauf infolge eines Gegenbefehles die Ausführung unterblieb. 5. Ich habe einen von Zittau eingetroffenen Zuzug auf das Rathaus, sowie 6 Gefangene aus dem Polizeihause, wo sie deterniert worden, vor die provisorische Regierung geführt (behufs ihrer Freigebung). 7. Ich habe einer militärischen Beratung über einen beabsichtigten Ausfall beigewohnt. 8. Am Abend des 7. Mai bin ich mit dem Kommunalgardenoffizier v. Zychlinski ausgegangen, um einen angemeldeten Zuzug Werdauer in die

von Pechsträngen, bei der es erwiesenermaßen nicht über den Versuch hinauskam. Außerdem wurden bei ihm einige Zeilen von eigner Hand gefunden, welche die Anordnungen über einen etwaigen Ausfall enthielten.

Was Röckels Verurteilung besonders erschwert haben mag, war, daß er zu den lebhaftesten Verfechtern der Revolution gehört hatte. Seine Stellung in der alleräußersten Linken der Kammer, seine heftige Agitation und scharfe Feder in den gehaßten und gefürchteten „Volksblättern“ hatten ganz besonders gegen ihn Erbitterung geschaffen. Am meisten aber fällt wohl ins Gewicht, daß er bis vor Kurzem königlicher Beamter gewesen und seinen Gehalt aus der Privatschatulle des Königs bezog. Aber war das letztere bei Wagner nicht noch viel mehr der Fall? Röckel war einfacher Musikdirektor, — Wagner war Königlicher Kapellmeister, er gehörte zum „Hofdienst“, um mit Graf Beust zu reden, und die Huld des Landesherrn war ihm in besonderem Maße zu teil geworden, als er sich direkt an den König mit der Bitte um Aufführung seines „Rienzi“ gewendet, und später, als über seine Dienstentlassung verhandelt wurde und König Friedrich August ihm eine besondere Gratifikation behufs Ordnung seines Schuldenwesens bewilligte.[1])

Von allen beim Aufruhr Kompromittierten hatte Wagner, vielleicht in gleicher Weise auch Semper, die direktesten Beziehungen zum Hofe.

Es wäre müßig, über Wagners eventuelles Schuldmaß weiter

Stadt zu geleiten, auf welchem Wege ich in Gefangenschaft geriet. — Über meine Besprechungen in Prag hatte man hinwegzugehen gehabt und that es um so leichter, als schon das Obige mich zum gleichen Teilnehmer an dem Verbrechen des Hochverrates machte und mein Todesurteil ausreichend begründete.“

[1]) Wagners Beteiligung an der Revolution ward in Hof- und Regierungskreisen noch strenger beurteilt als die Röckels. — Waldersee weist, jedoch ohne nähere Angaben über Wagners Thätigkeit während des Aufstandes zu machen, in einer besonderen Anmerkung S. 10 auf ihn hin: „Unter diesen Künstlern befand sich auch ein vom Hofe stets mit Gnade überhäufter Kapellmeister.“ Waldersee scheint der Ansicht zu sein, daß Wagner einem „Freikorps“ angehört hätte, d. h. (kunst-)akademischer Legion, was jedoch auf einem Irrtume beruht.

zu diskutieren; ebenso leicht hätte eine längere Zuchthausstrafe ihn treffen können, wie ein Todesurteil möglich gewesen wäre. Aber es kann nicht unausgesprochen bleiben, daß die wohlmeinende Ansicht Tapperts, Wagner wäre niemals Revolutionär gewesen, entschieden zu korrigieren ist, ebenso wie die Äußerung von Prölß, Wagners Flucht sei eine voreilige gewesen; hingegen muß unter Hinweis auf die historischen Thatsachen und die maßgebenden Zeitumstände nachdrücklich betont und endgiltig konstatiert werden, daß die Königlich Sächsische Regierung mit vollem Fug und Recht unmittelbar nach Niederwerfung des Aufstandes eine steckbriefliche Verfolgung Wagners einleitete. Wir aber haben einem gütigen Geschick zu danken, daß dem Künstler die Flucht gelang und er seiner Freiheit nicht beraubt wurde. Eine schaudervolle Vernichtung oder wenigstens Beeinträchtigung seiner Persönlichkeit, die soeben die herrlichsten Früchte des Geistes zu reifen begann, hätte die mutmaßliche Folge sein müssen, wenn das Verhängnis ihn zu zehnjähriger Verbannung in die Mauern des Zuchthauses zu Waldheim gezwungen hätte. Seine unruhige, leicht erregbare und stets bewegliche Natur hätte die Abgeschlossenheit in den Räumen jener Strafanstalt und die drakonischen Disziplinargesetze,[1]) die den Inhaftierten zum steten Schweigen verdammten,

---

[1]) „Das besonders stark hervorgehobene Gebot der Schweigsamkeit wurde mir später sogar einmal dahin erläutert, daß der Gefangene auch einen Aufseher oder sonstigen Beamten nicht anreden dürfe, sondern die Erlaubnis zum Sprechen erst durch Zeichen zu erwirken habe. Lachen — worunter auch Lächeln verstanden wurde —, sich umsehen in den Speise- und Arbeitssälen oder auf dem Hofe, zog Strafe nach sich". (Röckel, S. 239.) Das Zuchthaus zu Waldheim stand zu damaliger Zeit noch unter einem Verwaltungssysteme, das ein Rest alter, harter Jurisdiktion war und in dem die neuen, humaneren Anschauungen über Gefängniswesen durch Staat und innere Mission noch nicht eingedrungen waren. Röckels Schilderungen machten zu Anfang der sechziger Jahre viel unliebsames Aufsehen. Es muß zugegeben werden, daß das Buch deutlich den Charakter heftiger Erbitterung gegen die Regierung trägt, und Herr von Beust nennt, mit Berufung Heubners, Röckels Behauptungen „teils unzutreffend, teils übertrieben". Herr Stadtrat Heubner aber, der nach Beusts und meiner vollständigen Überzeugung „das Zeugnis eines ehrlichen und wahrheitsgetreuen Mannes verdient" (92, S. 79), erklärte, Herrn v. Beust keinen Grund zu einer Berufung auf ihn über diesen Gegenstand gegeben zu haben.

die kein lautes Wort, kein Lachen und Lächeln erlaubten und die Hausordnung mit schweren körperlichen Strafen aufrecht erhielten, kaum auf die Dauer von Jahren ertragen. Heubner ertrug die Gefangenschaft in voller Ergebung und männlicher Ruhe, er wies zweimal aussichtversprechende Befreiungsversuche von sich; Röckel trug den Kerker mit verbissener Erbitterung. Bakunin soll, so berichten wenigstens damalige Zeitungen, um Vollstreckung des Todesurteils gebeten haben. Wir haben bei dem Bestreben, des Künstlers Anwalt sein zu wollen, hauptsächlich die Zeitumstände zur Gewinnung einer milderen Beurteilung in Rücksicht gezogen, um das derzeitige Thun und Lassen Wagners in Wahrheit zu verstehen und zu begreifen. Es war eine Zeit, die Ludwig Salomon ganz treffend mit den Worten charakterisiert: „Aus den durch die Julirevolution in Deutschland hervorgerufenen Stimmungen entstand nach und nach eine Überzeugung und schließlich öffentliche Meinung; allein dieser öffentlichen Meinung fehlte es an jeder Klarheit, sie war überaus unreif, unbestimmt und verschwommen. Hatten doch die Regierungen seither nach Kräften dahin gewirkt, das Volk in politischer Unmündigkeit zu erhalten. Die allgemeine Ansicht in der großen Menge ging daher zunächst nur dahin, daß die Verhältnisse überhaupt geändert werden müßten, und daß dies — nach den gemachten Erfahrungen — so weit als thunlich ohne Mithilfe der Regierungen zu geschehen habe. Mit welchen Mitteln aber vorgegangen werden müsse und welche neuen staatlichen Einrichtungen an die Stelle der alten zu setzen seien, wußte niemand anzugeben. — Damit brach sich in der Nation mehr und mehr die Ansicht Bahn, daß man sich selbst helfen müsse."[1]) So mag Herrn von Beusts summarisches Urteil über die Revolution in Sachsen auch für uns seinen Wert haben: „Vergessen habe ich übrigens nach dem Mai-Aufstande nur, daß die unabsichtlichen, aber darum nicht minder verantwortlichen Urheber keine Strafe treffen konnte, denn nur die beklagenswerte Konnivenz des Märzministeriums gegen den gutmütigen aber unfähigen Oberländer hatte ein Jahr lang das bis dahin

---

[1]) „Geschichte der deutschen Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts", von Ludwig Salomon, Stuttgart 1881, S. 313.

so friedliche und ordnungsliebende Volk zum Aufstande förmlich erzogen. Man wird es mir nicht glauben, aber darum ist es nicht minder wahr, daß aus diesem Grunde mir der Gedanke der Amnestie im gegebenen Falle als etwas Rationelles erschien."[1])

Über Eines muß noch gesprochen werden, das ist Wagners Undank gegen den König. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß Wagners Sympathisieren mit der Revolution, gelinde gesagt, unloyal war. Wäre aber zu fordern gewesen, daß Wagner sich strikte auf Seiten der Regierungspartei gestellt hätte? Wäre das für ihn möglich gewesen?

Herr von Beust nennt den Undank Wagners geradezu „schnöde". Bei ruhiger Erwägung werden wir zu einem milderen Urteile kommen. Was heißt: „Undank gegen den König"?

Es muß zuerst betont werden, daß Wagners Gesinnung gegen König Friedrich August keinen tadelnswerten Zug an sich trägt. Über den persönlichen Charakter eines Herrschers ist nur der berechtigt zu urteilen, der mit ihm in dauernder, intimer Verbindung gestanden; denn was die Öffentlichkeit darüber bringt, ist gewöhnlich, da es für einzelne Parteien oder sonstige Zwecke benutzt wird, gefärbt und im Sonderinteresse gemodelt. Aber aus der Abgeschlossenheit, in der die Person des Fürsten sich bewegt, dringen doch einzelne Lichtstrahlen ins Weite: das Volk sammelt sie begierig und schafft sich ein Phantasiebild von dem Charakter seines Regenten, das um so lieber gehegt wird, je mehr es leutselige und freundliche Züge aufzeigt. Die Volksmeinung ist über den Charakter des Fürsten stets einig, wird er geliebt und geehrt von seinen Unterthanen, so ist diese Liebe eine allgemeine und eine herzliche, innige. Das war der Fall auch mit Friedrich August. Man kannte ihn nur als einen friedliebenden, milden, wohlwollenden, sanften und gerechten König. Seine wissenschaftliche Bildung erhöhte die Achtung und das Ansehen vor dem Volke. Es ist merkwürdig: während das Land mit Aufruhr und revolutionären Ideen bis ins Mark durchdrungen war, blieb die Liebe des Volkes zur Person des Königs unerschüttert. Die rohesten und verbissensten

---

[1]) von Beust, S. 85.

Demokraten wagten es nicht, ihn zu schmähen. Der edle Charakter des Königs galt ihnen für unantastbar und heilig. Selbst wo Leute wie Röckel das Königthum angriffen und schmähten, vergaßen sie nicht, dem Ehrenmann Friedrich August eine ehrliche Hochachtung auszusprechen.[1]) Einem solchen Könige mußte auch Wagner bei seinem leicht erregbaren, tiefen Gemüte und warmen Herzen völlig ergeben sein. Und dies war der Fall. Wie oft spricht sich nicht Wagner in wildem Zorne gegen Staat und Gesellschaft aus, gegen Adel und Aristokratie: Seine Privatbriefe aus der Züricher Zeit sind voll von solchen leidenschaftlichen, erbitterten Ergüssen. Nie aber und mit keinem Worte erhebt sich eine seiner Anklagen gegen die Person des Königs. Der Gedanke des Undankes, der Verräterei gegen seinen Landesherren wäre ihm ebenso verächtlich erschienen, wie uns. Die Person des Königs galt auch ihm heilig und unverletzlich. Das Gesuch an Seine Majestät den König, das Wagner von Paris aus nach Dresden sandte, um Aufführung und Annahme der Widmung des „Rienzi", ist durch Prölß der Öffentlichkeit bekannt gegeben worden.[2]) Es ist insofern charakteristisch, als es neben den offiziellen Formen und Redewendungen selbständige, unmittelbare warme Herzensergießung enthält. Seine Hoffnungen waren auf Vaterland und König gesetzt, und als diese sich erfüllten, war er glücklich und dankbar. Wagner war wohl einer Unbesonnenheit und leidenschaftlichen Thorheit fähig, — er war deshalb kein Mann der Praxis, weil ihm oft das Herz mit dem Kopf durchging und diesen an die Wand rennen ließ, — aber anders handeln als seine Gesinnung erforderte, war ihm unmöglich. Jede konventionelle Lüge peinigte ihn bis zur Wut. Was er nicht

---

[1]) Röckel nennt Friedrich August als einen der besten deutschen Fürsten, „persönlich nur wohlwollenden Mann und mit Recht allgemein beliebt" (S. 5 und 12), „ein menschlich-weiches und rechtliebendes Gemüt". — „Gewiß, keine Bestimmung der Grundrechte war seinem Herzen so entsprechend gewesen, als die Aufhebung der Todesstrafe, die er während meines sechsjährigen Aufenthaltes in Dresden überhaupt nur einmal hatte vollstrecken lassen, was ihm schwer genug geworden war". (S. 228.) Die beste Anschauung von der Volksdenkweise über Friedrich August giebt die Lubojatzkysche Erzählung: „Des Königs Maienblüte".

[2]) Prölß, Gesch. des Dresdener Hoftheaters, S. 532—534.

fühlte, sprach und that er nicht. Die kleine Komposition „Gruß seiner Getreuen an Friedrich August den Geliebten" beweist seinen aufrichtigen Dank, seine getreue Gesinnung gegen den König.

„Dem Geliebten" ist Wagners eigene Zuthat. Der erste Vers lautet:

„Im treuen Sachsenland ertönt die frohe Kunde:
Von Englands fernem Strande sein König kehrt zurück.
Sie klingt wie Jubelton, sie geht von Mund zu Munde.
Der Vater preist dem Sohn, das Kind dem Greis das Glück.
Sei uns gegrüßt! Sei uns gegrüßt in deiner Lieben Mitte,
An deiner Teuren Brust.
Treu deiner Väter Sitte,
Du, deines Volkes Lust.
Sei uns gegrüßt, du, deines Volkes Lust!"

Kein Mensch hätte ihn dazu vermocht, dies anspruchslose, aber innige „Lied" zu dichten, wenn es ihm nicht unmittelbar aus dem Herzen geflossen wäre, als Ausdruck dankbarer Liebe gegen den König.

Eine undankbare Gesinnung kann man ihm nicht vorwerfen; es käme nur darauf an, daß aus Wagners Verwickelung in den Mai-Aufstand Handlungen und Worte zu Tage getreten wären, die den Undank gegen den König in sich geschlossen hätten. Es ist wahr, die erschütternden Ereignisse in jenen Tagen hatten dem edlen Herzen Friedrich Augusts eine Wunde geschlagen, die nie ganz vernarbte. Gerade ein königlicher Charakter, wie der seine, konnte die Untreue des Volkes schwer in seinem Gemüte überwinden. Herr von Beust bestätigt dies: „König Friedrich August war in hohem Grade Gemütsmensch; die bitteren Erfahrungen, die ihm der Mai-Aufstand bereitet hatte, ließen seitdem nie wieder eine gehobene Stimmung in ihm aufkommen. Er hatte mit dem Leben abgeschlossen gehabt und die letzten Jahre seines Lebens und seiner Regierung waren für ihn etwas, worauf er nicht mehr gerechnet hatte; und trotzdem, daß dieselben sich freundlicher gestalteten als manche vorhergegangene Zeit, fanden sie ihn weniger teilnehmend als sonst."[1])

[1]) Beust, S. 53.

An der Person des Königs haftet auch seine Macht. Wagners „Undank“ wäre besiegelt gewesen, hätte er eigenmächtig sich gegen den Thron vergriffen; davon kann keine Rede sein, demokratische Herrschergelüste waren ihm, dem Künstler, gänzlich fremd. Nicht die „Republik“ war es, die ihn für die Revolution begeisterte, sondern die Hoffnung auf eine sittliche, soziale Neugeburt der Menschheit. Und wo er für die Revolution als eine geschichtliche Notwendigkeit eintrat, da zeigte sich hell und rein auch seine Liebe zum König. Wir haben seine Vaterlands-Vereins-Reden neben zeitgenössische Äußerungen gestellt, einige Zeilen neben Wagners Worten standen leer da: sie beziehen sich auf Königtum und auf das Haus Wettin, sie stehen isoliert da, sie sind Wagners eigenste Gedanken, vereinzelte Perlen in den schmutzigen Fluten jener Zeit. Der phantastische Traum Wagners von der sozialen Republik mit dem erblichen Königtum an der Spitze müßte uns lächerlich erscheinen, trüge er nicht einen tiefergreifenden Zug der Treue und Liebe gegen den König in sich. Nur ein solches Empfinden vermag das Bedürfnis hegen, jene zwei heterogenen Begriffe gewaltsam zusammen zu schmelzen: soziale Republik und erbliche Monarchie. Wer hätte ihn zu diesen phantastischen Gedanken zwingen können, wenn nicht die Liebe und Treue zum König, die er damit offen inmitten der radikalsten Demokraten und Republikaner bekannte?

Freilich, als der Aufruhr losbrach, ist die rote Fahne offen enthüllt und von Republick gesprochen worden. Hätte Wagner sie ausgerufen, so wäre das verwerflich. Aber er verhielt sich im Grunde genommen passiv: Er erkannte zwar die Notwendigkeit einer Revolution an, sein Herz war aber königlich und treu. Um ihn her brauste der Sturm der neuen Zeit, und Wagner war felsenfest davon überzeugt, daß sie vor der Thür stehe, er dachte vielleicht wohl auch, daß der Thron stürzen könne, aber was vermochte er als Einzelner einer geschichtlichen Umwälzung von der Bedeutung einer neuen Weltepoche gegenüber auszurichten? — Bakunin hatte ihn von ihrem Kommen überzeugt, sein Einfluß auf Wagner war bezwingend, überwältigend.

Aus seiner verzweifelten Einsamkeit heraus gab er sich dem bestrickenden Wesen jenes merkwürdigen Fremdlings hin. Bakunin

war ein Mann von imponierender Kraft, unbändiger Mut und phantastische Schwärmerei belebten den Blick seines Auges, es lag etwas Löwenartiges in ihm. Seine geistige vielseitige Bildung und weltmännische Erfahrung, die er in allen Kreisen und Schichten der europäischen Gesellschaft auf seinen Irrfahrten als politischer Flüchtling und Verschwörer gesammelt, und seine glänzende Beredsamkeit in mehr als sieben lebenden Sprachen geben seiner Person einen fesselnden Reiz, der durch einen wildschwärmenden Idealismus noch erhöht wurde. Seinen Thaten nach muß man ihn für einen phantastischen Abenteurer halten, seiner Persönlichkeit nach ist er ein interessanter geschichtlicher und völkerpsychologischer Studienkopf.

Wagner war wie berauscht von diesem Manne. Bakunins Beredsamkeit hatte ihn ganz umstrickt und hingerissen. Entzückt erzählte Wagner seinem Freunde [1]) von dem fremden Weltumstürzer und Weltveredler. „Alles, alles wird zu Grunde gehen, nichts mehr wird bleiben, hat er gesagt — nur Eines wird nicht vergehen und übrig bleiben — die neunte Symphonie.“ Seltsames Wort! Wollte Bakunin, dem in jenen Tagen, wo die große europäische Umbildung vorgearbeitet wurde, nichts gleichgiltiger sein konnte als Beethovens letzte Schöpfung, mit dem „Phantasten“ sich einen Scherz erlauben, oder wolle er ihn für sich wirklich ernstlich fesseln dadurch, daß er sein Steckenpferd streichelte. Oder sollten wir wirklich glauben dürfen, Wagner hätte den Fremden momentan für seine schwärmerische Liebe zu Beethoven gewonnen? Die aphoristische Bemerkung Wagners: [2]) „Bakunins Äußerung, daß er, auf dem Punkte des Ekels an unserer Zivilisation angekommen, Lust empfunden habe, Musiker zu werden“, ist im Anschlusse an obiges zu verstehen.

Solchem mächtigen Ansturm gegenüber konnte bei Wagner gar keine Rede mehr sein von Erwägung oder Entschluß. Der Gedanke an einen Undank gegen den König hatte gar keinen Raum mehr in seinem Innern.

Mit felsenfester Überzeugung wußte er, daß alles anders werden würde, es geschah alles von außen her, ohne sein Zuthun; — liegt

---

[1]) Dem Bildhauer Prof. Dr. Kietz.

[2]) Entwürfe, S. 52.

ohne weiteres in diesem objektiven Bewußtsein, das wie eine ungeheure Flutwelle von außen her in seinen Gedankenkreis geworfen ward, das subjektive Moment des Undankes gegen seinen höchsten Landesherrn? Dazu kommt noch der Umstand, daß Wagner in jenen Tagen im Zustande furchtbarster, fast wahnsinniger Aufregung und Ekstase war, die keine ruhige Überlegung oder normale Besinnung zuließ.[1])

[1]) Eckardt berichtet (S. 10): „Mitten in diese aufgeregte Zeit fällt meine persönliche Begegnung mit Richard Wagner in Dresden. Ich sehe ihn noch in aufgeregter Stimmung vor mir, nach Nachrichten haschend, Rate gebend, immer mit der Erregtheit eines persönlich Beteiligten." — Ein weiterer Augenzeuge, Herr Prof. Dr. Semmig in L., stellte dem Verfasser aus seinen demnächst erscheinenden Erinnerungen folgende freundliche Notiz zur Verfügung: „Ich habe Wagner nur zum erstenmale am Morgen des 9. Mai 1849 gesehen, obschon in dem Momente, wo ich in der xstraße der provisorischen Regierung begegnete, die ich eben von dem Eindringen der Preußen benachrichtigen wollte, ist mir nicht mehr klar. Hier redete mich der mir schon längst aus Leipzig bekannte Bakunin an und zog mich mit fort. Wir gingen zu Fuße bis Tharandt, wo Herr Heubner einen Wagen nahm. Es ist mir, als ob erst eine Weile nachher unterwegs R. Wagner zu uns (Herr Heubner und Bakunin nahmen den Rücksitz ein, ich ihnen gegenüber) in den Wagen stieg; Herr Heubner sagte zu mir: ‚Herr Kapellmeister Wagner.' — An ein Gespräch war nicht zu denken; vor uns, um uns, hinter uns nichts als bewaffnete Scharen, welche Aufregung! Aber aller Lärm um uns her, alles Stürmen und Waffenrasseln der Massen umher ward übertäubt von den flammenden Reden R. Wagners. Niemals habe ich einen Menschen in solcher Aufregung gesehen. Möglich, daß die nervöse Aufregung, die alle Glieder in ihm durchzuckte, nur musikalischem Genius in diesem Maße eigen ist; aber an diesem Morgen ging für den Komponisten alles in der politischen Revolution auf. „Krieg" und immer „Krieg" rief er, das war das einzige, was er auf den Lippen und im Kopfe hatte, es war ein solcher Sturm von Worten, daß ich mich unmöglich auf alles besinnen kann. Aber um nichts gebe ich den Eindruck hin, den mir R. Wagner zurückgelassen hat, um nichts die Erinnerung an diesen Moment, wo, umringt von waffenstarrenden Scharen, der gewaltige Komponist der „Nibelungen" mir als Rienzi, als Tribun des Volkes erschien. Es überkommt mich ein tiefironisches Lächeln, wenn ich an die schmachtenden Frauen und Jungfrauen denke, die in Verzückung für die angebliche Liebesmusik des Dichterkomponisten geraten. Hätten ihn die zarten Schwärmerinnen an jenem Morgen gesehen, sie wären geflohen, wie vor einem Graus! Wohl länger als eine halbe Stunde währte dieser Paroxismus und so war ich von

Wir dürfen bei dem wilden Tumult jener Tage nur die Gesinnung in Erwägung ziehen, denn sie allein bietet in dem wirren Durcheinander von Ereignissen und Meinungen einen sicheren kritischen Anhaltspunkt. Wo Wagners Gesinnung zu Tage trat, wo er selbst für oder gegen König und Monarchie zu entscheiden hatte, trat er offen für seinen König ein, den er selbst den Geliebten nannte und weil er im Grunde seines Herzens ihn liebte, wie das ganze sächsische Volk. — —

Damit können wir den Vorhang vor jenen Begebenheiten zuziehen.

Wagner's Flucht beendete das äußere Verhältnis des Künstlers zu Dresdens Verhältnissen und Personen. In Zürich hielt er sich den Männern mit rein politischen Absichten fern. Die Niederlage, die die Demokraten erlitten, mochte ihn ebenso rasch entnüchtert haben, wie er früher für sie entflammt gewesen. Auch hatte die Wirklichkeit ihm manches in anderem Lichte erscheinen lassen, als wie er es sich geträumt. Von der reinen schönen Menschlichkeit war nicht viel zu Tage getreten, der pechbesudelte Röckel war ihm ein widerwärtiges Bild gewesen. Der Künstler trat wieder ausschlaggebend bei ihm hervor. Den zahlreichen politischen Flüchtlingen, die aus Sachsen nach Zürich gekommen waren, hielt er sich ferne. „Mein Umgang besteht aus lauter hier ansässigen Schweizern; daß deutsche Flüchtlinge hier sind, merke ich kaum."[1]) Auch die Demokraten und ihre Blätter nahmen nach und nach immer weniger von ihm Notiz.[2]) Den Aufruf, den die deutschen Flüchtlinge im Kanton Zürich am

---

dem Redegewitter des neben mir sitzenden — soll ich sagen: Wotan oder Siegfried — ergiffen, daß ich nicht ein einziges Wort an ihn richten konnte. Es bleibt dieser Moment mir eine der packendsten Erinnerungen aus diesen furchtbar stürmischen Stunden."

[1]) Brief an Fischer. Nov. 1849. Uhlig, S. 281.

[2]) Außer Wagner war noch ein Landtagsabgeordneter und Stadtrat zu Schneeberg gleichen Namens wegen der Revolution ins Ausland geflüchtet; wo die demokratische Presse von „Wagner" spricht, ist zumeist dieser darunter zu verstehen; sowohl auch in der Nr. 146 der „Dresdener Zeitung" von 1849, wo Todt, Heubner, Tzschirner, Wagner, Röckel als Helden der Moral gepriesen werden.

5. Februar 1850 erließen,[1]) weist Tzschirners und Lindemanns Namen auf, Richard Wagner hat nicht mit unterzeichnet. Aber trotzdem wirkte die Revolution noch lange in Wagners Gedanken und Weltanschauung nach. Womit er in den letzten Tagen seiner Dresdener Abhängigkeit noch rang, ward ihm in der neu errungenen, schrankenlosen Freiheit zum sieghaften Bewußtsein und erhob sich in seiner Weltanschauung zur uneingeschränkten, selbständigen Meinung, der er rückhaltlos Ausdruck gab. Der Glaube an eine völlige Änderung der staatlichen, besonders der gesellschaftlichen Verhältnisse, der Gedanke an eine große Weltrevolution und das darauffolgende neue Weltalter verließ ihn nicht, sondern erhielt erst seine volle Ausprägung. Im Züricher Exil entfaltete sein Universalismus sich zur höchsten Höhe der Leidenschaftlichkeit und fand in gigantischen Kunstwerken einen eminenten Ausdruck dichterischer Kraft; die Wellen der politischen Hochflut zittern unverkennbar darin nach. Erst in Schopenhauer kam der Universalismus Wagners, mit ihm der Revolutionär zur Ruhe. In den nachfolgenden Kapiteln dieses Buches wird ausführlicher davon die Rede sein.

Versuchen wir nun kurz das Facit zu ziehen, das Resultat aufzustellen, das in Wagners Weltanschauung und Entwickelung der Mai-Aufstand erwirkt. Die Flutwelle der Revolution riß seinen Anker aus seinem Boden der Ruhe heraus, da sein ungestümes Lebensschiff schon ungeduldig an den Ketten gerissen hatte. Er fühlte sich frei, aller Bande ledig, den Sturm an Bord, den Sturm zum Ziel — blutrot die Segel, schwarz der Mast, wie sein Holländer, flog er mit allem Tuch hinaus auf den Ozean der Freiheit, als Steuermann ein Junghegelianer am Ruder, der mit seiner Kraft ursprünglicher Dialektik gewandt an allen Klippen und Untiefen vorbeisteuern half, dem Ziele zu, dem wunderbaren Eiland der reinen Menschenliebe. Viel Sturm, Unwetter und Not drohte dem losgerissenen Schiffe, das sich hinauswagte, weil sein Hafen zu ver-

[1]) Siehe „Vereinigte Volksblätter“ 1850, Nr. 4. Als Flüchtling erwähnen die „Volksblätter“ den Kapellmeister Wagner in Nr. 36 im September 1849 zum letztenmale. In einer späteren Korrespondenz aus Zürich in Nr. 51 wird ausführlicher über die Schicksale der sächsischen Flüchtlinge berichtet, Wagners Name fehlt darunter.

sanden drohte, aber es hielt aus, es stürmte weiter unter zornigem, vermessenem Fluche gegen Gott und seine Religion, in den Sturm hinein schmetterten Jung-Siegfrieds helle Hornrufe, bis er fand, was ihm in den Tod getreu blieb. Die weltüberwindende, totverachtende Weltanschauung Arthur Schopenhauers hob ihn hinauf über die Fluten hinweg wieder enger zum ewigen All. Dann schwieg der Sturm, die Wogen ebbeten ab, und sein Lebensschiff fand sicheren Grund und ankerte schließlich im schlichten Waldesthal zu Bayreuth für immer, bis zur letzten Ruhe.

Der Unterschied zwischen dem Dresdener Wagner und dem Züricher ist ein bedeutender. In Dresden konnte sich sein ganzes Innere nie völlig entfalten. Sein Amt legte ihm Verpflichtungen auf, die seine freie Entfaltung hindern mußten. Er war zur vollbewußten Selbständigkeit herangereift und verlangte sie; innerhalb seines amtlichen Wirkungskreises mußte sie ihm versagt bleiben. All die vielen kleinen und großen Amtssorgen, die keinem entgehen, der mit der Komödiantenwelt zu thun hat, mußten ihm seine Thätigkeit verleiden. Es giebt keine Kulissen, die nicht fortwährend von Aufregungen, Intriguen, Neidereien, Klatschereien und Bosheiten umspielt werden. Kein Künstler ist so unmittelbar auf seine Subjektivität angewiesen, wie der dramatische und daher keiner eitler als dieser. Jeder sucht sich vor dem anderen zur Geltung zu bringen, sich vorzudrängen und ihn zu überflügeln, daher ist im Theater, vom ersten Kapellmeister bis zum letzten Lampenputzer, alles durch ein unaufhörliches Netz von Intriguen und Kabalen in Atem gehalten.

Wagner besaß nicht die nötige eiserne Ruhe, um über dem Komödiantengetriebe, das an größten Theatern, auch am allergrößten ist, zu dominieren. Seine leidenschaftliche ideale Natur fand sie nicht und litt unsäglich darunter. Um so ungestümer verlangte er nach Unabhängigkeit und künstlerischer Freiheit. Er schwebte zwischen zwei Pflichten, der gegen sein Amt und der gegen seine künstlerische Subjektivität. Die Folge war, daß er sein Amt vernachlässigte.

Es ist ein bedeutsamer wichtiger Unterschied zwischen dem Dresdener Kapellmeister und dem später frei schaffenden und frei lebenden Künstler, dort in die Schranken einer festen Amtsthätigkeit eingeengt, hier schrankenlos unabhängig, ohne Rücksicht zu nehmen

auf Stellung, Rang und Amt, dort im Kreise von Amtsgenossen und von kleinbürgerlichen Verhältnissen umgeben, hier im ungehinderten Verkehr mit hochgebildeten und problemreichen Geistern, an denen die damalige Schweiz überreich war. Den Einflüssen der Umgebung vermag sich keiner zu entziehen. Die Dresdener Anstellung und die Dresdener Verhältnisse hatten trotz aller Revolutionsschwärmereien doch auf Wagner bis fast zuletzt bestimmend eingewirkt. Erst in Zürich fühlte er sich als freier Künstler, als Künstler der Menschheit, erst in Zürich begann er, seine Gedanken zum System auszudenken und niederzuschreiben. Das letzte Werk aus Dresdener Zeit, der „Lohengrin", ist noch als „Oper" betitelt, selbst „Siegfrieds Tod" ist noch in kurzer Form konzipiert. Erst die Arbeiten aus Züricher Zeit sind nicht mehr für das Theater bestimmt, die Bezeichnung „Oper" fehlt ihnen, dafür tauchte der Bayreuther Gedanke an die Nationalbühne auf, und aus dem Entwurfe zu „Siegfrieds Tod" ward der großartige Plan der „Nibelungen"-Trilogie, zu dem der Dresdener Kapellmeister wohl schwerlich sich aufgeschwungen hätte.

Diese Umwandlung wurde äußerlich durch die Mai-Revolution bewirkt. Und darum ist ihre Bedeutung für die Entwickelung Wagners nicht zu unterschätzen.

Sie bildet den Boden, auf dem sich der spätere Dichter machtvoll erhob. Aber freilich nur den Boden. Die Frucht ist der dichterischen Persönlichkeit zuzurechnen, der Boden gab nur der Wurzel festen Fuß und Nahrung. Der Dichter verarbeitet seine Elemente zur selbständigen Blume und Frucht, die mit den Disteln und Dornen nichts gemein hat. Die Anschauung des Volkes verzeiht dem Dichter darum eher, als der reine Politiker die Teilnahme an einer Revolution, nicht nur, weil revolutionäre Gedanken ins Herz des Dichters, der reich und stetig bewegt ist durch allgemeine menschliche Probleme, um so leichteren Einlaß finden, sondern weil die egoistischen Zwecken fernstehende Absicht des Dichters die Revolution, das Unkonventionelle, niemals nur als elementaren Stoff gebraucht zur Formung eines Künstlerwerkes, dessen idealer Gehalt die Form veredelt und mächtig über sie erhebt.

Und so möge auch Wagners Verhältnis zum Dresdener Mai-Aufstand betrachtet werden. Bei Betrachtung der kommunistischen

und revolutionären Ideen, denen Wagner sich hingab, möge man das dichterische Resultat im Auge behalten: den „Ring des Nibelungen“. Wer eine herrliche Blume betrachtet, wird nicht verachten, womit der Boden genährt werden mußte, darauf sie wachsen konnte.

Das deutsche Volk hat seinem Liebling Schiller keinen Vorwurf daraus gemacht, daß der Zögling der herzoglichen Karlsschule die „Räuber“ schrieb und als Motto „in tyrannos“ daraufsetzte.

Und kein vernünftiger Mensch wird Goethe verklagen wollen, daß er sich den revolutionären Problemen seiner Zeit hingab. Nun, wie man Goethes Atheismus und Zweifel an Gott und Welt hinnimmt, weil er im „Prometheus“-Ringen den „Faust“ daraus geschmiedet, so möge man über dem „Ring des Nibelungen“, dem anderen Weltgedichte, auch den Kommunismus Wagners begnadigen und wie Schillers Flucht nach Mannheim auch die Wagners nach Zürich. Was Einem recht, sollte für den Anderen billig sein.

Wird die deutsche Nation ihren jüngsten großen Dichter erst ganz erfaßt und begriffen haben, so wird auch endgiltig entschieden sein über Wagner als Revolutionär.

Viertes Kapitel.

Zwei bisher unbekannt gebliebene Aufsätze Richard Wagners für die „Volksblätter“.

Dem Kapitel von der Dresdener Revolution und den Beziehungen Wagners zu ihr haben wir noch einen Appendix anzufügen. Er soll dem vorangehenden Kapitel nachfolgen, weil er den Zusammenhang der vorhergehenden Darstellung, in die er eigentlich gehört, leicht beeinträchtigen könnte: Zwei schriftstellerische Arbeiten Wagners, mitten aus der Sturm- und Drangzeit der Dresdener Revolutionsstimmung geschrieben, sind der Öffentlichkeit wiederzugeben, welcher sie bisher unbekannt geblieben waren. Es handelt sich um einen, beziehentlich zwei Beiträge aus Wagners Feder zu den Röckelschen „Volksblättern“, wichtig durch ihren selbständigen Wert, wie ganz besonders durch die Bedeutung, die sie für die Kenntnis von Wagners revolutionärer Weltanschauung haben.

Wie bereits an vorhergehenden Orten schon mehrfach bemerkt, hat Wagner in dem Sammelwerk seiner Schriften und Dichtungen manches schriftstellerische Erzeugnis seiner Feder nicht mit aufgenommen. Dem aufmerksamen Leser dieser gesammelten Werke wird ein gewisser jäher Kontrast zwischen den Arbeiten der Dresdener Zeit und denen der Züricher, zwischen „Lohengrin“, „Wibelungen“ und „Kunst und Revolution“ nicht entgangen sein. Auf die feierlich erhabene Ruhe der „Lohengrin-Stimmung“ folgt fast plötzlich die wilde Gährung sozial-revolutionärer Gedanken, zwischen denen anscheinend kein Übergang vermittelt. In Wahrheit ist der Übergang vom „Lohengrin“ zur Revolutionszeit äußerlich nur spärlich zu erkennen,

denn in der letzten Zeit seines Dresdener Aufenthaltes, wo Wagner in verzweiflungsvoller Zurückgezogenheit lebte, hat er wenig geschrieben, was diesen Übergang objektiv klar und vollständig zu illustrieren vermöchte. Darum ist es zu bedauern, daß Wagner die beiden Aufsätze, den für die „Augsburger Allgemeine Zeitung" bestimmten und den in den Röckelschen „Volksblättern" abgedruckten, „die Revolution" betitelten, nicht in das Sammelwerk aufgenommen hat.

Die „Volksblätter" sind verschollen, und da die Wagnersche Arbeit anonym, wohl aus Rücksicht auf seine amtliche Stellung, erschien, so wäre ihr gewiß das nämliche Schicksal zu teil geworden, wenn nicht der trefflichste Kenner der Wagner-Litteratur, Nicolaus Oesterlein in Wien, die Fährte aufgefunden hätte, auf der es verhältnismäßig nicht schwer war, weiterzugehen und ein begrabenes Kleinod Wagnerscher Prosa wieder aufzufinden. Der Artikel Wagners erschien als Leitartikel am Sonntag den 8. April 1849 in Nr. 14 der „Volksblätter" von A. Röckel und lautet:

„Die Revolution.

Sehen wir hinaus über die Länder und Völker, so erkennen wir überall durch ganz Europa das Gähren einer gewaltigen Bewegung, deren erste Schwingungen uns bereits erfaßt haben, deren volle Wucht bald über uns hereinzubrechen droht. Wie ein ungeheurer Vulkan erscheint uns Europa, aus dessen Innerem ein beständig wachsendes, beängstigendes Gebrause ertönt, aus dessen Krater dunkle, gewitterschwangere Rauchsäulen hoch zum Himmel emporsteigen und, Alles rings mit Nacht bedeckend, sich über die Erde lagern, während bereits einzelne Lavaströme, die harte Kruste durchbrechend, als feurige Vorboten, Alles zerstörend sich ins Thal hinabwälzen.

Eine übernatürliche Kraft scheint unsern Weltteil erfassen, aus dem alten Gleise herausheben und in eine neue Bahn schleudern zu wollen.

Ja, wir erkennen es, die alte Welt, sie geht in Trümmer, eine neue wird aus ihr erstehen, denn die erhabene Göttin **Revolution**, sie kommt daher gebraust auf den Flügeln der Stürme, das hehre

Haupt von Blitzen umstrahlt, das Schwert in der Rechten, die Fackel in der Linken, das Auge so finster, so strafend, so kalt, und doch, welche Glut der reinsten Liebe, welche Fülle des Glückes strahlt Dem daraus entgegen, der es wagt, mit festem Blicke hineinzuschauen in dies dunkle Auge! Sie kommt daher gebraust, die ewig verjüngende Mutter der Menschheit, vernichtend und beseligend fährt sie dahin über die Erde, und vor ihr her saust der Sturm und rüttelt so gewaltig an allem von Menschen Gefügten, daß mächtige Wolken des Staubes verfinsternd die Lüfte erfüllen, und wohin ihr mächtiger Fuß tritt, da stürzt in Trümmer das in eitlem Wahne für Jahrtausende Erbaute, und der Saum ihres Gewandes streift die letzten Überreste hinweg! Doch hinter ihr, da eröffnet sich uns, von lieblichen Sonnenstrahlen erhellt, ein nie geahntes Paradies des Glückes, und wo ihr Fuß vernichtend geweilt, da entsprossen duftende Blumen dem Boden und frohlockende Jubelgesänge der befreiten Menschheit erfüllen die noch vom Kampfgetöse erregten Lüfte!

Nun blickt hier unten um Euch her. Da seht Ihr den Einen, den mächtigen Fürsten, wie er mit ängstlich klopfendem Herzen, mit stockendem Atem dennoch eine ruhige, kalte Miene zu erheucheln und sich selbst und Andern wegzuleugnen sucht, was er doch klar erkennt als unabwendbar. Da seht Ihr den Anderen, mit dem von allen Lastern durchfurchten ledernen Antlitz, wie er mit emsiger Thätigkeit all seine kleinen Gaunerkünste, die ihm so manches Titelchen, so manches Ordenskreuzlein eingebracht, auskramt und spielen läßt, wie er mit diplomatisch-lächelnder, geheimnisvoller Miene den ängstlich zum Riechfläschchen greifenden Dämchen und den zähneklappernden Junkerchen Beruhigung einzuflößen sucht durch die halboffizielle Mitteilung: daß höchstgestellte Personen dieser fremdartigen Erscheinung bereits ihre Aufmerksamkeit zu widmen geruhten, daß Kouriere mit Kabinetsbefehlen nach verschiedenen Seiten abgegangen, daß selbst das Gutachten des weisen Regierungskünstlers Metternich von London unterwegs sei, daß die betreffenden Behörden rings umher Instruktionen erhalten haben und somit der hochgebornen Gesellschaft die interessante Überraschung vorbereitet wird, beim nächsten Hofballe diese gefürchtete Landstreicherin Revolution — natürlich in eisernem Käfig mit Ketten beladen — in genauen Augenschein nehmen zu

können. — Dort seht Ihr den Dritten, wie er spekulierend das Nahen der Erscheinung beobachtet, auf die Börse läuft, bemißt und berechnet das Steigen und Fallen der Papierchen, und schachert und feilscht, und immer noch ein Prozentchen zu erhalten strebt, bis mit Einemmale sein ganzer Plunder in die Lüfte zerstäubt. Da seht Ihr hinter dem verstaubten Aktentische eines der eingetrockneten, verrosteten Räder unserer jetzigen Staatsmaschine kauern, wie es seine alte, abgestumpfte Feder über das Papier kratzen läßt und fort und fort den alten Haufen der papierenen Weltordnung zu vermehren strebt. Wie getrocknete Pflanzen liegen zwischen diesen Stößen von Dokumenten und Verträgen die Herzen der lebendigen Menschheit und verdorren zu Staub in diesen modernen Folterkammern. Dort herrscht gewaltige Emsigkeit, denn das über die Länder gesponnene Netz ist an manchen Stellen zerrissen, und die überraschten Kreuzspinnen, sie drehen und weben neue Fäden durcheinander, um das Gelockerte wieder zu festigen. Dort dringt kein Strahl des Lichtes hinein, dort herrscht ewige Nacht und Finsternis, und in Nacht und Finsternis wird das Ganze spurlos versinken. — Von jener Seite aber, da klingt helle kriegerische Musik, es blitzen Schwerter und Bajonette, schwere Kanonen rasseln herbei, und dicht gedrängt wälzen sich die langen Reihen der Heere heran. Die tapfere Heldenschar, sie ist ausgezogen, den Strauß zu bestehen mit der Revolution. Der Feldherr läßt marschieren rechts und links und stellt dahin die Jäger, dorthin die Reiterei, und verteilt nach weisem Plane die langen Heeressäulen und die zerschmetternde Artillerie; und die Revolution, das Haupt hoch in den Wolken, kommt herangeschritten, — und sie sehen sie nicht und warten auf den Feind; und sie steht schon in ihrer Mitte, — und sie sehen sie nicht, und warten auf den Feind; und sie hat sie erfaßt mit ihrem gewaltigen Sturmwirbel und aufgelöst die Reihen und zerstäubt die künstlich erstohlene Kraft, — und der Feldherr, er sitzt da, auf die Landkarte schauend und berechnend, von welcher Seite der Feind wohl zu erwarten und wie stark er sei, und wann er kommen werde! — Dort aber seht Ihr ein ängstlich bekümmertes Gesicht: ein ehrlicher, fleißiger Bürger ist's. Er hat gestrebt und gewirkt sein Lebelang, er hat redlich gesorgt für das Wohl Aller, soweit seine Kraft reichte; keine

Thräne, kein Unrecht haftet an dem Scherflein, welches seine nützliche Thätigkeit erworben, ihm zum Unterhalt im schwachen Alter, den Seinen zum Eintritt in das freudlose Leben. Wohl fühlt er das Nahen des Sturmes, wohl erkennt er, daß keine Kraft ihm zu wehren vermag, doch jammert sein Herz, blickt er zurück auf sein kummervolles Dasein, dessen einzige Frucht nun der Vernichtung geweiht ist. Nicht verdammen dürfen wir ihn, klammert er sich ängstlich an seinen Schatz, sträubt er im blinden Eifer sich mit allen Kräften erfolglos gegen das Hereinbrechende. Du Unglücklicher! erhebe das Auge, blicke auf dorthin, wo auf den Hügeln Tausende und Tausende versammelt, die voll freudiger Spannung der neuen Sonne entgegenharren! Betrachte sie, es sind Deine Brüder, Deine Schwestern, es sind die Scharen jener Armen, jener Elenden, die bisher vom Leben nichts gekannt als das Leiden, die Fremdlinge waren auf dieser Erde der Freude; sie Alle erwarten die Revolution, die Dich ängstigt, als ihre Erlöserin aus dieser Welt des Jammers, als die Schöpferin einer neuen, für Alle beglückenden Welt! Sieh' hin, dort strömen Scharen heraus aus den Fabriken; sie haben geschafft und erzeugt die herrlichsten Stoffe, — sie selbst und ihre Kinder sind nackt, sie frieren und hungern, denn nicht ihnen gehört die Frucht ihrer Arbeit, dem Reichen und Mächtigen gehört sie, der die Menschen und die Erde sein eigen nennt. Sieh, dort ziehen sie heran, von den Dörfern und Gehöften; sie haben die Erde bebaut und zum freundlichen Garten umgeschaffen, und Fülle der Früchte, genügend für Alle, die da leben, lohnte ihr Mühen, — doch sie sind arm und nackt und hungern, denn nicht ihnen und den Andern, die da bedürftig sind, gehört der Segen der Erde, allein dem Reichen und Mächtigen gehört er, der die Menschen und die Erde sein eigen nennt. Sie Alle, die Hunderttausende, die Millionen, sie lagern auf den Höhen und blicken hinaus in die Ferne, wo die wachsende Wolke das Nahen der befreienden Revolution verkündet, und sie Alle, denen Nichts zu bedauern bleibt, denen man selbst die Söhne raubt, um sie zu tapfern Kerkermeistern ihrer Väter zu erziehen, deren Töchter mit Schande beladen die Straßen der Städte durchwandeln, ein Opfer der niedrigen Lüste des Reichen und Mächtigen, sie Alle mit den bleichen, gramdurchfurchten Ge-

sichtern, den von Hunger und Frost verzehrten Gliedern, sie Alle, die nie die Freude kannten, sie lagern dort auf den Höhen, und bebend vor wonnevoller Erwartung schauen sie mit angestrengtem Blicke der nahenden Erscheinung entgegen, und lauschen in lautloser Entzückung dem Brausen des anschwellenden Sturmes, der ihrem Ohre entgegenträgt den Gruß der Revolution: Ich bin das ewig verjüngende, das ewig schaffende Leben! wo ich nicht bin, da ist der Tod! Ich bin der Traum, der Trost, die Hoffnung des Leidenden! Ich vernichte was besteht, und wohin ich wandle, da entquillt neues Leben dem toten Gestein. Ich komme zu Euch, um zu zerbrechen alle Ketten, die Euch bedrücken, um Euch zu erlösen aus der Umarmung des Todes und ein junges Leben durch Eure Glieder zu ergießen. Alles, was besteht, muß untergehen, das ist das ewige Gesetz der Natur, das ist die Bedingung des Lebens, und ich, die ewig Zerstörende, vollführe das Gesetz und schaffe das ewig junge Leben. Ich will zerstören von Grund aus die Ordnung der Dinge, in der Ihr lebt, denn sie ist entsprossen der Sünde, ihre Blüte ist das Elend und ihre Frucht das Verbrechen; die Saat aber ist gereift, und der Schnitter bin ich. Ich will zerstören jeden Wahn, der Gewalt hat über den Menschen. Ich will zerstören die Herrschaft des Einen über die Andern, der Toten über die Lebendigen, des Stoffes über den Geist; ich will zerbrechen die Gewalt der Mächtigen, des Gesetzes und des Eigentums. Der eigne Wille sei der Herr des Menschen, die eigne Lust sein einzig Gesetz, die eigne Kraft sein ganzes Eigentum, denn das Heilige ist allein der **freie Mensch,** und nichts Höheres ist denn **Er.** Vernichtet sei der Wahn, der Einem Gewalt giebt über Millionen, der Millionen unterthan macht dem Willen eines Einzigen, der Wahn, der da lehrt: der Eine habe die Kraft, die Andern alle zu beglücken. Das Gleiche darf nicht herrschen über das Gleiche, das Gleiche hat nicht höhere Kraft denn das Gleiche, und da Ihr Alle gleich, so will ich zerstören jegliche Herrschaft des Einen über den Andern.

Vernichtet sei der Wahn, der dem Tode Gewalt giebt über das Leben, der Vergangenheit über die Zukunft. Das Gesetz der Toten, das ist ihr eigen Gesetz, es teilt ihr Los und stirbt mit

ihnen, es darf nicht herrschen über das Leben. Das Leben ist sich selbst sein Gesetz. Und weil das Gesetz für die Lebendigen ist und nicht für die Toten, und weil Ihr lebendig seid und Keiner ist, der über Euch wäre, so seid Ihr selbst das Gesetz, so ist Euer eigner freier Wille das einzige höchste Gesetz, und ich will zerstören die Herrschaft des Todes über das Leben.

Vernichtet sei der Wahn, der den Menschen unterthan macht seinem eignen Werke, dem Eigentume. Das höchste Gut des Menschen ist seine schaffende Kraft, das ist der Quell, dem ewig alles Glück entspringt, und nicht im Erzeugten, im Erzeugen selbst, im Bethätigen Eurer Kraft liegt Euer wahrer höchster Genuß. Des Menschen Werk, es ist leblos, das Lebendige darf sich nicht dem Leblosen verbinden, darf sich nicht ihm unterthan machen. Darum sei vernichtet der Wahn, der den Genuß beschränkt, die freie Kraft hemmt, der das Eigentum schafft außer dem Menschen und ihn zum Knechte macht seines eignen Werkes.

Blickt hin, Ihr Unglücklichen, auf jene gesegneten Fluren, die Ihr jetzt als Knechte, als Fremdlinge durchstreift. Frei sollt Ihr auf ihnen wandeln, frei vom Joche der Lebendigen, frei von den Fesseln der Toten. Was die Natur geschaffen, die Menschen bebaut und zu fruchttragenden Gärten umgewandelt, es gehört den Menschen, den Bedürftigen, und Keiner darf kommen und sagen: ‚Mir allein gehört dies Alles, und ihr Andern alle seid nur Gäste, die ich dulde, so lange es mir gefällt und sie mir zinsen, und die ich verjage, sobald mich die Lust treibt. Mir gehört, was die Natur geschaffen, der Mensch gewirkt und der Lebendige bedarf.‘ Vernichtet sei diese Lüge, nur dem Bedürfnisse allein gehört, was es befriedigt, und im Überfluß bietet solches die Natur und Euere eigne Kraft. Seht dort die Häuser in den Städten und Alles, was den Menschen vergnügt und erfreut, woran Ihr als Fremdlinge vorüberwandeln müßt; des Menschen Geist und Kraft hat es geschaffen, und darum gehört es den Menschen, den Lebendigen, und nicht Einer darf da kommen und sagen: ‚Mir gehört Alles, was die Menschen geschaffen mit ihrem Fleiße. Ich allein habe ein Recht daran, und die Anderen genießen nur, soweit

es mir beliebt und sie mir zinsen.' Zerstört sei diese Lüge mit den andern; denn was der Menschheit Kraft geschaffen, das gehört der Menschheit zum freien unbeschränkten Genusse, wie alles Andere auch, was da ist auf Erden.

Zerstören will ich die bestehende Ordnung der Dinge, welche die einige Menschheit in feindliche Völker, in Mächtige und Schwache, in Berechtigte und Rechtlose, in Reiche und Arme teilt, denn sie macht aus Allen nur Unglückliche. Zerstören will ich die Ordnung der Dinge, die Millionen zu Sklaven von Wenigen und diese Wenigen zu Sklaven ihrer eignen Macht, ihres eignen Reichtums macht. Zerstören will ich diese Ordnung der Dinge, die den Genuß trennt von der Arbeit, die aus der Arbeit eine Last, aus dem Genusse ein Laster macht, die einen Menschen elend macht durch den Mangel und den andern durch den Überfluß. Zerstören will ich diese Ordnung der Dinge, welche die Kräfte der Menschen verzehrt im Dienste der Herrschaft der Toten, des leblosen Stoffes, welche die Hälfte der Menschen in Thatlosigkeit oder nutzloser Thätigkeit erhält, die Hunderttausende zwingt, ihre kräftige Jugend in geschäftigem Müßiggange als Soldaten, Beamte, Spekulanten und Geldfabrikanten der Erhaltung dieser verworfenen Zustände zu weihen, während die andere Hälfte durch übermäßige Anstrengung ihrer Kräfte und Aufopferung jedes Lebensgenusses das ganze Schandgebäude erhalten muß. Zerstören bis auf die Erinnerung daran will ich jede Spur dieser wahnwitzigen Ordnung der Dinge, die zusammengefügt ist aus Gewalt, Lüge, Sorge, Heuchelei, Not, Jammer, Leiden, Thränen, Betrug und Verbrechen, und der nur selten zuweilen ein Strom unreiner Luft, fast nie aber ein Strahl reiner Freude entquillt. Zerstört sei Alles, was Euch bedrückt und leiden macht, und aus den Trümmern dieser alten Welt erstehe eine neue, voll nie geahnten Glückes. Nicht Haß, nicht Neid, nicht Mißgunst und Feindschaft sei fortan unter Euch, als Brüder sollt Ihr alle, die Ihr da lebt, Euch erkennen, und **frei**, frei im Wollen, frei im Thun, frei im Genießen, sollt Ihr den Wert des Lebens erkennen. Darum auf, Ihr Völker der Erde! auf, ihr Klagenden, Ihr Gedrückten, Ihr Armen! Auf auch Ihr andern, die Ihr mit eitlem Glanze der Macht und des Reichtums vergeblich

die innere Trostlosigkeit Eures Herzens zu umkleiden strebt! Auf! folgt in buntem Gemische meiner Spur, denn keinen Unterschied weiß ich zu machen unter denen, so mir folgen. Nur zwei Völker noch giebt es von jetzt an: das Eine, welches mir folgt, das Andere, welches mir widerstrebt. Das Eine führe ich zum Glücke, über das Andere schreite ich zermalmend hinweg, denn ich bin die Revolution, ich bin das ewig schaffende Leben, ich bin der einige Gott, den alle Wesen erkennen, der Alles, was ist, umfaßt, belebt und beglückt!

Und seht, die Schaaren auf den Hügeln, sie liegen lautlos auf den Knieen, sie lauschen in stummer Verzückung, und wie der sonnverbrannte Boden die kühlenden Tropfen des Regens, so saugt ihr vom heißen Jammer verdorrtes Herz die Laute des brausenden Sturmes ein, und neues Leben quillt durch ihre Adern. Näher und näher wälzt sich der Sturm, auf seinen Flügeln die Revolution; weit öffnen sich die wieder erweckten Herzen der zum Leben Erwachten, und siegreich zieht ein die Revolution in ihr Gehirn, in ihr Gebein, ihr Fleisch, und erfüllt sie ganz und gar. In göttlicher Verzückung springen sie auf von der Erde, nicht die Armen, die Hungernden, die vom Elende Gebeugten sind sie mehr, stolz erhebt sich ihre Gestalt, Begeisterung strahlt von ihrem veredelten Antlitz, ein leuchtender Glanz entströmt ihrem Auge, und mit dem himmelerschütternden Rufe: ich bin ein Mensch! stürzen sich die Millionen, die lebendige Revolution, der Mensch gewordene Gott, hinab in die Thäler und Ebenen, und verkünden der ganzen Welt das neue Evangelium des Glückes!"

Der Beweis für Wagners Autorschaft basiert auf der Mitteilung eines Zeitgenossen, sowie auf der Eigentümlichkeit von Form und Inhalt des Aufsatzes selbst.

Das „Leipziger Reibeisen", ein demokratisches Witzblatt, von dem Leipziger demokratischen Schriftsteller und Verleger Robert Binder herausgegeben, enthält in seiner Nr. 88 vom Dienstag, den 24. Juli 1849, unter der Spitzmarke „Zwei steckbrieflich Verfolgte" folgende Notiz:

„Als Dresden gefallen war und die Steckbriefe in gewissen Zeitungen lustig durcheinander krebsten, wunderte sich ein Korrespondent der ‚Europa' darüber, daß so manche geniale Leute bei der Erhebung

des Volkes sich beteiligt hatten. Es ist charakteristisch für die Leipziger Litteratenkoterie und ihren Anhang, daß sie ein warmes, rücksichtsloses, aufopferndes Hingeben an die allgemeine Sache nicht begreift, — sie, die die ungesunde, geschraubte Intelligenz der Bourgois dem urkräftigen, unverfälschten Geiste des ‚Volkes‘ vorzieht. Unsere Pflicht aber ist, die Namen jener zu preisen, die, von ihrem Genius durch ihre Schöpfungen geadelt, als gemeine Krieger eintraten in die Reihen der Volkskämpfer.

Wir nennen zuerst Richard Wagner. Er hat mit seinem ‚Rienzi‘ eine neue Ära der Musik eröffnet; der Geist, der in der Märzrevolution zur Erscheinung gekommen ist, derselbe pulst auch in dieser köstlichen Tonschöpfung.

Es ist ein Fluten und Wogen gewaltiger rauschender Klänge, die selten sich runden zu einer lieblichen, leicht verständlichen Melodie, ganz ein Bild unserer Tage, wo der Strom der Geschichte noch rätselhaft braust und gährt und nur selten eine Lilie hervorschaut aus seinem Schoße, den Frühling verkündend, der da blühen wird, wenn die Sündflut verronnen. Seit dem März ist Richard Wagner unter den Volksmännern rühmlichst bekannt geworden; er, der Hofkapellmeister, schleudert im Frühsommer des vergangenen Jahres in einer Beilage des ‚Dresdener Anzeigers‘, dem vermöglichen Gelichter, unter dem er sich bewegen mußte, ein politisches Glaubensbekenntnis voll entzückender Märzeskraft zu. Er war ein eifriger Mitarbeiter an Röckels klassischen ‚Volksblättern‘, seine Aufsätze atmen eine glühende Begeisterung, und man merkt ihnen an, daß ihr Verfasser ein Künstler, ein Poet war. Ein anderer Mann, dem wir unseren Dank votieren, ist der Professor Semper“ u. s. w. „Beide Männer sind gegenwärtig in Paris. Theophrast.“

An der Glaubwürdigkeit dieses Berichterstatters, dessen Pseudonymität zu lüften mir nicht möglich war,[1]) braucht nicht gezweifelt

[1]) Angestellte Nachforschungen blieben vergebens. Aus den Berichten „aus Dresden“, „Reibeisen“, Nr. 98, 99, 100, 105 geht hervor, daß Theophrasts Heimat Dresden war. Dem „Verein für die Geschichte Leipzigs“, der mich bei den Bemühungen, den Verfasser zu eruieren, freundlichst unterstützte, auch an dieser Stelle meinen Dank!

zu werden. Als einem Dresdener und mit der demokratischen Presse Bekannten werden ihm die Dresdener Verhältnisse einigermaßen vertraut gewesen sein. Der „Dresdener Anzeiger" war damals ein unbedeutendes, rein lokales Blatt, ohne politische Farbe, das nichts von demokratischem Charakter zeigte und wohl schwerlich nach auswärts in die Hände der demokratischen Partei ging: Wagners Vaterlandsvereins-Rede war in dieser Zeitung anonym erschienen, und nur der spätere Interpellant richtete sich in einer der folgenden Nummern an „Herrn Kapellmeister Wagner", diesen damit zugleich als Verfasser nennend. Auch die Kenntnis von Text und Musik des „Rienzi" deutet offenbar auf einen Dresdener hin. Ich vermute unter dem „Theophrast" einen Mitarbeiter der Röckelschen „Volksblätter". Als diese, und mit ihnen Weisflogs „Turmwart", sowie Ludwigs „Volksbote" durch Haft oder Flucht ihrer Redakteure eingestellt werden mußten, vereinigte der Leipziger Robert Binder genannte Blätter mit seinem „Leipziger Landboten" zu den „Vereinigten Volksblättern". Die Beziehungen des Leipziger Blattes zu der Redaktion der Röckelschen Zeitung sind also intimere gewesen; letztere hörte am 29. April 1849 auf, und die erste Nummer der „Vereinigten" datiert vom 23. Mai. Da die meisten Artikel der Röckelschen Blätter nicht unterzeichnet waren, der Verfasser obiger Notiz jedoch auf ganz bestimmte Merkmale der Wagnerschen Beiträge hinweist, so ist anzunehmen, daß er in den Geheimnissen der Röckelschen Redaktion bewandert war und nun, nach Wagners Flucht, den bisher gewahrten Schleier der Anonymität lüften wollte. Daß ihn keine weitere Sympathie mit Wagner verband, als eine lediglich politische, geht aus seinem Urteil über den „Rienzi" hervor. Ein Wagner in künstlerischer Beziehung Nahestehender hätte sicherlich nicht „Holländer" und „Tannhäuser" verschwiegen und nicht in das allgemeine Geschwätz von der Melodienarmut der „Rienzi"-Musik eingestimmt und Wagners künstlerische Bedeutung nicht blos darauf beschränkt, daß er im „Rienzi" die März-Revolution glorifiziert.

Es fällt nicht schwer, den Hinweis in jener „Reibeisen"-Notiz speziell auf den Artikel „Die Revolution" zu deuten. Die Röckelschen „Volksblätter" haben im Ganzen nur 36 Nummern aufzuweisen

gehabt, die vom 26. August 1848 bis 29. April 1849 am Schlusse jeder Woche erschienen. Unter den 36 Nummern, von denen keine den Umfang von sechs Seiten überschreitet, ist es nicht schwer, einen Aufsatz herauszufinden, dem man anmerkt, daß ihr Verfasser „ein Künstler, ein Poet“ war. Röckel hat ihn gewiß nicht geschrieben, denn dessen Stil ist nüchtern, prosaisch; dichterischer Schwung der Phantasie, die jenen Zeilen in so hohem Maße zu eigen ist, fehlte ihm; wo seine Schreibart sich eines Bildes bedient, da ist es ein trockenes Gleichnis, ohne dichterische Kraft und Anschaulichkeit.

Aus den meisten Aufsätzen der „Volksblätter“ spricht die reine politisch-doktrinäre Art, welche Verfassungsstreitigkeiten, politische Tageserscheinungen, wie die Erschießung Blums in Wien, Österreichs Zustände u. s. w. in landläufiger Weise erörtert. Hier jedoch ist die Darstellung frei von jedem Anklang an parteipolitische Details. Eine solch großartige Phantasie voll dramatischer Lebendigkeit und plastischer Anschauungsweise wächst nicht im Schädel eines politischen Redakteurs, wie Röckel war, der allwöchentlich seine Leitartikel zu fabrizieren hat. Hier hat ein Dichter gewaltet, und zwar ein Dichter, wie ihn Dresden nur in Richard Wagner besaß.

Die Sprache dieses Aufsatzes weicht merklich von der der übrigen Arbeiten der „Volksblätter“ ab. Es herrscht in ihr dieselbe Apostrophierung an den Leser, die Wagner in seiner Vaterlands-vereins-Rede gebraucht. Er tritt gleichsam als ein Fremder unter seine Zuhörer und wohl empfindend, daß seine Rede dem Publikum nicht in der Art des Gewohnten erscheinen muß, bemüht er sich, das Publikum durch direkte Anrede mit seinen ungewohnten Gedankenwendungen zu verbinden. Ein gewohnheitsmäßiger Redner oder politischer Litterat bedarf dieser gezwungenen Rhetorik nicht so häufig, er spricht und schreibt sozusagen handgreiflicher, ohne daß er ein Bedürfnis nach besonderer Vermittlung zwischen seinen Darstellungen und dem Publikum empfindet. Er würde auch nicht, wie der Verfasser dieses Artikels, seinen Gleichnissen im Vollgenusse der eigenen Phantasie einen so weiten Raum verstatten, sondern sie nur als kurze, präzise Schlag-Effekte gebrauchen. Dieses Ausspinnen der poetischen Bilder, dieses Ausnützen eines Gleichnisses zu einer weitentwickelten Reihe von anschaulichen Vergleichsmomenten

ist das Signum einer reichen dichterischen Phantasie und speziell Wagnerisch.[1])

Manche Einzelheiten in der Ausführung des Aufsatzes sind so speziell Wagnerisch empfunden, daß ihre Verwendung durch die Feder eines anderen als ausgeschlossen erscheint. So sind zum Beispiel einige Bilder direkt aus der Wagnerschen Beethoven-Auffassung entnommen. Das Bild: „Dort dringt kein Strahl des Lichts hinein, dort herrscht ewige Nacht und Finsternis, und in Nacht und Finsternis wird das Ganze spurlos versinken." — „Von jener Seite aber, da klingt helle kriegerische Musik, es blitzen Schwerter und Bajonette" zielt auf Beethoven hin, dessen „Fidelio" Wagner ja allegorisch als die Erlösung durch die Freiheit gedeutet hatte: „Wir sind in einen finstern Kerker versetzt, kein Strahl des Tagesscheins dringt zu uns: Das schreckliche Schweigen der Nacht unterbricht einzig das Stöhnen, das Seufzen der Seele, die aus ihren Tiefen nach Freiheit! Freiheit! verlangt." „Doch die übermenschliche Idee, wie sie die Seele immer neu durchleuchtet, verleiht endlich auch die übermenschliche Kraft: eine letzte, äußerste, ungeheure Anstrengung, und die letzte Schranke fällt, der letzte Stein wird fortgewälzt: mit mächtigstem Strahle dringt das Sonnenlicht in den Kerker: Freiheit! Freiheit! jauchzt die Erlöserin; Freiheit! göttliche Freiheit! ruft der Erlöste!"[2]) Die „helle kriegerische Musik" würde dann, mit einiger Umdeutung, vielleicht als ein Bezug auf die Beethovenschen Klänge beim Erscheinen Don Fernandos aufzufassen sein, oder auf den letzten Satz der großen „Leonoren"-Ouvertüre, vielleicht auch auf den der fünften Symphonie zu beziehen sein.[3]) Eine andere Redewendung deutet untrüglich auf die neunte Symphonie hin. Der wiederholte Ausdruck: „Alle,

---

[1]) Vergleiche z. B. das vielseitig brillierende Bild von Meer und Land „in Oper und Drama", wo Wagner die Verbindung von Wort und Musik veranschaulichen will und die Dichtung der neunten Symphonie mit einer Kolumbus-Fahrt vergleicht, wobei auf dem Meere der Töne Beethoven die rettende Küste des Worts entdeckt. Siehe Ges. Schr. IV, S. 142, 146, 147, 149—151 und K. d. Z. III, S. 81—96.

[2]) Ges. Schr. I, S. 201.

[3]) Siehe „Fidelio"-Partitur der Petersschen Ausgabe, S. 201, ferner den letzten Satz der großen „Leonoren"-Ouvertüre und der fünften Symphonie.

die nie die Freude kannten", würde für alle, die nicht die Wagnersche „Analyse" der letzten Symphonie Beethovens kennen, unverständlich sein. Der Ausdruck: „die Freude" schlechthin, der in dieser Bedeutung an keiner anderen Stelle der „Volksblätter" getroffen wird, gewinnt erst durch die Wagnersche Auffassung seinen vollen Inhalt. Der bestimmte Artikel, „Die Freude", weist auf einen bekannten Begriff hin, den der Verfasser damit voraussetzt. Es ist eben „die Freude" darunter zu verstehen, die Beethoven an der Hand des gleichnamigen Schillerschen Gedichtes am Schlusse der neunten Symphonie proklamiert hat, und die Wagner meint, wenn er ausruft: „wir sehen die Jünglinge sich mutig in eine Schlacht stürzen, deren Siegesfrucht die Freude sein soll", „jeder Mensch ist zur Freude geschaffen"[1]) u. s. w.

Ähnlich wie der Begriff „Freude" ist auch der Begriff „reinste Liebe" der Wagnerschen Terminologie zu eigen. Er bedeutet „die allgemeine Menschenliebe", das Schlagwort der philosophischen Revolutions-Ideologen, die ihn sich aus Feuerbach geholt haben und damit das ethische Band bezeichnen wollen, das im Zukunftsstaate des Atheismus die reinen, herrlichen Menschen zusammenhalten soll. Wagner gebraucht auch dieses Wort schlechthin als doktrinären Terminus ein über das andere Mal.[2])

Die Schilderung von dem „Blicke in das Auge der strafenden Revolution" ist ebenfalls ganz der Wagnerschen Anschauung entsprungen. „Das Auge so finster, so strafend, so kalt und doch, welche Glut der reinsten Liebe, welche Fülle des Glückes strahlt dem daraus entgegen, der es wagt, mit festem Blicke hineinzuschauen in dies dunkle Auge." Dieses „ins Auge Blicken" und „aus dem Auge Lesen" ist ein spezielles Moment bei Wagner. Noch bevor Schopenhauer auf ihn gewirkt, war ihm das Prinzip der Intuition aufgegangen. Schon im „Holländer" hat er es in eigentümlich auffallender Weise verwertet. Senta und Holländer stehen sich gegenüber und sehen sich eine lange Weile starr an, schweigend erkennt eins das andere

---

[1]) Ges. Schr. I, S. 149 und II, S. 62, 63.

[2]) Siehe z. B. die ganze „Mitteilung an meine Freunde".

Wesen, während nur die Musik schildert, was Beide sich gegenseitig aus den Augen lesen.

Später, als Wagner die Schopenhauerschen Gedanken ganz in sich aufgenommen, hat er der intuitiven Erkenntnis sogar einen hohen philosophischen Wert beigelegt.[1])

Einige Sätze aus „der Revolution" weisen eine frappante Ähnlichkeit mit Stellen aus den „Gesammelten Schriften und Dichtungen" auf. Die Stelle: „Sieh', dort ziehen sie heran, von den Dörfern und Gehöften; sie haben die Erde bebaut und zum freundlichen Garten umgewandelt" u. s. w. steht in engem Zusammenhange mit jener Stelle in: „Staat und Religion",[2]) wo Wagner von den sozialen Postulaten, seiner früheren, also der revolutionären Periode spricht: „Ich fand nämlich, daß, bei gleicher Verteilung an Alle, die eigentliche Arbeit, mit ihrer entstellenden Mühe und Last, geradewegs aufgehoben sei, und statt ihrer nur eine Beschäftigung übrig bliebe, welche notwendig von selbst einen künstlerischen Charakter annehmen müßte. Anhalt zur Beurteilung dieses Charakters der an die Stelle der Arbeit getretenen Beschäftigung bot mir, unter Anderem, der Ackerbau, welchen ich mir, von allen Gliedern der Gemeinde bestellt, einesteils bis zur ergiebigen Gartenpflege entwickelt, anderenteils als nach Tages- und endlich Jahreszeiten verteilte gemeinsame Verrichtungen, welche, genau betrachtet, den Charakter von stärkenden Übungen, ja Vergnügungen und Festlichkeiten annehmen, vorzustellen vermochte."

Zu dem Passus: „da seht Ihr hinter dem verstaubten Aktentische, eines der eingetrockneten Räder unserer jetzigen Staatsmaschine kauern, wie es seine alte, abgestumpfte Feder über das Papier kratzen läßt und fort und fort den alten Haufen der papiernen

---

[1]) Ges. Schr. X, S. 317. Brief an H. v. Stein: „Zu flüchtig traf mich ihr Blick, um selbst wohl im günstigsten Falle von meinem Zustande ihr ein Verständnis zu erwecken; doch hatte ich mich bereits genug im Sehen geübt, um in diesem Blicke eine unaussprechlich schöne Sorge als die Seele ihres Lebens zu lesen."

[2]) Ges. Schr. VIII, S. 5.

Weltordnung zu vermehren strebt", paßt die Stelle in: „Kunst und Klima":

„Nicht unsere klimatische Natur hat aus den uns unverkennbaren, frohen, thatenlustigen, selbstvertrauenden Heldengeschlechtern unsere hypochondrischen, feigen und kriechenden Staatsbürgerschaften gemacht, nicht sie hat aus dem gesundheitsstrahlenden Germanen unseren skrophulösen, aus Haut und Knochen gewebten Leineweber, aus jenem Siegfried einen Gottlieb, aus Speerschwingern Dütendreher, Hofräte und Herrjesusmänner hervorgebracht, — sondern der Ruhm dieses glorreichen Werkes gehört unserer pfäffischen Pandekten-Zivilisation mit all' ihren herrlichen Resultaten, unter denen, neben unserer Industrie auch unsere, Herz und Gemüt verkümmernde Kunst ihren Ehrenplatz einnimmt"[1]) u. s. w. Auch der radikale Kontrast, der durch den ganzen Aufsatz weht, die rigorose Verdammung alles Bestehenden und die überschwängliche Hoffnung auf das blumenreiche, von frohlockenden Jubeltönen der befreiten Menschheit erfüllte, nie geahnte „Paradies" ist nur bei Wagner so scharf ausgeprägt.

Der Aufsatz „Die Revolution" ist hochwichtig für die Erkenntnis der Wagnerschen Denkweise und erhellt uns die Anschauungen, die Wagner der „Revolution" entgegenbrachte. Die erwartete große allgemeine soziale Menschheits-Revolution erscheint hier am deutlichsten nach dem Prinzip historischer Entwickelung aufgefaßt. Sie galt Wagner nicht als Ziel für politische oder persönliche Sonderinteressen, sondern er steht ihr gegenüber wie einem eminenten Weltereignis, dem entgegenzutreten ein thörichtes Unterfangen wäre, sie kommt als unabweisbares Resultat der Entwickelung gleich einer terrestrischen Eruption, welche mit elementarer Kraft und unter furchtbarer Vernichtung eine neue Weltperiode aufwirft.

Die Notiz im „Reibeisen" nennt Wagner einen „eifrigen Mitarbeiter der Volksblätter" und spricht von „Aufsätzen aus seiner Feder", also im Plural. Wie viel und welche von den übrigen 35 Aufsätzen der „Volksblätter" noch Wagner zuerkannt werden können, ist schwer festzustellen. Am ehesten trägt der in Nr. 6 vom

[1]) Ges. Schr. III, S. 215.

10. Februar 1849 befindliche Leitartikel die Wahrscheinlichkeit in sich, von Wagner zu stammen. Er lautet:

„Der Mensch und die bestehende Gesellschaft.

Im vorigen Blatte ist nachgewiesen worden, wie durch ganz Europa die bestehende Gesellschaft, in der zunehmenden Volksbildung ihren größten Feind erkennend, sich derselben hemmend entgegenstemmte, ohne jedoch die drohende Gefahr dadurch aufhalten zu können. Im Jahre 1848 hat der Kampf des Menschen gegen die bestehende Gesellschaft begonnen. Nicht beirren darf es uns, daß dieser Kampf bis jetzt in den meisten Ländern noch nicht offen zu Tage tritt, daß namentlich die beiden größten deutschen Staaten uns bis jetzt äußerlich nur das alte Schauspiel eines Kampfes der verschiedenen Teile der Gesellschaft um die Oberherrschaft darbieten. Diese letzten Kämpfe der Adelsvorrechte in Preußen und Österreich, dies letzte Aufflackern der unbeschränkten Fürstenmacht, nur gestützt auf eine rohe Gewalt, die vor dem Lichte der Aufklärung täglich mehr dahin schmilzt, sie sind nichts weiter denn die Todeszuckungen eines Körpers, dem der Geist, das Leben bereits entschwunden, sie sind nichts weiter denn die letzten Nebeldünste der Nacht, welche die aufgehende Sonne vor sich hertreibt. Nicht dem im Todeskampfe bewußtlos um sich schlagenden Leichnam, nicht jenem Überreste der Finsternis gilt der Kampf unserer Zeit, ob auch der Schwachnervige vor dem Toben des Ersteren erschrickt, ob auch das Auge des Blödsichtigen die dichtgeballten Nebel nicht zu durchdringen vermag; wir wissen, daß der heftigste Krampf — der Todeskrampf ist, wir wissen, daß, wenn am schwersten die Morgennebel sich auf uns herabsenken, ein um so hellerer Tag folgt.

Der Kampf des Menschen gegen die bestehende Gesellschaft hat begonnen. Jene Kämpfe, der Überrest einer vergangenen Zeit, wie wir sie in Österreich, in Preußen, zum Teil auch im übrigen Deutschland sehen, sie können uns nicht täuschen, sie dienen ja nur dazu, das Schlachtfeld zu räumen für jenen letzten, erhabensten Kampf. Schon hat er offen in Frankreich begonnen, England bereitet sich auf ihn vor, und bald, bald auch erfaßt er Deutschland. Wir leben in ihm, wir haben ihn durchzukämpfen. Vergebens wollten wir versuchen, ihm auszuweichen, uns zu flüchten, um den Strom

an uns vorüber rauschen zu lassen, er erfaßt uns dennoch, möge unser Zufluchtsort noch so gesichert sein, und wir Alle, der Fürst in seinem Palaste, wie der Arme in seiner Hütte, wir Alle müssen mitstreiten in diesem großen Kampfe, denn wir Alle sind Menschen und unterliegen dem Gebote der Zeit.

Unwürdig wäre es des vernunftbegabten Menschen, sich gleich dem Tiere that- und willenlos den Wellen zu überlassen. Seine Aufgabe, seine Pflicht erheischt, daß er mit Bewußtsein vollbringe, was die Zeit von ihm fordert. Unser Aller ernstliches Bestreben als denkende Menschen muß daher sein: dies Bewußtsein, diese Erkenntnis dessen, was wir zu thun haben, zu erlangen, und wir erringen es, wenn wir uns bemühen, den Grund, die Ursache, und somit auch die wahre Bedeutung der Bewegung, in welcher wir leben, zu erforschen.

Wir haben gesagt: der Kampf des Menschen gegen die bestehende Gesellschaft hat begonnen. Dies ist nur dann wahr, wenn es erwiesen ist, daß unsere bestehende Gesellschaft gegen den Menschen ankämpft, daß die Ordnung der bestehenden Gesellschaft der Bestimmung, dem Rechte des Menschen feindlich gegenüber tritt. Ob und inwieweit dies der Fall ist, werden wir erkennen, wenn wir den Menschen seine Bestimmung, sein Recht der bestehenden Gesellschaft gegenüber halten und prüfen, wie weit sie geeignet ist, den Menschen seiner Bestimmung entgegenzuführen, ihm sein Recht zu gewähren.

Des Menschen **Bestimmung** ist: durch die immer höhere Vervollkommnung seiner geistigen, sittlichen und körperlichen Fähigkeiten zu immer höherem, reinerem Glücke zu gelangen.

Des Menschen **Recht** ist: durch die immer höhere Vervollkommnung seiner geistigen, sittlichen und körperlichen Fähigkeiten zum Genusse eines stets wachsenden, reineren Glückes zu gelangen.

Somit entspringt der Bestimmung des Menschen das Recht des Menschen, Bestimmung und Recht sind Eines, und das Recht des Menschen ist einfach: seine Bestimmung zu erreichen.

Forschen wir nun nach der Kraft, mit welcher der Mensch ausgerüstet ist, um sein Recht zu wahren, seine Bestimmung zu erreichen, so finden wir bald, daß ihm diese Kraft vollkommen mangelt. Wo ist die Kraft des Menschen, sich aus sich selbst geistig, sittlich und körperlich zu vervollkommnen? Wo ist die Kraft des Menschen, sich selbst zu lehren, was er doch nicht weiß? Wo ist die Kraft des Menschen, das Gute und Böse zu erkennen, das Gute zu üben, das Böse zu meiden, da er doch aus sich selbst nicht weiß, was gut oder böse? Wie soll endlich der Mensch aus sich selbst größere Körperkraft schöpfen, als er besitzt? — Wir sehen, daß der Mensch an sich vollkommen unfähig ist, seine Bestimmung zu erreichen, daß er in sich keine Kraft hat, den in ihm wohnenden Keim, welcher ihn von dem Tiere unterscheidet, zu entfalten. Jene Kraft jedoch, welche wir bei dem Menschen vermissen, wir finden sie in endloser Fülle in der Gesamtheit der Menschen. Was Allen, so lange sie vereinzelt sind, ewig versagt bleibt, sie erreichen es, sobald sie zusammentreten. In der **Vereinigung** der Menschen finden wir die Kraft, welche wir bei den **Einzelnen** vergebens suchen. Während der Geist des Vereinzelten ewig in tiefster Nacht begraben bleibt, wird er in der Vereinigung der Menschen erweckt, angeregt und zu immer reicherer Kraft entfaltet. Während der Vereinzelte ohne Sittlichkeit ist, weil er weder das Gute noch das Böse zu erkennen vermag, entspringt der Vereinigung der Menschen die Sittlichkeit; sie lernen in dem, was schadet, das Böse, in dem, was nützt, das Gute erkennen, und ihre Sittlichkeit wächst mit je klarerer Erkenntnis sie das Böse meiden, das Gute üben. Während die Kraft, die Geschicklichkeit des Vereinzelten stets gleich in ihrer Schwäche bleibt, weil seine Bedürfnisse stets dieselben sind, steigert sich in der Vereinigung der Menschen ihre Kraft ins Unendliche mit ihren Bedürfnissen. Je ausgedehnter, je inniger die Vereinigung, um so reicher entfaltet sich der Geist, um so reiner wird die Sittlichkeit, um so mannigfacher werden die Bedürfnisse, und wächst mit ihnen die Kraft der Menschen, sie zu befriedigen.

Somit erkennen wir, daß nur in der Vereinigung die Menschen jene Kraft finden, welche sie ihrer Bestimmung entgegen zu

führen vermag; nur allein da aber, wo die Kraft dazu liegt, kann auch die Bestimmung sein, und darum sagen wir jetzt richtiger:

Es ist die Bestimmung der **Menschheit,** durch die immer höhere Vervollkommnung ihrer geistigen, sittlichen und körperlichen Kräfte zu immer höherem, reinerem Glücke zu gelangen.

Der einzelne Mensch ist nur ein Teil des Ganzen; vereinzelt für sich ist er Nichts, nur allein als Teil des Ganzen findet er seine Bestimmung, sein Recht, sein Glück.

Die Vereinigung der Menschen nennen wir: die **Gesellschaft.**

Wir sehen, daß die Gesellschaft nicht etwas Zufälliges, Willkürliches, Freiwilliges ist, wir sehen, daß ohne die Gesellschaft der Mensch kein Mensch mehr ist, sich nicht mehr von dem Tiere unterscheiden würde; wir sehen somit, daß die Gesellschaft die notwendige Bedingung unseres Menschentums ist.

Die Menschen sind daher nicht nur **berechtigt,** sondern auch **verpflichtet,** an die Gesellschaft die Anforderung zu stellen: **sie durch Vervollkommnung ihrer geistigen, sittlichen und körperlichen Fähigkeiten zu immer höherem, reinerem Glücke zu führen.**

Wie erfüllt nun unsere bestehende Gesellschaft diese ihre Aufgabe?

Dem Zufall überläßt sie die geistige Vervollkommnung Einzelner ihrer Glieder, während sie den größeren Teil derselben gewaltsam von einer höheren Entwickelung zurückhält; dem **Zufall** überläßt sie es, ob Einzelne sich sittlich veredeln, während sie überall das Laster, das Verbrechen erzeugt und schützt. Dem Zufall überläßt sie die Ausbildung, das Wachstum unserer körperlichen Kräfte, während ihr Streben nur dahin gerichtet ist, unsere Bedürfnisse zu beschränken, also unsere Fähigkeit sie zu befriedigen, zu verringern. Dem Zufall überläßt unsere bestehende Gesellschaft Alles: unseren geistigen, sittlichen und körperlichen Fortschritt; der Zufall entscheidet, ob wir uns unserer Bestimmung nähern, ob wir unser Recht erlangen, ob wir glücklich werden.

Unsere bestehende Gesellschaft ist ohne Erkenntnis, ohne Bewußtsein ihrer Aufgabe, sie erfüllt sie nicht.

Der Kampf des **Menschen** gegen die **bestehende Gesellschaft** hat begonnen. Dieser Kampf, er ist der heiligste, der erhabenste, der je gekämpft wurde, denn er ist der Kampf des Bewußtseins gegen den Zufall, des Geistes gegen die Geistlosigkeit, der Sittlichkeit gegen das Böse, der Kraft gegen die Schwäche: Es ist der Kampf um unsere Bestimmung, unser Recht, unser Glück.

Das Bestehende, es hat große Gewalt über den Menschen. Unsere bestehende Gesellschaft hat eine furchtbare Macht über uns, denn sie hat absichtlich das Wachstum unserer Kraft gehemmt. Die Kraft zu diesem heiligen Kampfe kann uns nur erwachsen aus der Erkenntnis der Verworfenheit unserer Gesellschaft. Wenn wir klar erkannt haben, wie unsere bestehende Gesellschaft ihrer Aufgabe widerspricht, wie sie gewaltsam und oft vorsätzlich uns abhält, unsere Bestimmung, unser Recht, unser Glück zu erlangen, dann haben wir auch die Kraft gewonnen, sie zu bekämpfen, sie zu besiegen.

Unsere erste, wichtigste Aufgabe ist es daher: das Wesen und das Wirken unserer bestehenden Gesellschaft nach allen Seiten hin zu prüfen und immer klarer zu erfassen; ist sie einmal **erkannt**, dann ist sie auch **gerichtet!**"

Dieser Aufsatz bezieht sich auf den Leitartikel der vorhergehenden Nummer, der unter dem Titel „Unsere Gesellschaft" einen angeblichen Ausspruch Thiers': „Es giebt nur zwei Mittel, die gesellschaftliche Ordnung zu retten: 1. Ein allgemeiner Krieg, oder 2. Unterdrückung der Volksschulen" behandelt und dahin deutet, daß die herrschende Klasse mit Gewalt absichtlich die Volkserziehung und Volksbildung verhindere, weil sie sich sonst verloren geben müsse. Wie der westindische Sklavenbesitzer bei Todesstrafe den Unterricht der Sklaven im Lesen und Schreiben verbiete, so verhindere durch „körperlichen und geistigen Mord" die herrschende Gesellschaft die Ausbildung des Volkes. In Sachsen verwende man nur 12 700 Thaler für die neun Lehrerbildungs-Anstalten, dagegen 19 000 Thaler für Pferdezüchterei u. s. w. Der Artikel enthält den im Druck hervorgehobenen Satz „ich bin ein Mensch, und der Menschheit gebührt die Herrschaft" und schließt mit dem Hinweis: „Wir wollen daher zunächst eine klare Anschauung unseres jetzigen Zu-

sammenlebens der Menschen, unserer Gesellschaft gewinnen, und die nächsten Blätter sollen bestimmt sein, ein möglichst deutliches Bild unserer gesellschaftlichen Zustände, ihrer Entwickelung bis auf unsere Zeit, zu liefern" u. s. w. Dies bezieht sich auf „Der Mensch und die bestehende Gesellschaft".

Wenn letzterer Aufsatz, dessen abstrakte Gedankenentwickelung und apodiktische Aufstellung von Sätzen vielen Stellen in den Gesammelten Schriften außerordentlich ähnelt, Wagner zugeschrieben werden soll, so wird der oben zitierte Aufsatz „Unsere Gesellschaft" als Ankündigung dieser besonderen und dem gewohnten Tone der Volksblätter etwas fremden Arbeit gewissermaßen als redaktionelle Einleitung zu dem von Wagner eingesandten Aufsatz gelten können. Denn es ist kaum anzunehmen, daß Wagner auch den vorangehenden Aufsatz verfaßt hat; die darin enthaltene sophistische Zahlenstatistik und manch anderer Agitatorenkniff schließen seine Autorschaft aus und deuten eher auf Röckel hin. Es würde dann zu supponieren sein, daß Röckel die mehr philosophierende und abstrakte Darstellung Wagners durch einen populäreren, im Tone der demokratischen Publizistik jener Zeit gehaltenen Leitartikel habe bei seinen Lesern einführen wollen.

Der Inhalt von „Der Mensch und die bestehende Gesellschaft" deckt sich mit Wagners Anschauungen, wie er sie in den Schriften aus der Züricher Zeit niedergelegt hat. Bei der nachfolgenden ausführlichen Behandlung jener Periode der Wagnerschen Weltanschauung wird dies deutlicher hervortreten, es ist daher auf das folgende Kapitel dieses Buches zu verweisen. Es möge an diesem Orte genügen, diese beiden Aufsätze wiedergegeben zu haben, als deren wichtigerer „Die Revolution" zu betrachten ist. Derselbe trägt das Signum der Wagnerschen Autorschaft am deutlichsten an sich und bestimmt am klarsten seine Auffassung von der Revolution: in der Wagner die weltentwickelnde Kraft sieht, in der er ein ewig metaphysisches Prinzip anerkennt und welcher er deshalb den Titel „Gott" beilegt.

Eine weitere Nachforschung nach Beiträgen von Wagner in den „Volksblättern" mag für spätere Zeiten vorbehalten bleiben.

Fünftes Kapitel.

Die zweite Hauptperiode 1849—1883.*)

I. Wagner unter dem Einflusse der Philosophie der Junghegelianer.

§ 1. Allgemeine Charakteristik dieser Periode.

„Das Wort steht höher als der Ton.“
(Wagner, Fragmente, S. 49.)

Am Schlusse des zweiten Kapitels ward bereits versucht, darzulegen, wie sich schon in der letzten Zeit des Dresdener Aufenthaltes bei Wagner die Umwandlung seiner Weltanschauung vollzog: wie die gährenden Ideen der Zeit, in sein Denken und Dichten sich eindrängend, im Einzelnen seine Weltanschauung durchsetzten, nur den letzten Grundpfeiler übrig lassend, den transcendenten Dualismus und mit ihm den Gottesglauben. Noch schimmerte durch die neuen Ideen das alte theistische Prinzip hindurch, wenngleich auch dessen Grundlage bereits kritisch erschüttert ward.

Die Revolution war das Gewitter, das die schwüle Atmosphäre in seinem Innern mit elementarer Kraft beseitigte, seine Brust befreite und auf den Kampf der Elemente Reinigung und Klarheit folgen ließ. —

---

*) Bei der prinzipiellen Wichtigkeit, die die Weltanschauung Wagners in ihrer letzten Periode ganz besonders für unsere Gegenwart hat, schien es dem Verfasser zweckmäßiger und richtiger, die einzelnen hauptsächlichen Gedanken Wagners im Originallaut anzuführen, anstatt sie erst durch ein Referat umzugestalten. Es ist daher der darstellende Text möglichst knapp gehalten worden, um die Möglichkeit zu bieten, Wagner selber reden zu lassen, also die Frische des Originals, die unter zweiter Hand niemals sich behaupten kann, zu wahren.

In der nun folgenden Periode tritt die neue Weltanschauung mit voller Intensität zu tage.

Diese neue Periode umfaßt verhältnismäßig nur eine kurze Spanne Zeit, vom Jahre 1849 bis 1854, und doch ist sie die entscheidendste, die wichtigste im Leben des Künstlers.

Man hat ihre Grenzen zu verwischen gesucht, indem man ihren prinzipiellen Inhalt möglichst ignorierte oder hineinzog in die spätere, die Schopenhauer-Periode, wohl weil es unbequem schien, den prinzipiellen Revolutionär Wagner im natürlichen Lichte der Wahrheit zu tage treten zu lassen. Mit dem späteren Wagner sah man in dessen Junghegelschen Ideen nur einen „Irrtum" und benutzte von diesem Irrtum nur das, was sich etwa unter die Gesichtspunkte der späteren Periode subsumieren ließ. Mit der Schopenhauerschen Periode suchte man die Junghegelsche so viel wie möglich zu verdecken, und dies konnte nur gelingen, indem man die prinzipiellen Unterschiede beider Perioden möglichst ignorierte.

Diesem Verfahren gegenüber, welches über Wagners Entwickelung den Schleier des Unverständnisses wirft, welches historische Thatsachen vermengt und die Begriffe in unglaublicher Weise verwirrt,[1]) ist es dringend notwendig, die Periode der Junghegelschen Weltanschauung in ihrer objektiven Wahrheit wieder hervorzuheben; denn als die wichtigste im Leben Wagners giebt sie die Grundelemente, aus denen

---

[1]) Dr. Otto Eiser („Andeutungen über Wagners Beziehung zu Schopenhauer und zur Grundidee des Christentumes" u. s. w.) nennt die „Liebe", die Brünnhilde am Schlusse des „Ringes des Nibelungen" für die Zukunftsepoche proklamiert, „eine verzichtende Liebe" und dazu „allumfassende verzichtende Liebe", also, Schopenhauerisch gedeutet, Resignation durch Mitleid. Dem steht einfach die Thatsache gegenüber, daß diese „Liebe", ein speziell Junghegelscher Begriff, eine durchaus optimistische Tendenz besitzt, was aus dem Schlußgesange der Brünnhilde in der „Götterdämmerung" (cfr. Ges. Schr., Bd. VI, S. 254, 255, und Sep.-Ausg. der „Götterdämmerung", S. 84, 85, besonders aber die erste, nicht im Buchhandel erschienene Auflage des „Ringes des Nibelungen") deutlich hervorgeht („Leuchtende Liebe, lachender Tod!" — „blühenden Lebens, bleibend Geschlecht!"). Demselben Irrtume folgen Hausegger („Richard Wagner und Schopenhauer") s. S. 36 und 37 (obwohl er gesperrt druckt: „Ende in Wonne, du selig Geschlecht") und Schläger („Bayreuther Blätter" 1889, II, 37).

allein der spätere Wagner in seiner spezifischen Ausprägung hervorwachsen konnte. Wie wäre anders es möglich, die Prinzipien des „Kunstwerks der Zukunft" zu entwickeln und zu verstehen, ohne den Zusammenhang einer Weltanschauung, die mit besonderer Betonung den Begriff der Zukunft aufstellt, der für den Zweck der „Zukunft" die Gegenwart nur als Mittel, als bloßer Durchgangspunkt gilt? Wie wäre es möglich, das Postulat einer Kunst der Zukunft auf das Prinzip der geschichtlichen Entwickelung zu basieren, ohne eine Philosophie, welche dies Entwickelungs-Prinzip hervorragend betont? Und wie hätte dies geschehen können auf Grundlage von Schopenhauer, der eben dieses Prinzip schlechterdings nicht als moralische Grundlage anerkennen wollte?[1]) Ferner: wie hätte aus dem demokratischen Begriffe „Volk" das Kunstwerk verlangt, wie das Weltgedicht der Erlösung in das künftige Zeitalter „Der Ring des Nibelungen" geschaffen werden können durch die bestimmenden Einflüsse einer Philosophie, die sich „wie der Aerostat über die Massen erhebt", den Pöbel verachtend, der unfähig zu erfassen und unfähig, dazu erzogen zu werden ist?

Dem Schopenhauerschen Individualismus stehen Werke wie „Kunst und Revolution" und „Kunstwerk der Zukunft" in ihren Grundprinzipien schroff gegenüber. Sie, die Wagners wesentliche Bedeutung ausmachen, die für Wagner selbst der Sammel- und Ausgangspunkt seines künstlerischen Wesens bilden, konnten so, wie sie sind, nur auf Grund einer universalistischen Weltanschauung entstehen: nur der von Wagner selbst betonte „Universalist"[2]) konnte vollbringen, was hier vollbracht wurde.

---

[1]) Siehe „Welt als Wille" u. s. w., II, 3. Buch, Kap. 38. Auf die im Gefolge der Hegelschen Philosophie gehende Geschichtsauffassung weiß Schopenhauer gar nicht genug zu schimpfen: „sie räumen der Geschichte eine Hauptstelle in ihrer Philosophie ein und konstruieren dieselbe nach einem vorausgesetzten Weltplane, welchem gemäß alles zum besten gelenkt wird, welches dann finaliter eintreten soll und eine große Herrlichkeit sein wird . . . . . Besagte Geschichts-Philosophen und -Verherrlicher sind demnach einfältige Realisten, dazu Optimisten und Eudämonisten, mithin platte Gesellen und eingefleischte Philister". Wer nun den Wagner zwischen 1848 und 1854 zum Schopenhauerianer machen will, hat eine schwere Aufgabe!

[2]) Cfr. „Jesus von Nazareth", S. 66.

Und dieser Universalismus Wagners basiert auf der Weltanschauung der Junghegelschen Schule.[1])

Wagner selbst hat sich nicht ausdrücklich und nominell zu dieser bekannt, er spricht nur von dem Einflusse der Feuerbachschen Schriften auf seine Weltanschauung. Es sind daher zuvörderst die Gründe anzugeben, welche uns veranlaßt haben, nicht lediglich von einer Feuerbach-Periode zu sprechen, sondern diesen Abschnitt in die Entwickelung Wagners unter jene allgemeine Bezeichnung zu stellen. Obwohl Wagner sich zu Feuerbach ausdrücklich bekennt und dieser auch Wagners neue Weltanschauung in der Hauptsache bestimmte, so ist doch für einzelne Momente auch die Einwirkung von Ideen zu konstatieren, die außerhalb der Philosophie Feuerbachs liegen.

Insbesondere ist das politisch-soziale Element, das bei Wagner besonders ausgeprägt ist,[2]) bei Feuerbach, dessen Schwerpunkt auf religiös-philosophischem Gebiete liegt,[3]) nur ganz andeutungsweise

[1]) Für den Zweck dieses Buches sind heranzuziehen die Schriften von Ludwig Feuerbach, Ruge, Strauß, Bakunin, dann in entfernterem Verhältnisse Proudhon, Lamennais, Weitling. Sind die beiden letzteren auch nicht als direkte Anhänger Hegels zu betrachten, so weisen sie doch, besonders Lamennais in seinen „Paroles d'un Croyant" und dem „Grundriß einer Philosophie" (deutsch, Paris und Leipzig, Jules Renonard & Komp., 1841), viele Berührungspunkte mit der eigentlichen Junghegelschen Schule auf und sind für die Betrachtung von Wagners „Jesus von Nazareth" u. s. w. nicht zu entbehren. — Eine Auseinandersetzung der Wagnerschen Ideen mit dem Genannten wird im zweiten Bande enthalten sein, worin aufzuweisen versucht wird, in welchen wesentlichen Punkten Feuerbach und Wagner übereinstimmen und der direkte Einfluß der Philosophie Ludwig Feuerbachs auf die Entwickelung der Weltanschauung Wagners in seinen Grenzen bestimmt, und ferner es unternommen wird, die außerhalb Feuerbachs liegenden Momente der Wagnerschen Weltanschauung mit den anderen oben genannten in Verbindung zu setzen.

[2]) Wie sehr die Wagnersche Ideenentwickelung auch hierin von den revolutionären Junghegelianern abhängt, beweist der Satz Wagners: „Aus ihrem Zustande zivilisierter Barbarei kann die wahre Kunst sich nur auf den Schultern unserer großen sozialen Bewegung zu ihrer Würde erheben; sie hat mit ihr ein gemeinschaftliches Ziel, und beide können es nur erreichen, wenn sie es gemeinschaftlich erkennen."

[3]) Alfred Meißner, der mit Feuerbach 1848 während der Parlamentstage in Frankfurt an traulicher Tafelrunde verkehrte, entwirft in seiner

vorhanden; ferner sind Ideen, die bei Feuerbach und Wagner gemeinsam in hervorragender Weise sich vorfinden, auch außer von Feuerbach von zeitgenössischen Philosophen vertreten worden, so daß sie persönliches Eigentum von Feuerbach nicht genannt werden dürfen.

Das Charakteristikum der vorliegenden Junghegelschen Periode Wagners ist ein lebendiger optimistischer Naturalismus auf entwickelungstheoretischer Grundlage. Statt der Transcendenz blanker Atheismus, Verneinung aller Transcendenz schlechthin, Verwerfung von Gott und Jenseits. Der Himmel, der ehedem die Dissonanz des Irdischen in Harmonien auflösen sollte, wird verworfen, da er die Wünsche der Menschen von der Wirklichkeit ableite nach der Unwirklichkeit; diese Wünsche sollen vielmehr auf das Irdische gerichtet werden, um dies beglückender zu gestalten.[1]) Blühender Sensualismus und jubelnder Optimismus kennzeichnen diese Periode, in der Wagner sich an den Hoffnungen einer glückseligen Zukunft berauschte.

Dieses Postulat des künftigen Weltalters ist der Angelpunkt der Wagnerschen Weltanschauung dieser Periode. Von Hegel ging

---

„Geschichte meines Lebens" (Bd. II, S. 86) ein kurzes, aber treffendes Bild des Bruckberger Philosophen. Unter anderem sagt er: „Auf allen Gebieten sprach er lichtbringende, wahrhaft befreiende Worte. Mein Gott, dachte ich bei mir, warum steift sich dieser Mann, dessen Geist alles umfaßt, darauf, immer Kritik der Religionen zu schreiben?"

[1]) Weitling formuliert diesen Gedanken (Ev. e. a. Sünders, S. 14): „Auf ein ewiges Leben, auf Vergeltung dort oben hoffen wir nicht, so lange es hier unten nicht besser wird, daß es aber bald anders und bald besser werde, darauf hoffen wir: Auf ein sorgenfreies, glückseliges Leben und auf Gerechtigkeit für alle Menschen auf Erden, darauf hoffen wir." Schon Rousseau hatte in dieser Weise das Christentum beurteilt: „Le christianisme est une religion toute spirituelle, occupée uniquement des choses du ciel; la patrie du chrétien n'est pas de ce monde. Il fait son devoir; il est vrai, mais il le fait avec une profonde indifférence sur le bon ou mauvais succès de ses soins. Pourvu qu'il n'ait rien à se reprocher, peu lui importe que toute aille bien ou mal ici-bas. Si l'État est florissant, à peine ose-t-il jouir de la félicité publique; il craint de s'enorgueillir de la gloire de son pays: si l'État dépérit, il bénit la main de Dieu qui s'appesantit sur son peuple." (Contrat social, livre IV, chap. VIII.)

der Gedanke aus, die unmittelbare Zukunft bringe eine neue Weltperiode mit sich. Hegel schreibt in seiner „Phänomenologie des Geistes“:[1]) „Es ist übrigens nicht schwer zu sehen, daß unsere Zeit eine Zeit der Geburt und des Übergangs zu einer neuen Periode ist. Der Geist hat mit der bisherigen Welt seines Daseins und Vorstellens gebrochen und steht im Begriffe, es in die Vergangenheit hinabzusenken, und in der Arbeit seiner Umgestaltung“ u. s. w. Von diesem Gedanken aus schlugen die Junghegelianer ihren Weg linksab ein und basieren auf ihm ihre ganze Lehre. In ihren Schriften kehrt dieser Gedanke immer wieder. Feuerbach, den wir noch hierbei citieren wollen, schreibt: „Demjenigen, der die Sprache versteht, in welcher der Geist der Weltgeschichte redet, kann die Erkenntnis nicht entgehen, daß unsere Gegenwart der Schlußstein einer großen Periode in der Geschichte der Menschheit und eben damit der Anfangspunkt eines neuen Lebens ist.“[2])

Um dieses eine Hauptziel gruppieren sich sämtliche Einzelmomente in charakteristischer Ausprägung: naturalistische Vernunftreligion, eudämonistisches Weltprinzip, das Leben zur höchsten Bethätigung und zu sinnvollstem Genusse ausgenutzt, Freiheit des Einzelnen in höchster Potenz und sozialistische, aber möglichst anarchistische Gesellschaftsordnung.

Bezeichnend für Wagners Weltanschauung dieser Periode ist seine Vorliebe für zwei Dichter, deren er später aber nicht mehr erwähnt: Shelley[3]) und Hafis.

Über letzteren schreibt er an Uhlig:[4]) „Lieber verbrenne ich im Feuer — am liebsten im Hafisschen. — Studiere den Hafis nur ordentlich: er ist der größte und erhabenste Philosoph. So sicher und unumstößlich gewiß wie er, hat noch niemand um die Sache gewußt.

Es giebt nur Eines — was er preist: und alles Übrige ist nicht einen Heller wert, wie hoch und erhaben es sich nennen möge.

---

[1]) W. W. II, Berlin 1832, S. 10.

[2]) W. W. III, S. 9.

[3]) Cfr. Uhlig, S. 150.

[4]) Uhlig, S. 236/37 und 220/21.

So etwas Ähnliches wird auch in meinen ‚Nibelungen‘ klar werden. Leb wohl! Sei p—p pfiffig und mache Dirs lasterhaft leicht.“ [1])

Und ferner:

„Mensch! Mensch! Mensch! Schaff Dir Hafis an! Dieser Perser Hafis ist der **größte** Dichter, der je gelebt und gedichtet hat. — Wenn Du ihn nicht augenblicklich anschaffst, verachte ich Dich in Grund und Boden.“

Shelleys Tendenzen sind durch die „Queen Mab“ [2]) bekannt. Was Shelley von sich sagt: [3])

„Εἰμὶ φιλάνθρωπος δημοκράτικός τ᾽ ἄθεόςτε“

kann auch als Stichwort für diese Periode Wagners gelten. Die Elemente, die beim Verlassen der Dresdener „Heimat“ in ihm durch-

[1]) Uhlig, S. 221, dazu 223 u. s. w. Wagner verweist auf die Daumersche Ausgabe (Uhlig, S. 221). Über Hafis siehe: Ad. Stern: „Geschichte der Weltlitteratur“, S. 180. „Der innere Kern des Hafis ist eine glühende Genußsucht, eine tiefe Beseligung über die Schönheit der Erde und eine tiefe Verachtung aller Scheinheiligkeit, alles pfäffischen Gebahrens, aller dummstolzen Beschränktheit und inneren Armut.“ Wahrscheinlich hat Feuerbach selbst Wagner auf Hafis hingewiesen. Meißner erzählt (a. gen. O.): „Ich weiß nur noch, daß er (Feuerbach) gern von Daumer erzählte und dessen Übersetzungen des Hafis pries.“

[2]) Shelley, „Feenkönigin“ („Queen Mab“), metrisch übertragen von Dr. Carl Weiser, Reclams Univers.-Bibl., Nr. 1114. Ferner übersetzt von A. Strothmann, Meyers Volksbücher, Nr. 582. Wagner verweist auf die Ausgabe von Seybt. (Leipzig, Engelmann, 1844.)

[3]) Vergl. Vorrede zur Reclamschen Ausgabe, S. 8. — Über Shelley siehe „Percy Byshy Shelley“ von H. Druskowitz, Dr. phil. — Wagner hatte, besonders in seiner Jugend, manchen persönlichen Charakterzug mit Shelley überein. Auch Shelley war als Knabe energievoll bis zur Starrköpfigkeit und von höchst exzentrischem Wesen: „Shelley wollte niemals gehorchen, und diese Unfähigkeit war der Grund zu jeder Verfolgung, die er zu erleiden hatte, sowohl in der Schule, wie in seinem späteren Leben“ (s. a. gen. O. S. 16). Dazu folgende Mitteilung eines ehemaligen Mitschülers Wagners in der Kreuzschule (Diak. Pfeilschmidt) an den Verfasser: „Wagner kannte kein Schulgesetz und tumultierte wie unsinnig.“ — Zu beachten ist ferner, daß Shelley in seinem „Laon und Cythna“ (allerdings nur in der ersten Ausgabe) die Geschwisterehe mit derselben Tendenz bringt, wie Wagner in der „Walküre“.

einander gährten, verbanden sich jetzt zu einem ausgeprägten Ganzen. Aus dem Sehnen nach Reform wird das ungestüme Verlangen nach Revolution.

Das Bestreben, die Oper durch einen neuen Stil zu reformieren, dehnt sich zu der kolossalen Forderung aus: das Gesamt-Kunstwerk der Menschheit zu schaffen!

Wagner arbeitet jetzt nur für die Zukunft.[1]) Das „neue Weltalter“, das Ideal, welches den Junghegelianern auf ihren Wegen vorschwebte, das kommende Weltalter der neuen Religion (Daumer,[2])

---

[1]) Cfr. z. B. Uhlig, S. 33. — Er spricht ferner von einer „Feuerprobe, die alle bestehen müssen, die heutzutage mit Bewußtsein an der Seite solcher stehen wollen, die die Zukunft erkennen und auf sie lossteuern“. Ferner Uhlig, S. 31, wo er über einen Freund, den er sonst sehr hochschätzt, urteilt: „leider ist er — etwas unzugänglich für die neue Welt geworden“.

[2]) „Die Religion des neuen Weltalters.“ Versuch einer kombinatorisch-aphoristischen Grundlegung von Georg Friedr. Daumer, 2 Bde., Hamburg 1850. „Nach meiner, auf vieljährige Betrachtungen und Beobachtungen gegründeten, auf keinen Fall also leichtfertigen und unbedachtsamen Ansicht und Überzeugung, so wie ich sie längst schon in früheren Schriften und zuletzt auch in meinem ‚Muhamed‘ geäußert, muß an die Stelle der alten herkömmlichen Art von Religion, worunter ich namentlich die christliche verstehe, eine entsprechende, aber auf völlig verschiedener prinzipieller Basis beruhende neue treten, eine Religion, die für das neue Weltalter, in dessen Beginn wir leben und zu dessen vollem förmlichen Eintritte die Denk- und Bildungsprozesse den immer näheren Übergang bilden, ganz diejenige große, tiefe, allumfassende und allbestimmende Bedeutung haben wird, welche die seit Jahrhunderten faktisch sinkende, ihrem Untergange mit schnellen Schritten unmerkbar entgegengehende alte Religion für ihre Weltzeit, für das hinter uns liegende, seiner lebendigen Wahrheit und Integrität nach wenigstens, lange schon zur Vergangenheit gewordene alte, d. h. christliche Weltalter gehabt.“ (Einl. z. Bd. I, S. 5—6.) „Wäre es nötig, die traurige Rolle eines gekreuzigten und gesteinigten Propheten und Heilandes zu spielen und glaubte ich, daß mir der Beruf dazu geworden sei, so fehlte mir auch wohl der dazu gehörige Mut, die dazu erforderliche Kraft der Geduld und Hingebung nicht: glücklicherweise jedoch überhebt mich eines so großen und schweren Amtes die explizierte ganz eigentümliche Natur der neuen Weltreligion, in der es liegt, sich auf keine einzelnen Gründer und Stifter, wie Christentum und Islam, zurückführen zu lassen“ u. s. w. (S. XIX). Darüber: „Webers Weltgeschichte“, letzter Band, S. 576: „Daumer stellt den Koran als das echte Evangelium der reinen Naturreligion auf und sucht in einer auf orientalischer

Feuerbach), der neuen Wissenschaft (Ruge, Echtermeyer), der neuen Politik (Bakunin, Proudhon u. s. w.) durchleuchtet Wagners Denken und Schaffen. Alle diese Strahlen sammelte er zu seiner künstlerischen Weltanschauung.

Auf dem Boden der Zukunft baut er sein künstlerisches System auf: der Menschheit der Zukunft gelten seine Dichterwerke, er schreibt für das Publikum der Zukunft die Kunstwerke der Zukunft, die nur die Künstler der Zukunft interpretieren sollen, er stellt sich in den Dienst der Zukunft, gleichgiltig gegen die Gegenwart der Philister.[1]) Der Glaube an die „Zukunft" wird die magische Kraft, die ihn über die Gegenwart mit ihrem engen Gesichts- und Interessenkreis hinweghilft; dieser Glaube ist bei ihm so intensiv, daß er mit stählerner Energie den endlosen Weg in die Zukunft fortgeht; mit dieser durch ein Phantom hervorgerufenen und genährten Energie gelingt es ihm, sein Kunstwerk zu vollenden und thatsächlich die künstlerische Entwickelung in eine völlig neue Bahn zu leiten. Das Wagnersche „Kunstwerk der Zukunft" ist das einzige aller jener Junghegelschen Zukunftspostulate, welches sich — von den verlangten äußerlichen Nebenumständen natürlich abzusehen — erfüllte und in die Wirklichkeit trat, wenn es auch in der Gegenwart isoliert dasteht. Wagners geniale praktische Thatkraft hat es zuwege gebracht. Wo sind die

---

Sinnlichkeit und Junghegelscher Abstraktion aufgebauten Religion der Zukunft das Endergebnis des Bildungsprozesses der Menschheit zu verkündigen. Über Daumer vergl.: Arnold Ruge, Ges. Schr. V, S. 5: „Nürnberg", Dr. Pollio ist auf Raumer zu deuten. Ferner dort S. 13 u. s. w.: „Bruckberg" über Feuerbach.

[1]) Cfr. Uhlig, S. 16 u. 40: „— glaube mir, dieses Mädchen ist dir weit voraus, — und woher? durch ihre Geburt, weil sie ein Weib ist! sie ist als Mensch geboren — du und jeder Mann wird heutzutage als Philister geboren, und langsam und mühevoll gelangen wir Ärmsten erst dazu, Menschen zu werden."

An Erfolgen ist ihm nichts gelegen. Das rigorose Verlangen, daß seine Werke entweder nur entsprechend seinen Intentionen gegeben werden dürfen oder überhaupt nicht, tritt jetzt in voller Ausprägung zu tage. Trotz aller Schwierigkeiten seiner materiellen Lage versagt er die Einwilligung zu Aufführungen seiner Werke, verhindert sie oder läßt sie durch andere verhindern. Die Briefe an Liszt und Uhlig geben zu wiederholten Malen davon Ausdruck. Siehe besonders Uhlig, S. 77, 78 u. s. w.

Genossen geblieben? Die „Religionen der Zukunft" von Friedrich Feuerbach[1]) und Daumer, die „Philosophie der Zukunft" von Ludwig Feuerbach und die „Kirche der Zukunft" u. s. w. gehören der Vergangenheit an, — nur der „Staat der Zukunft" ist zum chronischen Leiden der Gegenwart geworden.

Der Dienst für das neue Weltalter war im Verhältnis zur damaligen Gegenwart der Kult der Revolution.

Unter dem Zeichen dieser großartigen Ideologie steht Wagner in dieser Periode seines Lebens; die Auflösung des Bestehenden in das neue Weltalter ist der Kernpunkt seines Denkens und Schaffens, der Ausgangspunkt seiner Theorien, das Ziel seines Wirkens. es wird das Problem seiner größten Dichtung: des „Ringes des Nibelungen". Was er in jener Periode dichtete, hat keinen anderen Grundgedanken: „Wieland" und „Jesus von Nazareth" variieren das nämliche Thema in eigener, erhabener Weise.

Ein Brief an Uhlig charakterisiert diese Periode Wagners vorzüglich.[2]) Er schreibt: „— — meine Sache ist Revolution zu machen, wohin ich komme. Unterliege ich, nun, so ist diese Niederlage mir ehrenvoller als ein Triumph auf dem entgegengesetzten Wege: selbst ohne persönlichen Sieg nütze ich aber jedenfalls der Sache. Der Sieg wird hierin eigentlich nur durch die Ausdauer versichert: wer aushält, gewinnt unbedingt, und aushalten heißt bei mir — da ich an meiner Willenskraft nicht zu zweifeln habe — Geld genug haben, um unbekümmert um meine Existenz immer nur drauf losschlagen zu können. — —

— — Geht mir das Geld zu früh aus, so hoffe ich mit Sicherheit auf einen anderen Beistand, das ist die soziale Republik, die früher oder später in Frankreich unvermeidlich und unausbleiblich ist: tritt sie ein, nun dann stehe ich für sie fertig da und habe ihr in der Kunst tüchtig vorgearbeitet. — So, wie es meine gemütlichen Freunde wünschen nach ihrer Befangenheit in der schlechten

---

[1]) Bruder von Ludwig Feuerbach: „Ich predige das, was Ludwig lehrt"; über ihn siehe Grün: „Ludw. Feuerbach" I, S. 9.

[2]) Uhlig, S. 20—21.

Gegenwart, wird es wohl nicht gerade werden, aber anders, und im glücklichsten Falle bei weitem besser, denn — wie sie wollen, nutze ich nur mir, — wie ich aber will, nutze ich Allen — — nach allen Seiten hin quillt in mir die Notwendigkeit hervor, wieder zu schreiben. Sind wir ganz aufrichtig, so müssen wir eigentlich auch zugestehen, daß es jetzt das einzige ist, was Sinn und Zweck hat: das Kunstwerk kann jetzt nicht geschaffen, sondern nur vorbereitet werden, und zwar durch revolutionieren, durch zerstören und zerschlagen alles dessen, was zerstörens- und zerschlagenswert ist. Das ist unser Werk, und ganz andere Leute als wir werden erst die wahren schaffenden Künstler sein. Nur in dem Sinne fasse ich auch meine bevorstehende Thätigkeit in Paris auf: selbst ein Werk, das ich für dort schreibe und aufführe, wird ein Moment der Revolution, ein Affirmationszeichen der Zerstörung sein können.[1]) Nur Zerstörung ist jetzt notwendig, — aufbauen kann gegenwärtig nur willkürlich sein. Denjenigen, denen ich mein ‚Kunstwerk der Zukunft' vorlege, habe ich noch ganz ungeheuer viel zu sagen: deshalb frug ich auch wegen einer Zeitschrift nach, um — wenn auch in größeren Zügen — aphoristisch über Einzelnes mich auslassen zu können. Mein Wunsch wäre nun, es erschiene wöchentlich ein Bogen — oder alle zwei Wochen zwei bis drei. Jedes solche Heft müßte allemal eine volle Kanonenladung enthalten, die auf irgend einen morschen Turm losgelassen würde; ist der umgestürzt, so geht es das nächste Mal auf einen anderen los, und so fort. Die Kanonade dauert so lange als Munition da ist. Das wäre nobel und dienlich und wäre ich in Deutschland, so könnte ich solche fliegenden Hefte ganz allein besorgen."[2])

---

[1]) Welches Werk ist hiermit gemeint? „Wieland" oder „Jesus von Nazareth". Obige Bezeichnung paßt für beide. Wir erfahren aus Uhlig, S. 6, daß er den „Jesus von Nazareth" den Franzosen anbieten wollte, während aus S. 37 und 38 hervorgeht, daß er am „Wieland" arbeitete.

[2]) Also eine neue Art von „Volksblättern"! Im drittnächsten Briefe (Uhlig, S. 29) schreibt er sogar: „Ich bin jedenfalls entschlossen, ‚Blätter für Kunst und Leben' für mich ganz allein herauszugeben, — vielleicht halbmonatlich." Die „Kolatschek'sche deutsche Monatsschrift für Politik, Wissenschaft, Kunst und Leben" befriedigte ihn jedoch einigermaßen, so daß er in ihr seinen

Der „Universalismus“ nahm sein ganzes Wesen ein. Gleich den anderen Ideologen lebte er in dem Gedanken, daß durch die Verkündung einer Idee in Wort, Schrift und That es gelingen könnte, eine Generalverbesserung der Menschheit zuwege zu bringen. Er sprach, wie es allen Weltverbesserern eigen ist, der Allgemeinheit eine hohe Erkenntnisfähigkeit zu, was bei jedem Einzelindividuum den gleichen Grad von Verstand und gutem Willen voraussetzen würde. Er nimmt die eigenen Anschauungen und Postulate für allgemein vorhanden an, ein Zug, der notwendig ist und ohne welchen jeder genialen reformatorischen Individualität die Kraft des Schaffens, die leidenschaftliche Energie erlahmen müßte.

„So dünkte uns die Erreichung des Guten nur davon abhängig, daß wir es wollten, und jeder, der den starken Willen empfand, dürfte sich berufen fühlen, seine Erfahrungen und Einsichten zu sammeln und begründete Vorschläge an gehörigen Orten einzureichen“,[1]) urteilt er über seine Dresdener Reformabsichten.

Dieser idealistische Grundgedanke beherrscht ihn während dieser ganzen Periode, nur mit dem Unterschied, daß er statt an den „gehörigen Ort“ — die Regierung — nun sich an das Volk wandte in dem utopistischen Glauben, daß es so noch schneller gehen müsse.

Wie weit dieser naive Universalismus Wagners ging, kann aus folgender Stelle eines Briefes an Uhlig ersehen werden: Wagner entwickelte den Plan einer Festaufführung „auf einer schönen Wiese bei der Stadt“, ein Theater aus Balken und Brettern aufzuführen und den „Siegfried“ darin zu spielen: „Ist alles in gehöriger Ordnung, so lasse ich dann unter diesen Umständen drei Aufführungen des ‚Siegfried‘ in einer Woche stattfinden: nach der dritten wird das Theater eingerissen und meine Partitur verbrannt. Den Leuten, denen die Sache gefallen hat, sage ich dann: ‚nun macht's auch so!‘“[2])

„Aufsatz“ „Kunst und Klima“ erscheinen ließ; vergl. darüber Liszt I, S. 139, und Uhlig, S. 34.

[1]) Uhlig, S. 52.

[2]) Ebenda, S. 60.

Indem er sein „Kunstwerk der Zukunft“ schrieb, postulierte er das Volk der Zukunft dazu, eine Gesellschaft von lauter „freien schönen Menschen der Zukunft“, ein Begriff, der im Staate der Zukunft zur Wahrheit werden sollte.

Wie die Zukunfts-Politiker fest an das „Wohl Aller“ glaubten und eine universelle Befähigung dazu stillschweigend substituierten, so glaubte Wagner an das Kunstbedürfnis Aller in seinem Sinne.

Hier ist der Angelpunkt, in dem beide Perioden der ganzen zweiten Hälfte seines Lebens ruhen: dem optimistischen Junghegelschen Begeisterungsrausch mußte ein ernüchternder Rückschlag folgen: der Pessimismus Schopenhauers gab ihn.

Aber eben diesem Begeisterungsrausch verdanken wir, daß Wagners Genius seine Schwingen so lebendig entfaltete und einen so hohen Flug nahm.

Diese Periode, durch ihren Reichtum an Problemen alle anderen überragend, ist vor allem nun die der theoretischen Schriften, in denen er seine Gedanken sammelte und systematisch ausbaute. Der agitatorische Charakter ist vorwiegend; wie es bei Schiller eine Periode der theoretischen Schriften gab, so auch hier.

„Unbedingt notwendig ist es mir aber, diese Arbeit zu machen und in die Welt zu schicken, ehe ich in meinem unmittelbaren künstlerischen Produzieren fortfahre, ich muß mir selbst und diejenigen, die sich für mein künstlerisches Wesen interessieren, müssen mit mir sich einmal zu einer präzisen Verständigung herbeilassen, sonst tappen wir alle zusammen ewig in einem widerlichen Halbdunkel herum, das schlimmer ist, als die absolute bornierte Nacht, in der man gar nichts sieht und nur an der altgewohnten Geländerhandhabe sich frommgläubig weiterkrampt.“ [1])

Mannigfach waren die Pläne, die er unter dem Hochdrucke dieser Periode faßte, es liegt etwas unstätes, hastiges und aufgeregtes in seinen Empfindungen. Die Projekte kreuzen sich oft wirr durcheinander, seine Wünsche und Pläne gehen oft bis zur Aben-

[1]) Uhlig, S. 10.

teuerlichkeit; der Briefwechsel mit Liszt und Uhlig giebt darüber Auskunft.[1])

So wünscht er sich einmal als höchstes Glück ein schlichtes Landhäuschen mit Garten und einer Ziege, ein andermal spricht er von Auswanderungsgedanken, von Reisen nach Griechenland u. s. w., Pläne, die er mit großer Leidenschaft faßte, um sie dann ebenso schnell wieder zu vergessen.

Charakteristisch ist folgende verbürgte Geschichte.[2]) In seiner Begeisterung für den „Menschen der Zukunft“ schloß Wagner auch die für das „Weib der Zukunft“ mit ein. In einer Dame, die mit ihm in Korrespondenz getreten war und ihn unterstützte — die auch in seinem Züricher Orchester Violine mitspielen wollte[3]) —, schien er dies Ideal gefunden zu haben. Daher reiste er im März 1850 von Paris nach ihrem Wohnorte, einer hervorragenden Hafenstadt Frankreichs.

Während ihn seine Gattin in Paris vermutete, erhielt sie von ihm einen Brief des Inhalts: „Du siehst mich nicht wieder, ich gehe mit X. X. nach dem Orient.“[4]) Frau Wagner fuhr sofort von Zürich nach Paris, um ihren Gatten zu suchen, fand ihn jedoch

---

[1]) Uhlig, S. 109. „Wünsche: — ein kleines Häuschen mit Wiese und Gärtchen! — Arbeiten mit Lust und Freude, — aber nicht für jetzt. Mit dem Siegfried noch große Rosinen im Kopfe: drei Dramen, mit einem dreiaktigen Vorspiele. — Wenn alle deutschen Theater zusammenbrechen, schlage ich ein neues am Rheine auf, rufe zusammen und führe das ganze in einer Woche auf. — Ruhe! Ruhe! Ruhe! — Land! Land! eine Kuh, eine Ziege u. s. w., dann — Gesundheit — Heiterkeit — Hoffnung! — sonst — alles verloren! — Ich mag nicht mehr! Du mußt mit her! —“ Von dem Projekte des Landhauses ist noch die Rede S. 85: „Schenkte mir jemand ein Bauerngütchen, möchte ich ein einfacher, schlichter Mensch werden und gewiß keine Kunstschriften mehr schreiben.“

[2]) Ich habe sie aus dem Munde einer glaubhaften Person aus Wagners unmittelbarer Umgebung. Briefmaterial von Wagners Hand in Privatbesitz und bisher noch unveröffentlicht, giebt die näheren biographischen Umstände.

[3]) Cfr. Uhlig, S. 41.

[4]) Darauf bezieht sich wohl auch die merkwürdige Notiz in den „Verein. Volksblättern“ (1850, Nr. 40, 18. Mai): „Kapellmeister Wagner, der bisher in Paris lebte, will auf Anraten der Ärzte eine Reise in das Morgenland antreten!“

nicht. Nicht lange dauerte es, so erhielt sie abermals einen Brief, in dem Wagner seine Rückkehr zur Gattin mit zärtlichen Worten ankündigt und eingesteht, er sei in einer Täuschung befangen gewesen.

Seine Stimmung schwankt unstätig zwischen freudigster Ekstase und tiefster Niedergeschlagenheit hin und her, jedoch erscheint hier sein „Leiden" nur durch momentane Eindrücke bedingt; es wird nicht zur absoluten Grundstimmung seines Innern, sondern er empfindet es nur als eine von außen her eindringende Beeinträchtigung des schwärmerischen Optimismus, der ihn bewegte.[1])

Aus dem Briefwechsel mit Uhlig erfahren wir, welche schriftstellerischen und dichterischen Projekte ihn erfüllten: „Jesus von Nazareth", „Wieland der Schmied", ein „Achilleus", „Der mutige Renner" als Dramen,[2]) ferner als Prosaschriften: „Die Erlösung des Genies", „Das Monumentale", „Die Unschönheit der Zivilisation",[3]) „Das Künstlertum der Zukunft".[4]) Vorhanden sind als ausgeführte Schriften dieser Periode „Die Kunst und die Revolution",[5]) „Die Nibelungen",[6]) „Das Kunstwerk der Zukunft",[7]) „Oper und Drama",[8]) „Eine Mitteilung an meine Freunde",[9]) „Ein Theater in Zürich".[10])

In Zeitschriften erschienen: „Kunst und Klima",[11]) „Das Judentum in der Musik",[12]) „Über die Goethestiftung",[13]) sowie

---

[1]) „Wo die Erfüllung des Verlangens unnatürlich erschwert ist, d. h. die Thätigkeit gehindert wird, da ist das Leiden, — wo dem Verlangen die Erfüllung gänzlich versagt ist, da ist der Tod." Entw., S. 65.

[2]) Siehe Liszt I, S. 171. Entw., S. 55, 58, 59.

[3]) Siehe Uhlig, S. 47.

[4]) Nur in Fragmenten vorhanden, die jedoch von großer Wichtigkeit sind, abgedruckt in Entw., S. 1—45, siehe Uhlig, S. 10.

[5]) Erschien 1849. 60 Seiten. Leipzig, Wigand. Ges. Schr. III, S. 8—41.

[6]) Erschien 1850. Wigand, 75 Seiten.

[7]) Erschien 1850. Wigand, 233 Seiten.

[8]) Erschien 1852. 3 Teile. Wigand, 641 Seiten.

[9]) Erschien 1852. Breitkopf & Härtel, 188 Seiten.

[10]) Erschien 1851. Zürich, Druck der Schultheßschen Offizin.

[11]) Erschien in „Kolatscheks deutscher Monatsschrift" 1850. II, S. 1—11.

[12]) Erschien in der Brendelschen „Neuen Zeitschrift für Musik" 1850. Sep.-Abdruck, 32 Seiten mit 25 Seiten Nachwort. Leipzig, J. J. Weber, 1869.

[13]) Erschien 1852 in der „Neuen Zeitschrift für Musik".

die kleineren Aufsätze: „Glucks Ouverture zu ‚Iphigenia in Aulis'",[1]) „Nachruf an L. Spohr und Chordirektor W. Fischer",[2]) „Erinnerungen an Spontini", die „Programmatischen Erläuterungen" und „Über Franz Liszts symphonische Dichtungen". Von den dramatischen Entwürfen sind nur „Wieland der Schmied" und „Jesus von Nazareth" bekannt geworden, ersterer erschien in den Gesammelten Schriften und Dichtungen,[3]) letzterer nach Wagners Tode in Sonderausgabe.

§ 2. Die metaphysischen und religiösen Anschauungen Wagners während der Junghegelschen Periode.

Das Grundprinzip, auf dem die Weltanschauung Wagners in dieser Periode beruht, ist das der Entwickelung.

Alle übrigen Momente der Weltanschauung Wagners ordnen sich diesem unter.

Die ethischen, politischen und künstlerischen, sowie insbesondere die Anschauungen Wagners über Religion sind nur vom Gesichtspunkte der Entwickelung ausgegangen. Er spricht von einem „großartigsten Entwickelungsgange des menschlichen Geschlechtes",[4]) von einer „fortschreitenden Entwickelung der Menschheit", „von einem modernen Entwickelungsgange",[5]) von einem „Entwickelungsgange der neuen Zeit"[6]) und so fort.

„Nichts wird gemacht in der Geschichte, sondern alles macht sich selbst, nach seiner inneren Notwendigkeit. Unmöglich kann aber der Zustand, in welchem dereinst die Bewegung als bei ihrem Ziel angekommen sein wird, ein anderer, als ein dem gegenwärtigen

---

[1]) Erschien 1854 in der „Neuen Zeitschrift für Musik".

[2]) Siehe Ges. Schr. V, 105—110. Daselbst datiert 1860, jedoch chronologisch mit eingereiht unter die Arbeiten dieser Periode. Fischer starb 1859. In der „Neuen Zeitschrift für Musik" 1859: „Dem Andenken meines Freundes Fischer".

[3]) Ges. Schr. III, S. 178—206.

[4]) Ebenda III, S. 142.

[5]) Ebenda IV, S. 48.

[6]) Ebenda IV, S. 50.

geradezu entgegengesetzter sein, sonst wäre die ganze Geschichte ein kreisförmiges, unruhiges Durcheinander, keineswegs aber die notwendige Bewegung eines Stromes, welcher bei allen Biegungen, Abweichungen und Überschwemmungen dennoch immer in die Hauptrichtung sich ergießt."[1]) Dieser Entwickelungsgedanke schimmert als leitendes Grundprinzip durch diese ganze Periode hindurch.[2])

Der Urgrund alles Seins ist bei Wagner „die Natur", der Kosmos. Der Mensch erscheint nur als kosmisches Produkt, als Resultat kosmologischer Entwickelung, abhängig von Bedingungen des temporären Entwickelungsstadiums: „Als die Natur sich zu der Fähigkeit entwickelt hatte, welche die Bedingungen für das Dasein der Menschen in sich schloß, entstand auch ganz von selbst der Mensch: sobald das menschliche Leben aus sich die Bedingungen für das Erscheinen des Kunstwerkes erzeugt, tritt dieses auch von selbst in das Leben."[3])

„Das Drama des Shakespeare ist mit vollster Notwendigkeit aus dem Leben und unserer geschichtlichen Entwickelung hervorgegangen: seine Schöpfung war so aus der Natur unserer Dichtkunst bedingt, wie das Drama der Zukunft ganz naturgemäß aus der Befriedigung der Bedürfnisse geboren werden wird, die das Shakespearesche Drama angeregt, noch nicht aber gestillt hat."[4])

Die Natur schafft nach Wagner absichtslos nach den inneren Gesetzen der „Notwendigkeit". Die „Natur erzeugt und gestaltet absichtslos und unwillkürlich nach Bedürfnis, daher aus Notwendigkeit: dieselbe Notwendigkeit ist die zeugende und gestaltende Kraft des menschlichen Lebens; nur was absichtslos und unwillkürlich, entspringt dem wirklichen Bedürfnisse, nur im Bedürfnisse liegt aber der Grund des Lebens".[5]) —

---

[1]) Ges. Schr. III, 32—33.

[2]) Zu verweisen auf Ges. Schr. III, 9, 31, 42; II, 132, 229; IV, 8—9, 20, 46, 47, 48; Uhlig, S. 7, 31, 33 u. s. f. Ferner ist nochmals auf den Aufsatz Wagners „Die Revolution" aus den „Volksblättern" zu verweisen.

[3]) Ges. Schr. III, 42.

[4]) Ebenda IV, 8.

[5]) Ebenda III, S. 42.

Die absichtslos-unbewußte Natur kommt im Menschen zum Bewußtsein ihrer selbst, tritt sich im Menschen selbst kontemplativ gegenüber. Das wesentliche Unterscheidungsmoment des Menschen von anderen Naturprodukten ist das „Bewußtsein", aus welchem die Erkenntnis der Natur hervorgeht, kosmologischer Zweck des Menschen ist die Erkenntnis der Natur zu ihrer eigenen Bethätigung. Die Naturkraft, die absolute Zeugungs- und Gestaltungskraft der Entwickelung, die dem Kosmos immanent ist, verzweigt sich im Einzelmenschen zum Individuellen, das unbewußt aus absoluter Naturnotwendigkeit sich bethätigt. Dieser absolute Trieb, der gemeinsam in Natur und Menschheit, in Menschheit und Individuum als letzter Grund der Seins zur Erscheinung kommt, wird von Wagner als „unwillkürlich" bezeichnet, als „Unwillkür" schlechthin.

Wie die Natur unbewußt „unwillkürlich" dem kosmologischen Entwickelungsgesetze folgt, so auch der Mensch.

Der Begriff „Natur" erfordert eine weitere Definition. Wagner gebraucht die Worte „Natur", „natürlich" sehr oft und zwar in mannigfacher Schattierung ihrer Bedeutung.

Wir haben zuerst unter diesem Begriffe den Kosmos zu verstehen, die wahrnehmbare Außenwelt ebenso, wie das subjektive Empfinden, Fühlen, Handeln, beides in dem Grunde des Seins zusammenfallend, in letzter Beziehung identisch. Die Natur ist das All, die sich bewegende Gesamtsubstanz.

Wagner hat sich dabei nicht direkt zu einem Materialismus bekannt, der nur den sich bewegenden chemischen Stoff als Grund des Werdens anerkennt, sondern mit seinem mehr poetischen als exakten Begriffe vielmehr unentschieden gelassen, ob die Natur eine geistig belebte Materie sei, ob von Anfang an der Natur eine geistige Seele innewohne, oder ob Materie und Geist, jedes als absolut gedacht, in der Welt eine neue Verbindung eingehen, um zu wirken — wie Hegels Ansicht war.

Er erklärt nur, daß die, die Natur bestimmenden Kräfte nicht außerhalb derselben liegen, daß weder ein schöpferischer, noch die Bewegung bestimmender Gott vorhanden sei und ferner, daß jede Position einer außerhalb der Natur stehenden Macht Irrtum sei: z. B. „die Seele unserer abstrakten Wissenschaft, welche einem un-

sinnlichen Gotte als dem Ausflusse alles geistigen Luxus den Menschen zur Verzehrung vorwirft."[1]) „Die großen unwillkürlichen Irrtümer des Volkes, wie sie in ihren religiösen Anschauungen von Anfang herein sich kund gaben und zu den Ausgangspunkten willkürlichen, spekulativen Denkens und Systematisierens in der Theologie und Philosophie wurden, haben sich in diesen Wissenschaften, namentlich vermittels ihrer Adoptivschwester, der Staatsweisheit, zu Mächten erhoben, welche nicht geringere Ansprüche machen, als kraft innewohnender göttlicher Unfehlbarkeit die Welt und das Leben zu ordnen und zu beherrschen.[2])

Zu zweit wohnt dem Wagnerschen Begriffe „Natur" der Sekundärbegriff „Einfachheit", „Ursprünglichkeit" inne, im Gegensatze zu „Kultur", zu einer gesellschaftlichen Entwickelung, die als Hyperkultur einen krankhaften Zug trägt, den der Unnatürlichkeit.

Der Rousseausche Naturbegriff klingt darin an.[3]) „Wo der gelehrte Arzt kein Mittel mehr weiß, da wenden wir uns endlich verzweifelnd wieder — an die Natur."[4])

Die Natur ist die Schöpferin aller Dinge und das Maß aller Dinge, der einzig gesunde Boden, auf den wir uns zu stellen haben.

Aus diesem blinden Evolutionismus folgt weiter, daß die Natur sich selbst Zweck ist.

Wagner begnügt sich, ihr Wesen als Entwickelung, Fortschritt aufzuweisen, kurz ihre Bewegung zu konstatieren ohne den Gedanken einer Teleologie auszusprechen, was ihm bei dem Ausschlusse jeder außerhalb der Natur wirkenden Macht wohl schwer fallen würde. Er begnügt sich, sie als causa efficiens zu betrachten, in dem „Unbewußtsein" ihrer Notwendigkeit, in ihrer blinden Energie

[1]) Ges. Schr. III, 49. Das Attribut „abstrakt" ist in der „Neuausgabe" von Wagner in „deistischen" umgewandelt worden.

[2]) Ges. Schr. III, S. 47.

[3]) In Bezug auf das bekannte Rousseausche „Retournons à la nature!"

[4]) Ges. Schr. III, S. 31. — Thatsächlich ließ sich Wagner auch nach Prinzipien der sogenannten Naturheilmethode, d. i. Hydropathie, kurieren. (Vergl. Briefe an Uhlig S. 122 und Liszt I, S. 153.) Übertrieben kalte Bäder brachten ihn dann wieder davon ab.

und „Unwillkürlichkeit“ würde ein causa finalis nicht leicht zu statuieren sein. —

Folgegemäß ist auch der Mensch, die Krone der sich selbst objektivierenden Natur,[1]) nur sich selbst Zweck;[2]) er dient keinen anderen Zwecken, als denen der Natur, die ihn nach den Bedingungen der Notwendigkeit geboren hat.

Der Mensch ist die „Darstellung der Natur“, das „Bild der Natur“,[3]) eine Art Mikrokosmos gegenüber dem Kosmos, er hat durch sein Leben die Natur zu „bethätigen“. Er hat aber auch die Natur in ihrem Wesen zu erfassen; die Wissenschaft vermittelt die Erkenntnis der Natur.

„Gelangt nun die Natur, durch ihren Zusammhang mit dem Menschen, im Menschen zu ihrem Bewußtsein und soll die Bethätigung dieses Bewußtseins das menschliche Leben selbst sein — gleichsam als die Darstellung, das Bild der Natur —, so erreicht das menschliche Leben selbst sein Verständnis durch die Wissenschaft, welche sich dieses wiederum zum Gegenstande der Erfahrung macht“ und: „die Notwendigkeit in der Natur erkennt der Mensch nur aus dem Zusammenhange ihrer Erscheinungen.“[4])

Aber diese Erkenntnis ist nur eine relative und der stetigen Entwickelung unterworfen, Wahrheit und Irrtum lösen sich ab, die Wahrheit wird zum Irrtume; auf der Stufenleiter der Erkenntnis überwindet die Wahrheit den Irrtum, um selbst wieder zum Irrtume zu werden.

In erkenntnis-theoretischer Beziehung steht Wagner vollkommen auf dem Boden eines prinzipiellen (naiven) Realismus. „Die Vernunft ist das menschliche Wissen der Natur, gleichsam der getreue Spiegel der Natur im menschlichen Gehirn: die Vernunft kann nicht

---

[1]) „Der Mensch ist die Vervollkommnung Gottes. Die ewigen Götter sind die Elemente, die erst den Menschen zeugen. In dem Menschen findet die Schöpfung somit ihren Abschluß. Achilleus ist höher und vollendeter als die elementare Thetis.“ Entw. S. 59.

[2]) Cfr. Ges. Schr. III, S. 33.

[3]) Cfr. Ebenda, S. 43.

[4]) Ebenda, S. 42 und 43.

anderes wissen, als die Natur: ein Wissen über die Natur hinaus wäre Wahnsinn."[1])

Wagner verwirft die spekulative und diskursive (abstrakte) Erkenntnis, indem er sich vollständig zu einem sensualistischen Empirismus bekennt. „Das sind die Menschen, die über ‚Utopien' schreien, wenn der gesunde Menschenverstand ihren wahnsinnigen Experimenten gegenüber an die wirklich und einzig sichtbar und greiflich vorhandene Natur appelliert, wenn er von der göttlichen Vernunft des Menschen nichts weiter verlangt, als daß sie uns in den Zustand des Instinktes des Tieres in der sorgenlosen, wenn auch nicht bemühungslosen Auffindung der Mittel seines Lebensunterhaltes versetzen soll!"[2]) „Wahr und lebendig ist aber nur, was sinnlich ist und den Bedingungen der Sinnlichkeit gehorcht. Die höchste Steigerung des Irrtumes ist der Hochmut der Wissenschaft in der Verleugnung und Verachtung der Sinnlichkeit; ihr höchster Sieg dagegen der von ihr selbst herbeigeführte Untergang dieses Hochmutes in der Anerkennung der Sinnlichkeit."[3])

Das rein empirische Erfassen der Natur war, gemäß dem erst stufenweise sich entwickelnden Erkenntnisvermögen, nicht von Anfang an bei dem Menschen vorhanden.

Die Lücken seiner Erkenntnis suchte der Mensch durch eigenmächtige Fiktionen auszufüllen, durch irrtümliche Suppositionen. Wo der Mensch die Unwillkürlichkeit der Naturerscheinungen nicht in ihrer Totalität begriff, legt er ihrem Wirken nach eigenem Ermessen eingebildete Kausalitäten unter und macht diese zum Ausgangspunkte des Naturprozesses.

Wagner nennt diese Fiktionen „willkürliche", ein Begriff, der

---

[1]) Entw. S. 59.

[2]) Ges. Schr. III, S. 36.

[3]) Ebenda III, S. 45. Die „Sinnlichkeit" Wagners ist für viele Leute ein Horribile geworden, indem man die Bedeutung dieses Wortes — absichtlich oder unabsichtlich — nicht verstand.

Wagner selbst verwahrt sich (Band III, S. 4—5) bei der abermaligen Herausgabe seiner Schriften aufs entschiedenste gegen eine irrtümliche Interpretation dieses Wortes und gegen die Insinuation eines sächsischen Kritikers, der „Bauchgelüste" darunter verstanden wissen will. (Band IV, S. 3.)

sich von seinen metaphysischen Anschauungen auch auf die ethischen und politischen überträgt.[1]) „Die Notwendigkeit in der Natur erkennt der Mensch nur im Zusammenhange ihrer Erscheinungen: so lange er diesen nicht erfaßt, dünkt sie ihn Willkür.“ „Der Mensch irrte von da an, wo er die Ursache der Wirkungen der Natur außerhalb des Wesens der Natur selbst setzte, der sinnlichen Erscheinung einen unsinnlichen, nämlich als menschlich willkürlich vorgestellten Grund unterschob, den unendlichen Zusammenhang ihrer unbewußten, absichtslosen Thätigkeit für absichtliches Gebahren zusammenhangloser, endlicher Willensäußerungen hielt. In der Lösung dieses Irrtumes besteht die Erkenntnis, und diese ist das Begreifen der Notwendigkeit in den Erscheinungen, deren Grund uns Willkür däuchte.“[2])

Die Folgerung, daß nach der Identität der Natur- und Menschheitsentwickelung dieser Irrtum im Grunde nur ein Ausfluß der Unwillkürlichkeit sein kann, hat Wagner selbst gezogen. „Die Willkürlichkeit der menschlichen Anschauungen in ihrer Totalität nimmt die Wissenschaft auf, während neben ihr das Leben selbst in seiner Totalität einer unwillkürlichen notwendigen Entwickelung folgt. Die Wissenschaft trägt somit die Sünde des Lebens und büßt sie an sich selbst durch Selbstvernichtung: sie endet in ihrem reinen Gegensatze, in der Erkenntnis der Natur, in der Anerkennung des Unbewußten, Unwillkürlichen, daher Notwendigen, Wirklichen, Sinnlichen.“[3]) —

Mit solcher Verwerfung alles Abstrahierens, mit der Verneinung aller außerhalb der Natur liegenden Ideen und aller Teleologien, mit der Beschränkung des Wirklichkeitsbegriffes lediglich auf das empirisch Wahrnehmbare, mußte in konsequenter Weise jegliche religiöse Vorstellung verneint werden und mußten die religiösen An-

---

[1]) Vielleicht ist dieser Begriff erst von der politischen Terminologie herüber ins philosophische Gebiet verpflanzt worden. Die „Willkür“ des absolutistischen Fürstenregiments war zum politischen Schlagworte geworden und die Willkür der litterarischen Zensur hatte für seine Verbreitung gesorgt. — Siehe z. B. die „Ruge-Wigandtsche Beschwerdeschrift“ wegen Unterdrückung der „Deutschen Jahrbücher“ vom Jahre 1843, S. 2 u. f.

[2]) Ges. Schr. III, S. 43.

[3]) Ebenda, S. 45.

schauungen der Geschichte lediglich vom Standpunkte antrophomorphistischer Kritik beurteilt werden.

„Religion und Sage sind die ergebnisreichen Gestaltungen der Volksanschauung vom Wesen der Dinge und Menschen. Das Volk hat von jeher die unnachahmliche Befähigung gehabt, sein eigenes Wesen nach dem Gattungsbegriffe zu erfassen und in plastischer Personifizierung sich vorzustellen. Die Götter und Helden seiner Religion und Sage sind die sinnlich erkennbaren Persönlichkeiten, in welchen der Volksgeist sich sein Wesen darstellt."[1])

Daher finden wir in dieser Periode Wagners im Gegensatze zu der früheren innigen Religiosität plötzlich den striktesten Atheismus proklamiert, aus welchem die vollständige Verwerfung des Christentumes, ja selbst die Verkennung von dessen kultureller Mission im Laufe der geschichtlichen Entwickelung hervorgeht.

Vom Naturmythus der Urzeit angefangen, bis auf die Religion unserer Tage gilt Wagner alle Religion nur als Produkt unvollkommener Erkenntnis, als willkürliche Supposition, als abstrakte Fiktion.

Alle religiösen Voraussetzungen wie Gott, Jenseits, Unsterblichkeit sind anthropomorphistische Spekulationen, die schädlich, ja unsittlich sind, weil sie den Zweck des Menschen außer seiner selbst setzen.[2])

Im Zeitalter der Zukunft wird man keinen Gott mehr brauchen und keine Unsterblichkeit, denn das Leben wird unser Hoffen befriedigen, sodaß wir unser Denken nicht über die Erde nach einem eingebildeten Himmel zu richten haben.[3])

---

[1]) Ges. Schr. II, 123. Über Wagners Anschauungen über Religion, Gott, Christentum in dieser Periode vergl. noch die Stellen: Ges. Schr. III, 14, 25, 31, 36; II, 144, 145; III, 211, 215; IV, 5, 35, 41, 43 u. s. w.

[2]) Siehe dazu Ges. Schr. III, S. 25 und IV, S. 31.

[3]) Sehr wichtig hierfür das Fragment eines Briefes an Liszt (Band I, S. 235—239 des Briefwechsels). Es heißt da: „Sieh mein Freund, auch ich habe einen starken Glauben, um des willen ich allerdings von unsern Politikern und Juristen bitter verhöhnt werde: ich habe den Glauben an die Zukunft des Menschengeschlechtes, und diesen ziehe ich einfach aus meinem Bedürfnisse.

Noch in der Vaterlands-Vereinsrede sprach Wagner von dem Gott, „von dem alles auf deutschem Boden Atem empfing", jetzt gilt ihm die Devise: „Lieber einen halben Tag Grieche vor dem tragischen Kunstwerke sein, als in Ewigkeit — ungriechischer Gott".[1])

In Bezug auf die creatio ex nihilo spricht er vom „lieben Gott" als einen Hauptkerl, der alles machen kann, selbst aus nichts etwas schaffen.

„Dieser himmlische Vater wird dann kein anderer sein, als die soziale Vernunft der Menschheit, welche die Natur und ihre Fülle sich zum Wohle Aller zu eigen macht."[2])

„Im christlichen Mythos war Das, worauf der Grieche alle äußeren Erscheinungen bezog und was er daher zum sicher gestalteten Vereinigungspunkte aller Natur- und Weltanschauungen gemacht hatte, — der Mensch, das von vornherein Unbegreifliche, sich selbst Fremde gewordene."

— — „In dem Zwiespalte zwischen Dem, was der Mensch für gut und recht erkannte, wie Gesetz und Staat, und Dem, wozu sein Glückseligkeitstrieb ihn drängte, — der individuellen Freiheit, mußte der Mensch sich endlich unbegreiflich vorkommen, und dieses Irresein an sich war der Ausgangspunkt des christlichen Mythos.

In diesem schritt der, der Aussöhnung mit sich bedürftige, individuelle Mensch bis zur ersehnten, im Glauben aber verwirklicht gedachten Erlösung in einem außerweltlichen Wesen vor, in welchem Gesetz und Staat insoweit vernichtet waren, als sie in seinem unerforschlichen Willen mit inbegriffen gedacht wurden. Die Natur, aus welcher der Grieche bis zum deutlichen Erfassen des Menschen gelangt war, hatte der Christ gänzlich zu übersehen: galt ihm als ihre höchste Spitze der in sich uneinige, erlösungsbedürftige Mensch,

---

— — Wohl! wohl! Jetzt leiden wir, jetzt müssen wir verzagen und wahnsinnig werden, ohne einen Glauben an ein Jenseits: — auch ich glaube an ein Jenseits: — ich habe dieses Jenseits dir soeben gezeigt: liegt es auch über mein Leben, so liegt es aber doch nicht über das hinaus, was ich empfinden, denken, fassen und begreifen kann, denn ich glaube an die Menschen und — bedarf nichts weiter!"

[1]) Ges. Schr. III, 12.

[2]) Ebenda, 33.

so konnte sie ihm nur noch uneiniger und an sich verdammungswürdiger erscheinen. Die Wissenschaft, welche die Natur in ihre Teile zerlegte, ohne das wirkliche Band dieser Teile noch zu finden, konnte die christliche Ansicht von der Natur nur unterstützen." —

„Die hinreißende Gewalt des christlichen Mythos auf das Gemüt besteht in der von ihm dargestellten Verklärung durch den Tod. — — — Dieses Sterben, und die Sehnsucht nach ihm, ist der einzig wahre Inhalt der aus dem christlichen Mythos hervorgegangenen Kunst: er äußert sich als Scheu, Ekel und Flucht vor dem wirklichen Leben und als Verlangen nach dem Tode. Der Tod galt den Griechen nicht nur als eine natürliche, sondern auch sittliche Notwendigkeit, aber nur dem Leben gegenüber, welches an sich der wirkliche Gegenstand auch aller Kunstanschauung war. Das Leben bedang aus sich, aus seiner Wirklichkeit und unwillkürlichen Notwendigkeit, den tragischen Tod, der an sich nichts Anderes war, als der Abschluß eines durch Entwickelung vollster Individualität erfüllten, für die Geltendmachung dieser Individualität aufgewendeten Lebens.[1]) Dem Christen war aber der Tod an sich der Gegenstand; — das Leben erhielt für ihn nur Weihe und Rechtfertigung als Vorbereitung auf den Tod, als Verlangen nach dem Sterben."[2])

Wagners Erbitterung gegen Religion und Christentum insbesondere gingen bis zur Rigorosität.

Manche ungedruckte Briefstelle, die wegen ihrer nahe an Gotteslästerung streifenden Härte der Öffentlichkeit vorenthalten wurde, bestätigt, wie er über Gott und Unsterblichkeit der Seele dachte.

Geradezu erhebend wirkt auf diese leidenschaftlichen Ausbrüche der gepreßten, in Zweifel zermarterten Seele, die zwischen jubelnder Begeisterung und tiefster Niedergeschlagenheit sich hin und her wirft,

---

[1]) „Sterbe ich früh, so habe ich ganz gewiß gethan und geleistet, was ich thun und leisten konnte, denn nur das kann ich vollbringen, was meiner Natur möglich ist: zehrt sie sich endlich auf, so hat sie geleistet, was sie konnte, und was sie nie leisten konnte, wenn sie so sich endlich nicht selbst verzehrte.

Also: — ich bin glücklich! —"

[2]) Ges. Schr. IV, 35—37.

die ruhige Milde Franz Liszts, die dem ringenden, hoffenden und halb verzweifelten Freunde mit der eigenen tiefen Religiosität[1]) zu trösten versucht: „Fühlst Du denn nicht, daß der Stachel und die Wunde, die Du im Herzen trägst, Dich nirgends verlassen werden, und nie und nimmer zu heilen sind? — Deine Größe macht auch Dein Elend — beide sind unzertrennlich verbunden und müssen Dich quälen und martern .... bis Du sie nicht beide im Glauben hinsinkend aufgehen läßt!

Laß zu dem Glauben Dich neu bekehren.
Es giebt ein Glück! ...

und dies ist das Einzige, das Wahre, das Ewige! Ich kann es Dir nicht predigen, nicht explizieren; zu Gott will ich aber beten, daß er mächtig Dein Herz erleuchtet, durch seinen Glauben und seine Liebe! — Magst Du dieses Gefühl noch so bitter verhöhnen; ich kann nicht ablassen, darin das einzige Heil zu ersehen und zu ersehnen. Durch Christus, durch das in Gott resignierte Leiden wird uns Rettung und Erlösung!"[2])

§ 3. Die ethischen Anschauungen Wagners während der Junghegelschen Periode.

Die ethischen Prinzipien Wagners während der Junghegelschen Periode sind rein eudämonistische. Bei der begeisterten Hervorkehrung des Menschlichen, bei der kraftvollen Betonung der Natur ist der eudämonistische Optimismus als Kennzeichen dieser Periode unbedingt gegeben.

Die christliche Ethik, welche nach Wagners Ansicht die Menschheit ihrem natürlichen Daseinszwecke entfremdet, wird prinzipiell verworfen.

„Was uns als der Zweck des Lebens erscheint, dafür erziehen wir uns und unsere Kinder. Zu Krieg und Jagd ward der Germane, zu Enthaltsamkeit und Demut der aufrichtige Christ, zu industriellem Erwerb, selbst durch Kunst und Wissenschaft, wird der

---

[1]) Über Liszts Religiosität siehe L. Ramanns Liszt I, S. 121 u. f.

[2]) Liszt an Wagner, Briefwechsel I, S. 232.

moderne Staatsunterthan erzogen. — — Ist die Industrie nicht mehr unsere Herrin, sondern unsere Dienerin, so werden wir den Zweck des Lebens in die Freude am Leben setzen und zu dem wirklichen Genusse dieser Freude unsere Kinder durch Erziehung fähig und tüchtig zu machen streben."[1])

Der „Glückseligkeitstrieb" ist von Wagner selbst ausgesprochen und betont worden.[2]) Durch ihn wird das Christentum, das am inneren Widerspruche zwischen seiner, die Natur verleugnenden Grundidee und dem natürlichen Leben krankt,[3]) praktisch vernichtet.

„Die Glückseligkeit des Menschen besteht in der freien Entfaltung seiner individuellen Kraft, in der Fülle dieser Kraft und an der Freude in seiner Lebensbethätigung im künstlerischen Genusse des Lebens, das die Natur mit verschwenderischem Reichtum ausgestattet hat."[4]) Als Ausgangs- und Zielpunkt der Wagnerschen Ethik dieser Periode gilt „der Mensch".

Bei der Negierung jeglicher außernatürlichen Zweckbestimmung und besonders jeglichen außerhalb unserer sinnlichen Erkenntnis liegenden Weltzweckes kann der ethische Trieb sich nur auf das unmittelbar gegebene Natürliche richten und dies war, wie wir gesehen, in seiner höchsten Potenz nur „der Mensch". Wurde früher der ethische Endzweck des Menschen in göttliche, religiöse Bestimmungen verlegt, so gewinnt nun die Menschheit, nach Abzug der als Irrtum erkannten supranaturalistischen Vorstellung, das Bewußtsein von ihrem

---

[1]) Ges. Schr. III, 34. Vergl. dazu: „Das Glück des Menschen besteht im Genuß: der Genuß ist die Befriedigung eines Verlangens: der Weg vom Verlangen bis zur Befriedigung ist die Thätigkeit" (Entw. S. 61).

[2]) Siehe Ges. Schr. IV, S. 42.

[3]) Vgl. Ges. Schr. III, S. 36.

[4]) „Durch den Gewinn des Hortes dem Tode geweiht, strebt aber doch jedes neue Geschlecht, ihn zu erkämpfen: sein innerstes Wesen treibt es wie mit Naturnotwendigkeit dazu an, wie der Tag stets von Neuem die Nacht zu besiegen hat, denn in dem Horte beruht zugleich der Inbegriff aller irdischen Macht: er ist die Erde mit all ihrer Herrlichkeit selbst, die wir beim Anbruche des Tages, beim frohen Leuchten der Sonne als unser Eigentum erkennen und genießen, nachdem die Nacht verjagt, die ihre düsteren Drachenflügel über die reichen Schätze der Welt gespenstisch grauenhaft ausgebreitet hielt." (Bd. II, S. 133.)

rein natürlichen Wesen wieder, welcher Rest als das „rein Menschliche"[1]) zu erkennen und bethätigen ist.

Wagners ethische Postulate gehen nach zwei sich ergänzenden Richtungen hin: höchste Ausbildung des Individuellen und Aufgehen der Individualität in der Gemeinschaft, höchster Egoismus und striktester Altruismus. Es liegt kein prinzipieller Unterschied in diesen beiden, sonst sich diametral gegenüberstehenden Begriffen, denn Wagner vermeint, der Mensch der Zukunft werde bei höchster ausgebildeter Individualität von selbst durch seinen innerlichen natürlichen Drang in der Hingabe an die Sozietät die letzte und höchste ethische Aufgabe finden. Sozietät und Individuum sind in ihrem letzten Wirken identisch, eines ist vom anderen bedingt.

Im Individuum wirkt die sich entwickelnde Kraft der Sozietät, und die persönliche Thätigkeit des Individuums wirkt bestimmend auf die Allgemeinheit.

Der Punkt, in dem beide sich vereinigen, fällt zusammen mit ihrem gemeinsamen Ausgangspunkte: der Natur.

Wagner schreibt der Gesellschaft eine hohe sittliche Bedeutung für die allgemeine Entwickelung zu; da aber die Gesellschaft eine Summe von Individualitäten ist, so folgt daraus theoretisch, daß durch die ethische Vervollkommnung und freieste Bethätigung der individuellen Kräfte auch zugleich der sittliche Fortschritt der Gesamtheit befördert wird.

„An der Wirklichkeit des menschlichen Lebens hafteten unsere Irrtümer aber mit dem entstellendsten Zwange. Auch sie zu überwinden und das Leben des Menschen nach der Naturnotwendigkeit seiner individuellen und sozialen Natur zu erkennen und endlich, weil es in unserer Macht steht, zu gestalten, das ist der Trieb der

---

[1]) Feuerbach, dem Wagner diesen Standpunkt verdankt, äußerte, als er auf dem Demokratenkongreß in Frankfurt als Philosoph begrüßt wurde, die Worte: „Nennen Sie mich nicht Philosoph, ich bin Mensch" (persönliche Mitteilung eines Augenzeugen). Vergleiche dazu: Feuerbach, W. W. I, Vorr. S. XIII: „erst in ihm hast du den Philosophen vollständig ‚abgeschüttelt', den Philosophen vollständig im Menschen aufgehen lassen", und bei Grün (I, S. 5): „Es handelt sich nicht darum, Bücher, sondern Menschen zu machen."

Menschheit seit der nach außen von ihr errungenen Fähigkeit, die Erscheinungen der Natur in ihrem Wesen zu erkennen; denn aus dieser Erkenntnis haben wir das Maß für die Erkenntnis auch des Wesens des Menschen gewonnen."[1])

In unbehinderter Freiheit soll der Mensch seinem individuellen Drange folgen, denn die Unwillkürlichkeit seines inneren Triebes ist das Notwendige, die Emanation des unbewußten Naturwollens: „Wozu mein Mut mich treibt, das ist mir Urgesetz, und was ich nach meinem Sinne thue, das ist mir so bestimmt: nennt ihr dies Fluch oder Segen, ich gehorche ihm und strebe nicht wider meine Kraft"[2]); und ferner: „Der Boden der Geschichte ist die soziale Natur des Menschen: aus dem Bedürfnisse des Individuums, sich mit den Wesen seiner Gattung zu vereinigen, um in der Gesellschaft seine Fähigkeiten zur höchsten Geltung zu bringen, erwächst die ganze Bewegung der Geschichte. Die geschichtlichen Erscheinungen sind die Äußerungen der inneren Bewegung, deren Kern die soziale Natur des Menschen ist. Die nährende Kraft dieser Natur ist aber das Individuum, das nur in der Befriedigung seines unwillkürlichen Liebesverlangens seinen Glückseligkeitstrieb stillen kann."[3])

„Kein Einzelner kann glücklich sein ehe wir es nicht alle sind, weil kein Einzelner frei sein kann, ehe nicht alle frei sind."[4])

Die Vereinigung des Individualwillens mit dem der Allgemeinheit ist jedoch keine unmittelbar sich vollziehende, sie ist vielmehr erst das Resultat eines Prozesses, in dem beide Elemente unterschiedlich sich gegenüberstehen.

Das postulierende Individuum tritt zuerst in Widerspruch mit der Sozietät, es lehnt sich in ungewöhnlichem Lebensdrange gegen das Gewohnte auf, um einen immerwährenden Prozeß zu fördern: Überwindung des Bestehenden durch neue Postulate, Auflösung des Vorhandenen in das zu postulierende Vollkommenere, Erlösung der Gegenwart in die Zukunft.

---

[1]) Ges. Schr. IV, S. 42.

[2]) Ebenda II, S. 163 (Siegfried), dazu VI, S. 238.

[3]) Ebenda IV, S. 50.

[4]) Entw., S. 60.

Der Wagnersche Begriff „Erlösung“ bezeichnet somit hier die Auflösung und endliche Erfüllung des individuellen Postulates in der Sozietät.

Das Individuum empfindet, in dem Bedürfnisse, seine unmittelbare Kraft zu bethätigen, zunächst einen Zwiespalt zwischen sich und der Allgemeinheit, an deren Bewußtsein in Gesetz, Sitte und Gebräuchen es ein äußerliches Hindernis findet.

Das ethische Individuum gelangt somit zu einem Kampfe gegen das Bestehende, um dieses zu überwinden.

Recht und Gesetz, in diesem Sinne als Gewohnheiten aufzufassen, werden durch die Energie der Individualität besiegt.

Der Kampf des ethischen Individual-Bewußtseins gegen das temporär Gewohnheitsmäßige, das Verdichtete, Starre, Tote, Alte — Wagner hat dafür den Begriff „das Monumentale“[1]) gesetzt, als Ausdruck des Gegensatzes zum fließenden, sich entwickelnden Leben — ist daher im höchsten Grade ein sittlicher.

Mit besonderem Nachdruck weist Wagner auf das Problem der Sophokleischen Antigone hin.[2]) Er behandelt in selbständiger Weise dieses Problem in seinem „Nibelungen“-Drama an der Person seines Siegfried. Siegfried zerschlägt den Vertragspeer Wotans und gewinnt somit freie Bahn, um, furchtlos durch die Flammen stürmend, Brünnhilde zu erlösen.

Alle Gesetze und Institutionen haben keine absolute Giltigkeit, Wagner erkennt ihnen gegenüber nur Ein Gesetz an: „das Gesetz“, welches das Gesetz der Unwillkürlichkeit, der Notwendigkeit, der absolute Natur- und Individualwille ist.

Dem sich unmittelbar äußernden Individualtriebe stellt sich zuerst als Hindernis die Macht der Allgemeinheit gegenüber: die

---

[1]) Vergl. Ges. Schr. IV, S. 236—239.

[2]) Vergl. ebenda IV, S. 54—64: „Aus den Trümmern der Geschlechts-, Eltern- und Geschwisterliebe, welche die Gesellschaft verleugnet und der Staat verneint hat, wuchs, von den unvertilgbaren Keimen aller jener Liebe genährt, die reichste Blume reiner Menschenliebe hervor“ — „der Liebesfluch Antigones vernichtete den Staat!“ — Heilige Antigone! dich rufe ich nun an! Laß deine Fahne wehen, daß wir unter ihr vernichten und erlösen!“ — —

Naturnotwendigkeit äußert sich am stärksten und unüberwindlichsten im physischen Lebenstriebe des Individuums — unverständlicher und schwerer deutbar aber in der sittlichen Anschauung der Gesellschaft, aus welcher der unwillkürliche Trieb des Individuums im Staate endlich beeinflußt oder beurteilt wird.

„Der Lebenstrieb des Individuums äußert sich immer neu und unmittelbar, das Wesen der Gesellschaft aber ist die Gewohnheit und ihre Anschauung eine vermittelte. Die Anschauung der Gesellschaft, sobald sie das Wesen des Individuums und ihre Entstehung aus diesem Wesen noch nicht vollkommen begreift, ist daher eine beschränkende und hemmende, und ganz in dem Grade wird sie immer tyrannischer, als das belebende und neuernde Wesen des Individuums aus unwillkürlichem Drange gegen die Gewohnheit ankämpft.“[1])

Andererseits wieder wird der Individualwille lediglich von der Allgemeinheit bestimmt, selbst alle geniale Thätigkeit ist im Grundprinzip nur eine Äußerung der Allgemeinheit: „Der eigentliche Erfinder war von jeher nur das Volk — die namhaften einzelnen sogenannten Erfinder haben nur das bereits entdeckte Wesen der Erfindung auf andere verwandte Gegenstände übertragen — sie sind nur Ableiter. Der Einzelne kann nicht erfinden, sondern sich nur der Erfindung bemächtigen.“[2])

Der Kampf der ethischen Energie des Individuums gegen die Allgemeinheit zu Gunsten der Allgemeinheit ist die Quintessenz der Wagnerschen Ethik. Er endet, nach den Anschauungen Wagners, in dieser Periode mit einem Sieg: über dem Prometheus steht der „Siegfried“.

Das Individualbedürfnis wird, durch die eigene Energie allmählich sich verbreitend, zum Bedürfnisse einer Mehrheit. Die Phase des Kampfes, den dieses Bedürfnis gegen die Monumentalität kämpft, bezeichnet Wagner, da, wo es zur individuellen Empfindung wird, mit dem Begriffe: „Not“.[3])

---

[1]) Ges. Schr. IV, S. 54.

[2]) Entw., S. 19.

[3]) Siehe Ges. Schr. III, S. 48—50.

Die Not, die Willens- und Seelennot, ist nach Wagner ein höchst ethisches Moment. Alle die, „welche eine gemeinschaftliche Not empfinden“, nennt Wagner „das Volk“.

Das Volk wird somit zum Träger der ethischen Entwickelung der Geschichte erhoben.[1]) Die individuell empfundene Not fällt im letzten Grunde zusammen mit der allgemeinen Notwendigkeit der natürlichen Entwickelung: „Das Volk sind also, die unwillkürlich und nach Notwendigkeit handeln“ — ferner: „Wir dürfen nur wissen, was wir **nicht** wollen, so erreichen wir aus unwillkürlicher Naturnotwendigkeit ganz sicher das, was wir wollen, — — So handelt das Volk, und deshalb handelt es einzig, richtig.“[2])

Wer diese Notwendigkeit nicht fühlt oder anerkennt, wer seinen Individualwillen nicht den Interessen der Allgemeinheit unterordnet, handelt unethisch und wird von Wagner als „Egoist“ bezeichnet. Der Egoismus ist nach der Ethik Wagners in dieser Periode das Prinzip des Unsittlichen: „Die Feinde des Volkes sind die, die sich von dieser Notwendigkeit trennen und nach Willkür egoistisch handeln.“[3])

Die strikte Unterwerfung unter das Herkömmliche, die, ohne mit dem Mute der Subjektivität aufzutreten, nicht über die Grenzen des Gegebenen hinausgeht, gilt Wagner geradezu als etwas Verächtliches.

In diesem Sinne eifert er gegen die „pfäffische Pandektenzivilisation“, welche statt der „Siegfriede“ die „Gottliebe“, „Dütendreher“ und Herrjesusmänner zu stande gebracht habe.[4])

---

[1]) Siehe Entw., S. 19, 20.

[2]) Ebenda S. 19.

[3]) Ebenda S. 20.

[4]) Siehe das in Kapitel IV befindliche Citat aus „Kunst und Klima“ (Ges. Schr. III, S. 215). Das Wort „Gottlieb“ ist ein vulgärer, speziell sächsischer Ausdruck und bedeutet soviel wie „einfältiger Mensch“, etwa wie „Hans Tapps“ und dergl., Wagner scheint ihm dabei noch einen antireligiösen Beigeschmack gegeben zu haben („Gott—lieb“!). Glasenapp sieht in dem Ausdrucke eine persönliche Wendung gegen Wagners Mitkapellmeister in Dresden Gottlieb Reissiger (Wagner-Encyklopädie II, S. 402); aus welchen Gründen, hat Glasenapp nicht angegeben.

Bei der Forderung, das „Reinmenschliche“, „das Menschlich-Natürliche“ zur ethischen Norm zu erheben, glaubt sich Wagner in direktem Gegensatz zur gegenwärtigen Kultur zu befinden.

So klingt sein Postulat des Natürlichen bedeutsam in den spezielleren Gedanken an eine Zurückkehr zur Natur aus: „wir, von der Natur gewaltsam abgelenkt und aus der Dressur einer himmlischen und juristischen Zivilisation hervorgegangen, werden erst zur Kunst gelangen, wenn wir dieser Zivilisation vollständig den Rücken kehren und mit Bewußtsein uns wieder in die Arme der Natur werfen.“[1])

„Aus mühselig beladenen Tagelöhnern der Industrie wollen wir Alle zu schönen, starken Menschen werden, denen die Welt gehört als ein ewig unversiegbarer Quell höchsten künstlerischen Genusses.“[2])

Da mit der Verwerfung der Religion, insbesondere des Christentums, Wagner sich jedes transcendenten Fundamentes der Ethik begeben hatte, mußte nun aus dem menschlich-natürlichen Wesen selbst ein Prinzip gefunden werden, auf welchem seine ethischen Forderungen basieren konnten; er stellte so das Prinzip der „Liebe“ auf.

Unzählige Male verwendet Wagner dies Wort, er legt ihm eine hohe Bedeutung unter, er bezieht alle Probleme seiner Dichtungen, ja sogar seiner Theorien auf diesen einen Begriff. Die „Liebe“ ist ihm die absolute ethische Macht, die ethische Norm, das ethische Postulat. „— — es ist mir gelungen, die Erscheinungen der Natur und der Geschichte mit der Liebe und Unbefangenheit über ihr wahres Wesen zu betrachten, daß ich nichts Schlechtes an ihnen inne werden konnte als — die Lieblosigkeit. Auch diese Lieblosigkeit konnte ich mir aber nur als eine Verirrung erklären, als eine Verirrung, die uns aus dem Zustande des natürlichen Unbewußtseins zum Wissen von der einzig schönen Notwendigkeit der Liebe bringen muß; dies Wissen sich thätig zu erringen, ist die Aufgabe der Weltgeschichte; der Schauplatz aber, auf dem dies Wissen sich einst bethätigen soll, ist kein Anderer, als die Erde, die Natur

---

[1]) Ges. Schr. III, S. 214.
[2]) Ebenda III, S. 30.

selbst, denn aus ihr keimt alles, was uns zu diesem seligen Wissen bringt. Der Zustand der Lieblosigkeit ist der Zustand des Leidens für das menschliche Geschlecht: die Fülle dieses Leidens umgiebt uns jetzt und martert auch deinen Freund mit tausend brennenden Wunden; aber sieh, gerade in ihm erkennen wir die herrliche Notwendigkeit der Liebe, wir rufen sie uns zu und begrüßen uns mit einer Kraft der Liebe, wie sie ohne diese schmerzliche Erkenntnis gar nicht möglich wäre; sieh, so haben wir eine Kraft gewonnen, von der der natürliche Mensch noch nichts ahnte, und diese Kraft — erweitert zur allmenschlichen Kraft — wird dereinst auf dieser Erde den Zustand gründen, aus dem Keiner nach einem (ganz unnötig gewordenen) Jenseits sich hinwegsehnt, denn er wird glücklich sein — leben und lieben? Wer aber sehnt sich aus dem Leben fort, wenn er liebt?"[1])

Die „Liebe" ist das unmittelbar gegebene ethische Element. Dies gilt Wagner als Axiom. Er stellt keine weitere Prüfung an, ob das Vorhandensein der „Liebe" aus irgend welchen Erkenntnisthatsachen erst erwiesen werden müsse. Die Liebe ist die psychische Macht, welche das ethische Individuum wie die ethische Allgemeinheit beseelt und die Individualität erlösend mit der Allgemeinheit verbindet: So versteht Wagner das Prinzip des Altruismus.[2])

Die „Liebe" gewinnt bei ihm die Bedeutung einer unmittelbaren Naturmacht. Sie ist die schöpferische und bestimmende Weltkraft, welche die Glückseligkeit der Menschen zu stande bringt. „Die Liebe ist aber mächtiger als das Gesetz, denn sie ist das Urgesetz des Lebens, — aber ihre Äußerung mußte so lange als Sünde, d. i. Gesetzesbruch erscheinen, als der Urzustand, in welchem das Gesetz der Liebe einzig waltete, nicht wieder hergestellt war." — Sie offenbart sich als Geschlechtsliebe und erweitert sich von dieser über Eltern-, Kindesliebe, Familie, Geschlecht, Stamm sich ausdehnend zur allgemeinen Menschenliebe.

„Die Mittlerin zwischen Kraft und Freiheit, die Erlöserin, ohne

---

[1]) Brief an Liszt I, S. 236. — Wie ganz anders klingts dann im „Tristan"!

[2]) Cfr. „Jesus von Nazareth", S. 65.

welche die Kraft Rohheit, die Freiheit aber Willkür bleibt, ist somit — die Liebe; nicht jedoch jene geoffenbarte, von oben herein uns verkündete, gelehrte und anbefohlene, — deshalb auch nie wirklich gewordene — wie die christliche, sondern die Liebe, die aus der Kraft der unentstellten, wirklichen menschlichen Natur hervorgeht; die in ihrem Ursprunge nichts anderes als die thätigste Lebensäußerung dieser Natur ist, die sich in reiner Freude am sinnlichen Dasein ausspricht und, von der Geschlechtsliebe ausgehend, durch die Kindes-, Bruder- und Freundesliebe bis zur allgemeinen Menschenliebe fortschreitet."[1])

„Denn die Liebe ist die Freude."[2]) Die „Liebe", als ethische Macht gegen das „Gesetz" gehalten, ist der Angelpunkt, um den sich Wagners ganzes Drama „Jesus von Nazareth" bewegen sollte.[3])

„Ich erlöse euch von der Sünde, indem ich euch das ewige Gesetz des Geistes verkünde, welches sein Wesen, nicht aber seine Beschränkung ist. Das Gesetz, das euch bisher gegeben, war die Beschränkung eures Wesens im Fleische: ohne dies Gesetz hattet ihr keine Sünde, sondern ihr gehorchtet dem Gesetze der Natur; nun ward über euer Fleisch der Buchstabe gestellt, und das Gesetz, das euch das Wesen des Fleisches als Sünde erkennen lehrte, brachte euch zu Tode, weil ihr nun sündigtet, indem ihr nun das thatet, was ihr nach dem Gesetz nicht thun wolltet. Nun aber mach' ich euch von dem Gesetze los, welches euch tötete, indem ich euch das Gesetz des Geistes bringe, das euch lebendig macht: es giebt nun keine Sünde mehr als die gegen den Geist: die kann aber nur unwissentlich begangen werden, und ist somit keine Sünde mehr; wer aber den Geist in der Wahrheit erkennt, der kann nicht mehr sündigen: denn dies Gesetz beschränkt nichts, sondern es ist selbst die Fülle des Geistes: — dies Gesetz aber ist die Liebe, und was ihr in der Liebe thut, kann nie sündig werden: in ihr wird euer Fleisch verkläret, denn sie ist das Ewige."[4])

---

[1]) Ges. Schr. III, S. 218.

[2]) „Jesus von Nazareth", S. 46.

[3]) Ebenda, S. 27—68.

[4]) „Jesus von Nazareth", S. 27—28.

Der Geschlechtsliebe mißt Wagner eine besonders hohe ethische Bedeutung zu. In ihr liegt das natürliche Band, welches das Individuum mit der Allgemeinheit physisch verbindet, die natürliche Kraft, welche den Egoismus, das direkte Gegenteil der Liebe, zum Universalismus erlöst, den Tod überwindet, indem sie die Persönlichkeit in der Nachkommenschaft fortleben läßt und somit die Unsterblichkeit der Menschen bewirkt. „Alles Verständnis kommt uns nur durch die Liebe, und am unwillkürlichsten wird der Mensch zu den Wesen seiner eigenen Gattung gedrängt.“[1])

In der Geschlechtsliebe entäußern sich Mann und Weib ihres Egoismus, indem eines im andern aufgeht zu Gunsten der Allgemeinheit.

„Bis zu seiner physischen Reife entwickelt der Mensch sich somit nach dem Prinzip des reinen Egoismus: — — Als vollständig ausgebildeter Egoist tritt nun das Individuum der Allgemeinheit gegenüber, und sein handelndes Verhalten zu ihr ist das allmähliche Aufgeben seines Egoismus, sein endliches Aufgehen in der Allgemeinheit.“[2])

„Das Weib ist mit dem Manne Eines und kann nur in seinem Aufgehen im Manne als sittlich bestehend gedacht werden: die Frau ist aber auch die Ergänzung des Mannes, sein Geben an sie ist die erste Entäußerung seines Egoismus, ohne welche ihm sein erzeugendes Aufgehen in die Allgemeinheit unmöglich sein würde.“

„Die Unschuld ist der vollkommene Egoismus, denn sie empfängt nur und giebt nicht.“[3])

Der Geschlechtsakt, „die Bejahung des Willens zum Leben“, um mit Schopenhauer zu reden, wird somit bei Wagner zur begeisterten, sittlichen That, denn er schafft, entsprechend dem optimistischen Eudämonismus Wagners, die „schönen, starken Menschen“, die sich des reichen, blühenden Lebens zu erfreuen haben![4])

Aber nur unter diesem Gesichtspunkte ist er ethisch berechtigt, nur durch die Macht der Liebe wird er geheiligt.

---

[1]) Ges. Schr. IV, S. 32.

[2]) Cfr. „Jesus von Nazareth“, S. 52 u. f.

[3]) Ebenda S. 62.

[4]) Ebenda S. 51.

„Die Ehe heiligt nicht die Liebe, sondern die Liebe heiligt die Ehe",[1]) „die erste Sünde wider dies Gesetz wäre eine Ehe ohne Liebe".[2]) — Durch die Wagnersche Metaphysik wird es zum Kultus erhoben. „Nur starke Menschen kennen die Liebe, nur die Liebe erfaßt die Schönheit, nur die Schönheit bildet die Kunst. Die Liebe der Schwachen unter sich kann sich nur als Kitzel der Wollust äußern."[3])

In der „allgemeinen Menschenliebe", der „absoluten Menschenliebe", findet Wagner den höchsten sittlichen Zustand. Das Individuum erlöst sich in der Allgemeinheit selbst und diese hat ihm die Erlösung entgegen zu bringen. Die allgemeine „Bruderliebe", die Wagner fordert, hat den ethischen Willen des anderen zu erfassen, ihm zur Bethätigung zu helfen, sie ist die Macht, welche das gegenseitige Verstehen und Erfassen der fremden Individualität zu stande bringt, die Förderung der anderen bewirkt, damit für alle eine freie Bethätigung ihrer Kräfte, Erfüllung ihrer Bedürfnisse stattfinden kann."[4])

Die „Liebe" ist die herrliche Erweiterung unseres Wesens durch das anderer, — wir wissen alle noch nichts von der Liebe."[5])

Eine besonders hohe Bethätigung dieser Liebe findet Wagner in der, von ihm besonders nach seinen idealen Maximen interpretierten griechischen Männerliebe.[6]) „Diese Liebe giebt sich uns, in

---

[1]) „Jesus von Nazareth", S. 44.

[2]) Ebenda S. 62.

[3]) Ges. Schr. III, S. 34.

[4]) Schon 1846 bei der Erläuterung von Beethovens IX. Symphonie wird von Wagner die „allgemeine Menschenliebe" aus „dem Hochgefühle der Freude" proklamiert. Siehe Ges. Schr. II, S. 63.

[5]) Uhlig, S. 385.

[6]) Dr. Th. Puschmann hat aus der von Wagner betonten spartanischen Männerliebe in seiner Schrift „Richard Wagner, eine psychiatrische Studie, Berlin 1873" auf psychopathisch-sexuelle Abnormitäten bei Wagner schließen wollen (S. 63). Hätte Herr Dr. Puschmann sich nur den Passus genau betrachten und überhaupt sich darum kümmern wollen, was Wagner wollte und meinte, er hätte sich vor der gesamten wissenschaftlichen Welt die Blamage erspart, die er sich durch seine angebliche „Studie" zugezogen hat. Herr Dr. Puschmann führt unter dem Deckmantel der Wissenschaft mit staunens-

ihrer ursprünglichen Reinheit, als edelste und uneigensüchtigste Äußerung des menschlichen Schönheitssinnes kund. Ist die Liebe des Mannes zum Weibe, in ihrer natürlichsten Äußerung, im Grunde eine egoistische genußsüchtige, in welcher, wie er in einem bestimmten sinnlichen Genusse seine Befriedigung findet, der Mann nach seinem vollen Wesen nicht aufzugehen vermag, — so stellt sich die Männerliebe als eine bei weitem höhere Neigung dar, eben weil sie nicht nach einem bestimmten sinnlichen Genusse sich sehnt, sondern der Mann durch sie mit seinem ganzen Wesen in das Wesen des geliebten Gegenstandes sich zu versenken, in ihm aufzugehen vermag; — — — das höhere Element jener Männerliebe bestand aber eben darin, daß es das sinnlich-egoistische Genußmoment ausschloß."[1])

Die spartanische Männerliebe schloß zwei Momente in sich ein: „höchste ideale Freundschaft und Waffenbrüderschaft". „Diese Liebe war bei den Spartanern die einzige Erziehung der Jugend,

---

werter Oberflächlichkeit den Beweis, daß Wagner geisteskrank sei. Die harmlosesten Ausdrücke Wagners weiß er zu verdrehen und als abnorm hinzustellen. Aus dem „Kunstwerk der Zukunft" folgert er Größenwahn, aus Wagners „Judentum in der Musik" Verfolgungswahn! Der Verfasser der „Studie" hat offenbar gar keine Ahnung davon, daß das Zukunftsprinzip nicht speziell Wagners Postulat, sondern das einer ganzen Philosophengruppe ist. Herr Dr. Puschmann leistet sich folgenden Satz: „In ‚Tristan und Isolde' finden wir so viele Anklänge an J. Offenbachs ‚Schöne Helena', daß wir eine innere Geistes- und Seelenverwandtschaft der beiden Verfasser annehmen können." — Für die Wissenschaft hat Dr. Puschmanns Buch höchstens nur das Interesse, daß es ein Beispiel dafür ist, wie offenbare Thorheiten mit anscheinend vollem wissenschaftlichen Apparate in die Welt gesetzt werden können. — Bemerkt sei übrigens noch, daß die Wagnersche Auffassung von der griechischen Männerliebe mit einem Postulate Platos übereinstimmt und dadurch einen historischen Hintergruud erhält: „dergestalt also wirst du die Sitte feststellen in der von uns gegründeten Stadt, daß der Liebhaber den Liebling lieben, mit ihm umgehen und des Schönen wegen anhängen darf, wie einem Sohne, wenn es mit seinem guten Willen geschieht; übrigens aber müsse jeder, um wen er sich auch bemühe, mit diesem so umgehen, daß es auch nie den Schein gewinne, als erstrecke sich ihr Verhältnis noch weiter; wo nicht, so verfalle er in den Vorwurf des Unmusikalischen und Gemeinen". (Platos Staat, übers. v. Schleiermacher, 2. Aufl., S. 124.)

[1]) Ges. Schr. III, S. 134 und 135.

die nie alternde Lehrerin des Jünglings und Mannes."[1]) Die Liebe als ethische Macht ist somit das Grundprinzip für die schöne, starke und freie Lebensbethätigung der Menschheit der Zukunft. — In ihr liegt die Kraft der „Jünger" einer „neuen Religion".[2])

In der Dichtung „Der Ring des Nibelungen" schildert Wagner die Auflösung des gegenwärtigen egoistischen Zeitalters in die künftige Weltepoche der Liebe, die Liebe entwickelt sich im Laufe der Dichtung von der Geschlechtsliebe in höchster Not (Siegmund und Sieglinde) bis zum höchsten erlösenden Weltprinzip, das Brünnhilde nach dem Untergange der Götterburg am Schlusse der „Götterdämmerung" für das „blühenden Lebens, bleibend Geschlecht" verkündet.

§ 4. Wagners politische Anschauungen während der Junghegelschen Periode.

Die Anschauungen Wagners von Politik und Staat stehen in direktem Zusammenhange mit den ethischen Prinzipien dieser Periode. Sie enden konsequent in zwei Hauptgedanken:

In der gänzlichen Verneinung des gegenwärtigen staatlichen und gesellschaftlichen Zustandes und in der Forderung eines utopischen Zukunftsstaates.

Wagners Stellung zur Politik selbst war eine zwiefache, sich anscheinend widersprechende. Er sagt sich einenteils von aller „Politik" los und behauptet, „nie auf das eigentliche Gebiet der Politik hinabgestiegen zu sein",[3]) was übereifrige Anhänger dahin zu deuten suchen, daß er ganz entfernt von aller Politik gestanden habe. Andererseits fordert Wagner geradezu die Teilnahme an der Politik und verquickt seine künstlerischen Postulate unmittelbar mit politischen. Dem entsprechend stehen sich folgende Sätze in anscheinendem Widerspruche gegenüber: „Nie wird aber der Politiker Dichter werden als wenn er eben aufhört, Politiker zu sein" und andererseits:

[1]) Siehe darüber Ges. Schr. III, S. 134—137; darin auch deutlich die Belege gegen Puschmanns Auslegung.

[2]) Uhlig, S. 16.

[3]) Ges. Schr. VIII, S. 4.

„In einer rein politischen Welt nicht Politiker zu sein, heißt aber soviel als gar nicht existieren; wer sich jetzt noch unter der Politik hinwegstiehlt, belügt sich nur um sein eigenes Dasein.“[1])

Der Gedanke, der beide Sätze verbindet und einheitlich begründet, liegt in jener prinzipiellen Trennung von Gegenwart und Zukunft und ist der, daß im Staate der Zukunft überhaupt jede Politik aufzuhören habe, worauf in der politischen Gegenwart durch eine Revolution hinzuwirken sei: „Der Dichter kann nicht eher wieder vorhanden sein, als bis wir keine Politik mehr haben!“[2])

Das politische Postulat Wagners ist also: Vernichtung der Politik durch Politik.

Unter dieses Postulat subsumieren sich nun die einzelnen Momente der politischen Anschauungen Wagners während dieser Periode.

Schon in der Vaterlandsvereins-Rede sind sie enthalten, Wagner weicht in dieser Periode von den dort ausgesprochenen Grundsätzen nur insoweit wesentlich ab, als er sich jetzt nicht mehr für Erhaltung der Monarchie ausspricht.[3])

Die politischen Prinzipien Wagners gehen von der Forderung des „freien, schönen, starken Menschen der Zukunft“ aus. Dieser ist nur möglich, wenn die Revolution[4]) die Bedingungen schafft, aus welchen sich dieses Menschentum entwickeln kann.

Wagner bleibt doktrinärer Revolutionär während dieser ganzen Periode.

„Nur die große Menschheitsrevolution, deren Beginn einst die griechische Tragödie zertrümmerte, kann auch dieses Kunstwerk uns gewinnen; denn nur die Revolution kann aus ihrem tiefsten Grunde Das von neuem und schöner, edler, allgemeiner gebären, was sie

---

[1]) Siehe Ges. Schr. IV, S. 53.

[2]) Siehe ebenda.

[3]) Siehe Uhlig, S. 20. Entw. S. 12, letzte Zeile.

[4]) „Eine ungeheuere Bewegung schreitet durch die Welt: es ist der Sturm der europäischen Revolution; jeder nimmt an ihr teil, und wer sie nicht fördert durch Vorwärtsdrängen, der stärkt sie durch Gegendruck.“ (Entw. S. 63.)

dem konservativen Geiste einer früheren Periode schöner, aber beschränkter Bildung entriß und verschlang."[1])

Die soziale Revolution ist unausbleiblich, vor allem in Frankreich,[2]) von wo aus sie sich über den Erdball verbreiten wird, die gesamte Menschheit erlösend, die menschlichen Kräfte zur freien Bethätigung entfesselnd, die jetzt gehemmt und zurückgedrängt sind.

„In dem menschenfeindlichen Fortschreiten der Kultur sehen wir jedenfalls dem glücklichen Erfolge entgegen, daß ihre Last und Beschränkung der Natur so riesenhaft anwachse, daß sie der zusammengepreßten unsterblichen Natur endlich die nötige Schnellkraft giebt, mit einem einzigen Rucke die ganze Last und Beengung weit von sich zu schleudern; und diese ganze Kulturanhäufung hätte somit die Natur nur ihre ungeheuere Kraft erkennen gelehrt: die Bewegung dieser Kraft aber ist — die Revolution."[3])

An diese Revolution und ihren baldigen Ausbruch glaubt er fest und bestimmt, er schreibt in diesem Sinne allen Ernstes an einen Freund, einen in Sachsen angestellten Beamten: seine eigene freie Existenz im Exil wäre eine sicherere als die des Freundes, da es in der Heimat doch nicht mehr lange so bleiben würde wie bisher. Von seiner Amnestierung will er daher im Anfange seines Züricher Aufenthaltes nichts wissen.[4])

Das Resultat der Revolution wird eine völlig neue Weltperiode bilden, die dritte der geschichtlichen Menscheit.

Wagner unterscheidet in der bisherigen geschichtlichen Entwickelung zwei Phasen: erstens die antike Kultur, zweitens die christliche Kultur. Am Ende der letzteren steht die Menschheit der Gegenwart, die neue, dritte, große Menschheitsperiode dämmert herauf.

Die antike Kultur stand nach Wagner weit über der christlichen. Wagner unterscheidet in der Antike die griechische und römische Welt prinzipiell von einander.

---

[1]) Ges. Schr. III, S. 29. — Die Schrift „Kunst und Revolution" führt dies Thema des Weiteren aus.

[2]) Siehe Uhlig, S. 20.

[3]) Ges. Schr. III, S. 31.

[4]) Mehrfach ausgesprochen. Siehe z. B. Uhlig, S. 391.

Griechenland preist er, über Rom und sein Zivilisation fällt er ein Verdammungsurteil.

Rom habe seine politische Aufgabe nur in der „Beherrschung der Welt“, der „Knechtung der Völker“[1]) gesucht, um die Beherrschten für die Gelüste einer rohen, brutalen Kultur, die sich in den Gladitoren-Morden charakteristisch offenbart, auszubeuten.[2])

Das Griechentum aber, speziell in Athen zur Zeit Äschylos[3]) und Sophokles,[4]) gilt ihm als die bisher vollendetste Periode der Geschichte.

Im Griechentum stand der Mensch im Mittelpunkte der Welt, galt ein freies und starkes Menschentum, das sich in Bethätigung seiner natürlichen Kräfte zum Kult der Schönheit emporschwang.

„Der griechische Geist, wie er sich zu seiner Blütezeit in Staat und Kunst zu erkennen gab, fand, nachdem er die rohe Naturreligion der asiatischen Heimat überwunden und den *schönen und starken, freien Menschen* an die Spitze seines religiösen Bewußtseins gestellt hatte, seinen entsprechenden Ausdruck in *Apollon*, dem eigentlichen Haupt- und Nationalgotte der hellenischen Stämme. Apollon, der den chaotischen Drachen Python erlegt, die eitlen Söhne der prahlerischen Niobe mit seinen tötlichen Geschossen vernichtet hatte, der durch seine Priesterin zu Delphoi den Fragenden das Urgesetz griechischen Geistes und Wesens verkündete und so dem in leidenschaftlicher Handlung Begriffenen den ruhigen, ungetrübten Spiegel seiner innersten, unwandelbar griechischen Natur vorhielt, — Apollon war der Vollstrecker von Zeus' Willen auf der griechischen Erde, er war das griechische Volk. Nicht den weichlichen Musentänzer, wie ihn uns die spätere, üppigere Kunst der Bildhauerei allein überliefert hat, haben wir uns zur Blütezeit des griechischen Geistes unter Apollon zu denken; sondern mit den Zügen heitern Ernstes, schön, aber stark, kannte ihn der große Tragiker *Äschylos*. So lernte ihn die spartanische Jugend kennen, wenn sie den schlanken Leib

---

[1]) Ges. Schr. II, S. 136.
[2]) Ebenda III, S. 13—14.
[3]) Ebenda III, S. 10, 28.
[4]) Ebenda III, S. 22.

durch Tanzen und Ringen zu Anmut und Stärke entwickelte; wenn der Knabe vom Geliebten auf das Roß genommen und zu kecken Abenteuern weit in das Land hinaus entführt wurde; wenn der Jüngling in die Reihen der Genossen trat, bei denen er keinen anderen Anspruch geltend zu machen hatte, als den seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit, in denen allein seine Macht, sein Reichtum lag. So sah ihn der Athener, wenn alle Triebe seines schönen Leibes, seines rastlosen Geistes ihn zur Wiedergeburt seines eigenen Wesens durch den idealen Ausdruck der Kunst hindrängten." —[1])

Im Gegensatz zum Griechentum sah Wagner die christliche Periode: „Der Grieche zog seine Kunstwerkzeuge aus den Ergebnissen höchster gemeinschaftlicher Bildung, wir aus dem der tiefsten Barbarei."[2])

Wagner sieht in ihr den Gegensatz zum Griechentum, die Verneinung alles dessen, was ihm die Antike so bewunderungswürdig erscheinen läßt, die Verneinung der freien sich bethätigenden, schönen Menschlichkeit.

Philosophie und Christentum haben verschuldet, daß das erhabene Menschentum der ersten Periode zu Grunde ging.

„Die sich im späteren Griechentum entwickelnde Philosophie hat durch Abstraktion des menschlichen Wesens dieses selbst nur noch bis zur Begriffsexistenz gebracht und durch deren Loslösung vom Gattungsbewußtsein den Menschen zum Individuell-Einsamen gemacht."[3])

„An diese von der Gattung losgelöste Individualität schloß sich die Lehre des Christentums an, die die Isoliertheit der Individualität bis zum Wahnsinn trieb."[4])

„Der ‚Philosophie',[5]) und nicht der Kunst, gehören die zwei

---

[1]) Ges. Schr. III, S. 10. — Inwieweit Wagners Schwärmerei für die Griechen durch Anselm Feuerbachs (Bruder von Ludwig) Buch „Der vatikanische Apollo" veranlaßt wurde, darüber im zweiten Bande.

[2]) Ges. Schr. III, S. 24.

[3]) Vergl. III, S. 213—215. — Siehe dazu Nietzsche: „Die Geburt der Tragödie" u. s. w., Vorrede, S. V. (2. Aufl.)

[4]) Siehe Ges. Schr. III, S. 216.

[5]) Ebenda III, S. 12, 13; IV, S. 52.

Jahrtausende an, die seit dem Untergange der griechischen Tragödie bis auf unsere Tage verflossen."[1])

„Das Christentum rechtfertigt eine ehrlose, unnütze und jämmerliche Existenz des Menschen auf Erden aus der wunderbaren Liebe Gottes, der den Menschen keineswegs — wie die schönen Griechen irrtümlich wähnten — für ein freudiges, selbstbewußtes Dasein auf der Erde geschaffen, sondern ihn hier in einen ekelhaften Kerker eingeschlossen habe, um ihm, zum Lohne seiner darin eingesogenen Selbstverachtung, nach dem Tode einen endlosen Zustand allerbequemster und unthätigster Herrlichkeit zu bereiten. Der Mensch durfte daher und sollte sogar in dem Zustande tiefster und unmenschlicher Versunkenheit verbleiben, keine Lebensthätigkeit sollte er üben, denn dieses verfluchte Leben war ja die Welt des Teufels, d. i. der Sinne, und durch jedes Schaffen in ihm hätte er daher ja nur dem Teufel in die Hände gearbeitet, weshalb denn auch der Unglückliche, der mit freudiger Kraft dieses Leben sich zu eigen machte, nach dem Tode ewige Höllenmarter erleiden mußte." „Nichts wurde vom Menschen gefordert als der Glaube, d. h. das Zugeständnis seiner Elendigkeit und das Aufgeben aller Selbstthätigkeit, sich dieser Elendigkeit zu entwinden, aus der nur die unverdiente Gnade Gottes ihn befreien sollte."[2])

Das von Wagner postulierte Weltalter soll wiederum dem Kult der reinen Menschlichkeit geweiht sein. Die durch Liebe vereinigte Menschheit soll das Bewußtsein der Gemeinschaftlichkeit, das Gattungsmäßige zur sinnlichen Bethätigung und Erscheinung bringen.

Nur im gemeinschaftlichen Wirken aller, im Genusse der Gemeinschaftlichkeit ließe sich das Leben zur sinnvollen Bethätigung führen, ließe sich eine gemeinsame, wirkliche Kultur erzeugen. Nur aus dem gemeinsamen sinnlichen Leben der Hellenen war die Dar-

---

[1]) Siehe Ges. Schr. III, S. 13 u. s. w. Der Begriff „Philosophie" ist hier so zu deuten, als ob die Philosophie eine Weltanschauung gezeitigt hätte, deren Konsequenz Weltflucht und Resignation wären, durch die willkürliche Position eines menschlichen Daseinszweckes auf transcendentem Grunde.

Gerade in diese Periode legt Wagner der Wissenschaft, die das Dasein in seiner Naturnotwendigkeit erfassen soll, sonst ein besonderes Gewicht bei.

[2]) Ges. Schr. III, S. 14, 15.

stellung des Äschyleischen Prometheus als That des gesamten griechischen Volkes möglich. Das Griechentum ging daran zu Grunde, daß es das instinktiv gefühlte und praktisch bethätigte freie Menschentum nicht zum allgemeinen Bewußtsein, zum Prinzip, erhob, was von nun an der Fall sein soll.

Wagner weist es jedoch von sich, ein Griechentum wieder herstellen zu wollen: die Rekonstruierung einer vergangenen Weltperiode sei Thorheit. Die kommende Weltperiode ist das geschichtliche Endergebnis der beiden großen Weltepochen, des Griechentums und des Christentums.

Denn erst das Christentum lehrte, daß alle Menschen frei, daseins- und glücksberechtigt seien.

„Dem Griechen galt nur der schöne und starke Mensch frei, und dieser Mensch war eben nur er: was außerhalb dieses griechischen Menschen, des Apollonpriesters lag, war ihm Barbar, und wenn er sich seiner bediente — Sklave. Sehr richtig war auch der Nicht-Grieche in Wirklichkeit Barbar und Sklave; aber er war Mensch, und sein Barbarentum, sein Sklaventum war nicht seine Natur, sondern sein Schicksal, die Sünde der Geschichte an seiner Natur, wie es heutzutage die Sünde der Gesellschaft und Zivilisation ist, daß aus den gesündesten Völkern im gesündesten Klima Elende und Krüppel geworden sind. Die Sünde der Geschichte sollte sich aber an den freien Griechen selbst gar bald ebenfalls ausüben: wo das Gewissen der absoluten Menschenliebe in den Nationen nicht lebte, brauchte der Barbar den Griechen nur zu unterjochen, so war es mit seiner Freiheit auch um seine Stärke, seine Schönheit gethan; und in tiefer Zerknirschung sollten zweihundert Millionen im römischen Reich wüst durcheinander geworfener Menschen gar bald empfinden, daß — sobald alle Menschen nicht gleich frei und glücklich sein können — alle Menschen gleich Sklave und elend sein müßten.“[1])

Die Freiheit ist eine absolute, sie bedeutet vor allem soziale Freiheit, ihr Begriff beschränkt sich nicht nur auf den der „politischen“ sogenannten „persönlichen Freiheit“, sondern vor allen Dingen auf die innere Selbständigkeit des individuellen Charakters, auf freie

---

[1]) Ges. Schr. III, S. 27 u. vergl. S. 15.

Willensbethätigung, auf innere freie Selbstbestimmung und Unabhängigkeit von Religion und Staat. Den modernen „Liberalismus", den freien Egoismus verwirft er als eine „unselig falschverstandene Freiheit".[1])

Die allgemeine Menschenliebe ist zuerst von Jesus gelehrt worden.[2])

Das künftige Weltalter würde den Charakter des durch die Lehre Christi erweiterten Griechentums: des sich selbstbewußtwerdenden Menschentums an sich tragen. „In weit erhöhtem Maße werden wir so das griechische Lebenselement wiedergewinnen: was dem Griechen der Erfolg natürlicher Entwickelung war, wird uns das Ergebnis geschichtlichen Ringens sein; was ihm ein halb unbewußtes Geschenk war, wird uns als ein erkämpftes Wissen verbleiben, denn was die Menschheit in ihrer großen Gesamtheit wirklich weiß, das kann ihr nicht mehr entschwinden.[3])"

Die Revolution, die Wagner erwartete, dachte er sich als vorwiegend sozial umgestaltend, wie denn die Bedingungen, aus denen heraus sie entstehen sollte, als nur sozialer Natur gedacht werden.

Denn der Umstand, daß die Gegenwart „verkrüppelt", daß unsere moderne Zivilisation nur eine Lüge, eine jämmerliche Unzivilisation und Barbarei ist, liegt in den sozialen Institutionen, in den Rechts-, Eigentums- und Erwerbs-Verhältnissen dieser Gegenwart begründet, die ihren Ausgangspunkt in der unatürlichen christlichen Weltanschauung haben. Das Christentum in seiner geschichtlich-sozialen Entwickelung habe nur eine entsetzliche Sklaverei geschaffen, indem durch seine Lehre von transcendenten Daseinszwecken, von Sünde, Überwindung und Lebensverachtung ein Teil der Menschheit zur Vernachlässigung des materiellen Lebens verführt worden sei, während der andere Teil der Gesellschaft die christliche Bescheidenheit, Demut und Entbehrungssucht der übrigen in schlauem Egoismus benutzt habe, um diese in die Banden des Kapitalismus zu schlagen, ihre Lebensarbeit auszubeuten und in einem über-

---

[1]) Siehe Ges. Schr. III, S. 70.

[2]) Wagner faßt Jesus nur in diesem Sinne auf und stellt ihn in direkten Gegensatz zu dem, was er mit „Christentum" bezeichnet.

[3]) Ges. Schr. III, S. 34.

triebenen Luxus die Erzeugnisse der modernen Sklaven zu verprassen.

„Kennt die Geschichte ein wirkliches Utopien, ein in Wahrheit unerreichbares Ideal, so war es das Christentum; denn sie hat klar und deutlich gezeigt, und zeigt es noch jeden Tag, daß seine Prinzipien sich nicht verwirklichen ließen" u. s. f.

„Ihr seht nun aber, daß trotz jener allmächtigen Kirche der Mensch in solcher Fülle vorhanden ist, daß eure christlich-ökonomische Staatsweisheit gar nicht einmal weiß, was sie mit dieser Fülle anfangen soll, daß ihr euch nach sozialen Mordmitteln[1]) umseht zu ihrer Vertilgung, ja, daß ihr wirklich froh wäret, wenn der Mensch vom Christentum umgebracht worden wäre, damit der einzig abstrakte Gott eures lieben Ichs allein nur noch auf dieser Welt Raum gewinnen dürfte!"[2])

„Mit Entsetzen sehen wir in einer heutigen Baumwollenfabrik den Geist des Christentums ganz aufrichtig verkörpert: zu Gunsten der Reichen ist Gott Industrie geworden, die den armen christlichen Arbeiter gerade nur so lange am Leben erhält, bis himmlische Handelskonstellationen die gnadenvolle Notwendigkeit herbeiführen, ihn in eine bessere Welt zu entlassen."[3])

Als Resultat der christlichen Kultur und des daraus entspringenden Gesellschafts- und Staatswesens erkennt Wagner auf der einen Seite das menschenunwürdige Proletariat,[4]) auf der anderen Seite den entwürdigenden und entsittlichenden Luxus[5]): Der Luxus entspringt aus der unnatürlichen wirtschaftlichen Willkür. „Und dieser Teufel, dies wahnsinnige Bedürfnis ohne Bedürfnis, dies Bedürfnis des Bedürfnisses, — dies Bedürfnis des Luxus, welches der Luxus selbst ist, — regiert die Welt; er ist die Seele dieser Industrie, die den Menschen tötet, um ihn als Maschine zu verwenden; die Seele unseres Staates, der den Menschen ehrlos erklärt, um ihn als Unterthan wieder zu Gnaden anzunehmen, die Seele unserer ab-

[1]) Bezieht sich auf Malthus. Siehe „Vaterlandsvereins-Rede", S. 117.
[2]) Ges. Schr. III, S. 36.
[3]) Ebenda, S. 26.
[4]) Cfr. Ebenda, S. 23.
[5]) Ebenda, S. 26, 49, 57 u s. w.

strakten Wissenschaft, welche einem unsinnlichen Gotte, als dem Ausflusse alles geistigen Luxus, den Menschen zur Verzehrung vorwirft; er ist — ach! — die Seele, die Bedingung unserer — Kunst!"[1])

Es ist nicht schwer zu erkennen, daß der von Wagner erhoffte Zukunftsstaat ein durchaus antikapitalistisches Gemeinwesen sein sollte.

Welche realen Verhältnisse darin herrschen würden, darüber ist nicht viel verlautbart. Die Entwickelung wird diese von selbst zeitigen, nach dem Gesetze ihrer inneren Notwendigkeit.[2])

Wagner hegt sogar eine Abneigung gegen die „doktrinären Sozialisten",[3]) welche die reifende Frucht der Natur unwillkürlich voraus konstruieren wollen: „Den Gang der sozialen Entwickelung, wie er die Geschichte durchschreiten wird, hier näher zu bezeichnen, kann weder unsere Aufgabe sein, noch dürfte überhaupt in diesem Bezuge ein doktrinärer Kalkül dem von aller Voraussetzung unabhängigen geschichtlichen Gebahren der gesellschaftlichen Natur des Menschen etwas vorzeichnen können."[4])

Für den Zukunftszustand der Menschheit verwirft Wagner den Staat überhaupt: „Der politische Staat lebt einzig von den *Lastern* der *Gesellschaft*, deren *Tugenden* ihr einzig von der *menschlichen Individualität* zugeführt werden. Vor den Lastern der Gesellschaft, die er einzig erblicken kann, vermag er ihre Tugenden, die sie von jener Individualität gewinnt, nicht zu erkennen. In dieser Stellung drückt er auf die Gesellschaft in dem Grade, daß sie ihre lasterhafte Seite auch auf die Individualität hinkehrt, und somit sich endlich jeden Nahrungsquell verstopfen müßte, wenn die Notwendigkeit der individuellen Unwillkür nicht stärkerer Natur wäre, als die willkürlichen Vorstellungen des Politikers. — Die Griechen mißverstanden im Fatum die Natur der Individualität, weil sie die

---

[1]) Ges. Schr. III, S. 49.

[2]) Entw., S. 64: „Wenn mir die Erde übergeben würde, um auf ihr die menschliche Gesellschaft zu ihrem Glücke zu organisieren, so könnte ich nichts anders thun, als ihr vollste Freiheit geben, sich selbst zu organisieren: diese Freiheit entstünde von selbst aus der Zerstörung alles dessen, was ihr entgegen steht."

[3]) Ges. Schr. III, S. 32.

[4]) Ebenda.

sittliche Gewohnheit der Gesellschaft störte: um dieses Fatum zu bekämpfen, waffneten sie sich mit dem politischen Staat. Unser Fatum ist nun der politische Staat, in welchem die freie Individualität ihr verneinendes Schicksal erkennt. Das Wesen des politischen Staates ist aber Willkür, während das der freien Individualität Notwendigkeit. Aus dieser Individualität, die wir in tausendjährigen Kämpfen gegen den politischen Staat als das Berechtigte erkannt haben, die Gesellschaft zu organisieren, ist die uns zum Bewußtsein gekommene Aufgabe der Zukunft. Die Gesellschaft in diesem Sinne organisieren heißt aber, sie auf die freie Selbstbestimmung des Individuums, als auf ihren ewig unerschöpflichen Quell, gründen. Das Unbewußte der menschlichen Natur in der Gesellschaft zum Bewußtsein bringen und in diesem Bewußtsein nichts anderes zu wissen, als eben die allen Gliedern der Gesellschaft gemeinsame Notwendigkeit der freien Selbstbestimmung des Individuums, heißt aber so viel, als — den Staat vernichten."[1])

Nur einige Andeutungen über das soziale Zukunftsleben sind vorhanden. Das gemeinsame Leben der Zukunft wird sich lediglich nach den natürlichen Bedürfnissen richten, dieselben vertragen nicht irgend welche Beschränkung: „Das tägliche Leben selbst kann aber nicht der Gegenstand bindender, auf Dauer berechneter Formung sein: das Gesamtleben ist eben das bewußtlose Walten der Natur selbst, es hat sein Gesetz in der Notwendigkeit: diese Notwendigkeit sich aber in politischen Staatsformen als bindend zur Darstellung bringen zu wollen, ist unseliger Irrtum, eben weil das Bewußtsein nicht vorangestellt werden kann, um so gleichsam das Unbewußtsein zu regeln":[2]) „Die Natur, die menschliche Natur wird den beiden Schwestern, Kultur und Zivilisation, das Gesetz verkündigen: ‚soweit ich in euch enthalten bin, sollt ihr leben und blühen; soweit ich nicht in euch bin, sollt ihr aber sterben und verdorren!'"[3])

Die geforderte höchste, durch kein äußerliches Gesetz beschränkte Freiheit muß sich in gleich höchstem Maße über alle Individuen erstrecken.

---

[1]) Ges. Schr. IV, S. 66—67.

[2]) Entw., S. 17.

[3]) Ges. Schr. III, S. 31.

Aus dem Satze: „Giebt der Handwerker aber das Produkt seiner Arbeit von sich, verbleibt ihm davon nur der abstrakte Geldeswert, so kann sich unmöglich seine Thätigkeit je über den Charakter der Geschäftigkeit der Maschinen erheben; sie gilt ihm nur als Mühe, als traurige, sauere Arbeit. Dies letztere ist das Los des Sklaven der Industrie; unsere heutigen Fabriken geben uns das jammervolle Bild tiefster Entwürdigung des Menschen: „ein beständiges, geist- und leibtötendes Mühen ohne Lust und Liebe, oft fast ohne Zweck"[1]) — läßt sich entnehmen, daß das Geld als bestimmender, wirtschaftlicher Faktor beseitigt werden solle, überhaupt Industrie, Kapitalismus zu verwerfen sei.[2])

Für die Bedürfnisse der Menschen wird einfach die Natur sorgen; an Stelle der modernen Arbeit wird, wie aus der in Kapitel IV citierten Stelle hervorging, nur eine einfache, genußbringende „Beschäftigung" treten.

„In diesem künftigen Zustande nun dürfen wir die Menschen erkennen, wie sie sich von einem letzten Aberglauben, d. i. Verkennen der Natur, befreit haben, eben jenen Aberglauben, durch welchen der Mensch sich bisher nur als das Werkzeug zu einem Zwecke erblickte, der außer ihm selbst lag. Weiß der Mensch sich endlich selbst einzig und allein als Zweck seines Daseins, und begreift er, daß er diesen Selbstzweck am vollkommensten nur in der Gemeinschaft mit allen Menschen erreicht, so wird sein gesellschaftliches Glaubensbekenntnis nur in einer positiven Bestätignng jener Lehre Jesus' bestehen können, in welcher er ermahnte: ‚S o r g e t nicht, was werden wir essen, was werden wir trinken, noch auch, womit werden wir uns kleiden, denn dieses hat euch euer himmlischer Vater alles von selbst gegeben!' — Eben daß die rein physische Erhaltung des Lebens bisher der Gegenstand der S o r g e, und zwar der wirklichen, meist alle Geistes-

---

[1]) Ges. Schr. III, S. 25.

[2]) Am Schlusse der „Götterdämmerung" wird das geschmiedete Gold, „der Ring", den Naturelementen wiedergegeben, denen er geraubt war. Siehe Moritz Wirth, „Der Ring des Nibelungen", ein Weltgedicht des Kapitalismus (Leipziger Tageblatt 1888, 18. Januar bis 18. Februar [Referate]). Es ist sehr zu bedauern, daß die geistvolle Wirthsche Erläuterung des Ringes der Öffentlichkeit noch nicht weiter zugänglich gemacht worden ist.

thätigkeit lähmenden, Leib und Seele verzehrenden **Sorge** sein mußte, darin lag das Laster und der Fluch unserer geselligen Einrichtungen!“[1])

Auf der Natur, dem natürlichen Prinzip der „Liebe“ wird sich in voller Harmonie der Zukunftsstaat aufbauen.

„Der Genuß durch Befriedigung des physischen Verlangens des Menschen ist produktiv für den einzelnen, weil er den menschlichen Leib erhält und nährt. Die Befriedigung des Verlangens der Liebe ist produktiv für die Gesellschaft, denn sie vermehrt das Geschlecht. Die Liebe ist somit die Mutter der Gesellschaft: — sie kann somit nur ihr einziges Prinzip sein.“[2])

Es entsteht nun die Frage: wie sind diese von Wagner geäußerten sozial-politischen Postulate terminologisch zu bestimmen und an welche Erscheinungen in der Geschichte der sozialistischen Bewegung sind sie anzuschließen? — Die moderne Sozialdemokratie, die Wagner gern zu den ihrigen zählen möchte,[3]) ist am wenigsten dazu berechtigt.

Die etwaige Ideenübereinstimmung, die man zwischen den Wagnerschen Ideen und den ihrigen auffinden könnte, gründet sich nur auf gemeinsame Quellen, woraus die moderne Sozialdemokratie, die in ihrer gegenwärtigen Fassung und ihrem Namen nach ein Produkt späterer Zeit ist, und ebenso Wagner erst geschöpft haben.[4]) Diese Quellen sind die Ideen der Junghegelianer.

Es kommen für jene Zeit nun zwei Richtungen in Betracht, die kommunistische und die anarchistische. Die Einen vertraten das-

---

[1]) Ges. Schr. III, S. 33. „Der Ernst des Lebens meldet sich, d. h. ich weiß nicht recht, wovon ich eigentlich leben soll; das ist ja so heuzutage ‚der Ernst des Lebens‘ und etwas anderes versteht man nicht darunter.“ (Brief an Fischer, Uhlig, S. 281.)

[2]) Entw., S. 63.

[3]) Cfr. Bebels Buch: „Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“, 7. Aufl., S. 185.

[4]) Es ist ja bekannt, daß gerade die sich als so ideenreich brüstende Sozialdemokratie unserer Tage in Wirklichkeit kläglich unfruchtbar an neuen Ideen ist und die sogenannte „wissenschaftliche Grundlage“ ihrer Weltanschauung mühsam von allen möglichen anderen Orten her zusammengestoppelt hat.

jenige Prinzip der gemeinsamen Gesellschaftsform, nach welchem alle produktive Thätigkeit und aller Konsum bis ins kleinste Detail gesetzmäßig vorgeschrieben ist. An Stelle der individuell freien Bethätigung der persönlichen Kräfte tritt die absolute Zwangswirtschaft, es häuft sich somit Gesetz über Gesetz im absoluten Ordnungszwang. Die anderen wollten dagegen jegliche Autorität beseitigt wissen und die Lösung des Problems nur in freien Verbindungen zu den jedesmal unmittelbaren Zwecken bei unbeschränkter Individualität finden. Ihr Hauptvertreter war Bakunin. Beide sich diametral gegenüberstehenden Sonderrichtungen, eine zeitlang vereinigt in der „Internationalen Arbeiter-Association", trennten sich endgiltig auf dem Sozialisten-Kongreß zu Haag 1872.[1]) Bakunin unterlag bekanntlich dort der Marxistischen Partei. Wir haben bereits in der „Vaterlandsvereins-Rede" Wagners Verwerfung des kommunistischen Prinzips kennen gelernt; es ist auch leicht erklärlich, daß dieses einem Mann von so unbedingter Individualität, wie Wagner, in tiefster Seele zuwider sein mußte. Die Abneigung gegen die „doktrinären Sozialisten" mag sich auf die Kommunisten beziehen[2]). Wagner hatte sich an Röckel politisch gebildet, und, wie die „Volksblätter" desselben erwiesen, war Röckel strikter Gegner des Kommunismus; ferner war Wagner ja durch persönlichen Verkehr von Bakunin beeinflußt worden. Dieser predigte die „Abschaffung des Staates" und vertrat direkt antikommunistische Prinzipien. Obgleich Wagner von der Gemeinschaft mit allen Menschen in sozial-politischer Bedeutung und andernorts von einem notwendigen „gemeinsamen Leben" spricht[3]), obgleich wir die seltsame Bemerkung bei ihm finden:[4]) „Wenn du, die R. und wir statt drei

---

[1]) Siehe Dr. Meyer, „Der Emanzipationskampf des vierten Standes" I, S. 152—161, und „Bakunin und der russische Radikalismus", „Deutsche Rundschau" 1887, 11. Januar, S. 225—227; ferner „Die Hintermänner der Sozialdemokratie", S. 27 u. f.

[2]) Wagner gebraucht zwar den Terminus „Kommunismus" und „kommunistisch", jedoch nur in der Bedeutung eines philosophischen Begriffes, entgegengesetzt dem „Egoismus", ohne jegliche politische Bedeutung. Vergl. Ges. Schr. III, S. 70, 134 u. 6.

[3]) Ges. Schr. III, S. 163.

[4]) Brief an Uhlig, S. 50.

oder vier Wirtschaften, eine einzige führen, glaubst du nicht, daß, wenn jeder seinerseits thut, schafft und beiträgt, was er kann, — wir viel besser und wohlfeiler leben können, als getrennt," kann doch kein Zweifel sein, daß Wagner der kommunistischen Richtung im eigentlichen Sinne des Wortes wesentlich fremd gegenüber stand. Dagegen stehen seine politischen Ansichten dem Bakuninschen Anarchismus — soweit dieser sich damals entwickelt hatte [1]) —, nahe. Wagner deutet in der „Vaterlandsvereins-Rede" auf „freie Vereine" hin, was mit Bakunins „Ersetzung des Kommunismus" durch den „Kollektivismus" übereinstimmt [2]), und spricht von „schrankenlosem Verkehr der zukünftigen Menschen".[3])

Der politische Standpunkt Wagners während dieser Periode ist daher mit „Anarchismus" zu bezeichnen. Der Begriff „Anarchismus" kam erst durch Marx auf, „nachdem das Wort kurz zuvor von Proudhon zum erstenmale zur Bezeichnung eines idealen Systems angewandt worden." [4])

Inwieweit Wagner von Proudhon, dessen Gedanke: „Eigentum ist Diebstahl" fast wörtlich im „Jesus von Nazareth" enthalten und ausgeführt ist, beeinflußt ist [5]) und inwieweit er mit zeitgenössischen Sozialisten, insbesondere Bakunin und Marx ideenverwandt ist, wird in Band II des Näheren erörtert werden.

Dem speziellen politischen Parteiwesen, insbesondere dem Demokraten- und Demagogentume, blieb er in der Züricher Zeit fern. Der Mißerfolg der Demokratie bei der Dresdener Revolution, ihr rein politisches Partei- und Agitationswesen stieß ihn zurück.

Er meinte, die kommende Umgestaltung würde eine ganz andere sein, als es sich die Parteimänner träumen ließen. Dagegen bewahrte er Heubner, Röckel und Bakunin ein teilnehmendes Interesse: „Heubners, Röckels und Bakunins Schicksal kümmert mich sehr, diese

[1]) Als Bakunin später ganz im speziell russischen „Nihilismus" aufging, hatte Wagner längst alle politischen Beziehungen zu ihm verloren.

[2]) Cfr. Ges. Schr. IV, S. 167 u. 168. Siehe „Rußland vor und nach dem Kriege", S. 142, u. a. „Deutsche Rundschau", S. 225.

[3]) Ges. Schr. III, 220.

[4]) In dem Werke „Qu'est ce que la propriété?" Adler, S. 52.

[5]) Siehe „Jesus von Nazareth", S. 35.

Männer durften nicht gefangen werden,“[1]) schreibt er in seinem ersten Briefe an Uhlig; und noch aus späteren Briefen erfahren wir, daß er die Absicht hat, an Röckel, Bakunin und Heubner in ihre Gefangenschaft Briefe zu richten, ja er will sogar an den König von Sachsen ein Promemoria richten, als er erfuhr, diese seien zum Tode verurteilt worden.[2]) Einige Anklänge an die Dresdener Revolutionszeit sind noch vorhanden, so zum Beispiel gebraucht Wagner im Briefwechsel an Uhlig[3]) rein parteipolitische Terminis, er spricht von „Wühlern“ und „Heulern“ und nennt sich selbst in scherzhafter Weise einen „Kunstwühler“.

Obgleich Wagners Universalismus, der „das Wohl Aller“ erstrebte und von einer „großen Menschheitsrevolution“ schwärmte, einen deutlichen Kosmopolitismus offenbart und obgleich Wagner den „Patriotismus“ einmal eine „moderne Hauptlüge“ nennt,[4]) so wurzelt er doch im Innern seines Fühlens und Schaffens auf nationalem Boden. Die Politik, im vulgären Sinne des Wortes aufgefaßt, als Parteipolitik, widerstrebte ihm, sie erschien ihm als ein „Erzeugnis des politischen Staates der Gegenwart“, welchen er verwirft. In diesem Sinne ist auch das Motto aufzufassen, welches er auf das Titelblatt von „Kunst und Revolution“ setzte:[5]) „Wo einst die Kunst schwieg, begann die Staatsweisheit und Philosophie: wo jetzt der Staatsweise und Philosoph zu Ende ist, da fängt wieder der Künstler an.“

---

[1]) Uhlig, S. 7.

[2]) Siehe Uhlig, S. 29: „ihnen einen energischen Bruderkuß zuzusenden“ durch Frau von Lüttichau, die Gemahlin seines einstigen Chefs. „Ich pries Heubner und erklärte, wie der König nicht nur besser gefahren sein würde, wenn er ihn — wie er zuvor beabsichtigte — zum Ministerium berufen hätte, sondern wie er noch jetzt nicht besser thun könnte, als wenn er Heubner kennen lernen und sich zum Freunde machen wollte.“

[3]) Siehe Uhlig, S. 37. — „Wühler“ wurden die Demokraten in Sachsen von ihren politischen Gegnern genannt, „Heuler“, letztere von den Demokraten. Siehe darüber die anonyme Flugschrift „Wühlerpraxis“, 1849.

[4]) Ges. Schr. III, S. 22, siehe dazu Uhlig, S. 22.

[5]) Nur in der Ausgabe von 1849 vorhanden.

§ 5. Kunstlehre Wagners in der Junghegelschen Periode.

In direktem Zusammenhange mit dem blühenden Eudämonismus der Weltanschauung Wagners dieser Periode stehen seine Anschauungen von dem Wesen der Kunst.

Die Kunst gilt hier als höchste Bethätigung des Menschentums, als vollkommenster Ausdruck der Menschlichkeit. War der Zweck des menschlichen Lebens das Bewußtsein des Lebens, der Natur, der Freude am Dasein, so wird der Kunst die Aufgabe zu teil, dies Bewußtsein in besonderer Weise zu gestalten, den Genuß des Lebens zu erhöhen, die Sinnlichkeit sinnig zu gestalten.

„Die Bethätigung des durch die Wissenschaft errungenen Bewußtseins, die Darstellung des durch sie erkannten Lebens, das Abbild seiner Notwendigkeit und Wahrheit aber ist — die „Kunst“.[1])

Wissenschaft und Kunst sind zwei korrespondierende Mächte des menschlichen Geistes, zwei sich ergänzende Lebensfunktionen: das Ende der Wissenschaft ist das gerechtfertigte Unbewußte, das sich bewußte Leben, die als „sinnig erkannte Sinnlichkeit“,[2]) der Untergang der Willkür in dem Wollen des Notwendigen; die Wissenschaft ist daher das Mittel der Erkenntnis, ihr Verfahren ein mittelbares, ihr Zweck ein vermittelnder, wogegen das Leben das unmittelbare, sich selbst bestimmende ist. „Ist nun die Auflösung der Wissenschaft die Anerkennung des unmittelbaren, sich selbst bedingenden, als des wirklichen Lebens schlechtweg, so gewinnt diese Anerkenntnis ihren aufrichtigsten unmittelbaren Ausdruck in der Kunst, oder vielmehr im Kunstwerk.“[3]) Der Wissenschaft, die die Sünde des Lebens an sich durch Selbstvernichtung büßt,[4]) steht die Kunst, welche diese Selbstbethätigung dieses Lebens in seiner höchsten Potenz ist, die Lichtstrahlen des sich selbsterkennenden Lebens wie in einem kristallenen Spiegel der Schönheit sammelt und zum ästhetisch sich formenden Bilde vereinigt, um dieses zum erhabensten Lebensgenusse, zur

[1]) Ges. Schr. III, S. 44.

[2]) Ebenda VIII, S. 45. Cfr. Entw., S. 22, 23.

[3]) Ebenda III, S. 45.

[4]) Ebenda.

höchsten Freude am Dasein, dem Leben selbst zu bieten, gegenüber. Die Kunst in ihrem innersten Wesen ist Freude an sich, am Dasein, an der Allgemeinheit;[1]) Lust an der Arbeit, indem sie den Genuß am Geschaffenen bewirkt; sie ist „die höchste Thätigkeit des im Einklange des mit sich und der Natur sinnlich schön entwickelten Menschen";[2]) die Kunst ist die Verklärung des natürlichen Lebensinhaltes in der Schönheit. Ihre ethische Macht wirkt nach zwei Richtungen hin: sie faßt das Gewordene zusammen und beleuchtet das Werden, sie ist Abbild des Vorhandenen und bringt den Individualwillen zum Ausdruck, sie ist Darstellerin des ethischen Lebensprozesses, das künstlerische Genie ist das „Vorauseilende".[3])

Aber es ist ihr nur eine darstellende Kraft zu eigen, keine produktiv-spekulative, sie ist nur die Verwirklichung der Erkenntnis, sie bringt das Erkenntnisprodukt zur Erscheinung.

Das Kunstwerk ist zugleich „soziales Produkt" und „Ergebnis des staatlichen Lebens",[4]) und ein sozialistisches Bildungselement: „Mehr und besser als eine gealterte, durch den Geist der Öffentlichkeit verleugnete Religion, wirkungsvoller und ergreifender als eine unfähige, lange an sich irre gewordene Staatsweisheit, vermag die ewig jugendliche Kunst, die sich immer aus sich und dem edelsten Geiste der Zeit zu erfrischen vermag, dem leicht an wilde Klippen und in seichte Flächen abweichenden Strome leidenschaftlicher sozialer Bewegungen ein schönes und hohes Ziel zuzuweisen, das Ziel edler Menschlichkeit."[5])

Wagners ganze Kunstlehre dieser Periode ist rein und frei von aller ästhetischen Mystik.

Das Künstlerische ist ihm nicht Ausdruck von irgend welchen supranaturalistischen Elementen, von platonischen Ideen, von „Gut", „Wahr" und „Schön" und was es sonst für ästhetische Begriffe giebt. Die Bedeutung dieser Wagnerschen Ästhetik liegt darin, daß sie

---

[1]) Ges. Schr. III, S. 14.
[2]) Ebenda III, S. 15, 24 u. 25.
[3]) Entw., S. 68.
[4]) Ges. Schr. III, S. 9.
[5]) Ebenda III, S. 38.

sich lediglich auf ein unmittelbar gegebenes Objekt selbst beschränkt: auf „den Menschen", nun aber innerhalb dieser Beschränkung den Stoff in seiner innerlichsten Wesenheit erfaßt und bis zu ungeahnter Tiefe durchdringt.

Die Ästhetik Wagners in dieser Periode steht, besonders wie sie sich in der Schrift „Das Kunstwerk der Zukunft" ausspricht, in direktem, wohlthätigem Gegensatze zu Schopenhauer.

Schopenhauers einseitiger Individualismus läßt die Front des Gebäudes mit Brettern vernagelt sein, öffnet aber ein geheimes Hinterpförtchen nach dem Absoluten, nach dem mystischen Weltwillen, durch welches dieser wie ein nächtlicher Wind geheimnisvoll ins Haus weht.

Wagner schließt in der Junghegelschen Periode dieses transcendente Hinterpförtchen mit voller Energie zu.

„Der ‚Mensch' ist der Erzeuger und das Maß des ‚Künstlerischen'; das ‚Mächtigste' in ihm, die letzte Instanz ist der Lebenstrieb".[1])

Aus diesem entspringt, wie alles Menschliche, auch das Künstlerische.

Der Lebenstrieb äußerst sich zuerst im unklaren Gefühl, das durch intellektuellen Prozeß zum Bewußtseinsobjekt wird. Der Ton, die unmittelbare instinktive Bewegung, sind die direkten, unmittelbaren Äußerungen des Gefühls; die Sprache, die logische Rede ist die Erweiterung des Gefühlsmäßigen zum klar Bewußten.

Die Sprache darf des Gefühlsmäßigen nicht entbehren, dieses muß durch Wort und Sprache gefaßt werden.

Der „innere Mensch" und der „äußere Mensch" sind Eines, der künstlerische Ausdruck des Menschlichen muß beides in sich vereinigen.

Die unmittelbare Darstellung des Gefühls in Ton (Musik) und Geberde (Mimik, Plastik) muß zusammengehen mit dem Bewußtverständlichen (Sprache, Dichtkunst). Im ursprünglichen Grunde, in der menschlichen Psyche sind diese Elemente Eines.

Die ursprüngliche Kunst, das hellenische Drama, vereinigte sie naturgemäß in sich, die spätere Zivilisation trennte dies primäre

---

[1]) Ges. Schr. III, S. 68.

Gefühlsmäßige vom sekundären Verstandesmäßigen, zersplitterte das Einheitliche der menschlichen Kunstäußerung und baute auf den aus der psychischen Einheit herausgerissenen Rudimenten selbständige Künste auf: die lebendige Geberde, die früher in der Tanzkunst ihren höchsten künstlerischen Ausdruck empfing, verlor ihr innerliches Moment und sank zur schmählichen Niedrigkeit des modernen Ballets herab; die Musik fristete in ihrer Sonderexistenz ein unnatürliches Leben, bis Beethoven in der letzten Symphonie, ein neuer Kolumbus, auf dem Ton-Meere des unklaren Gefühls die rettende Küste des „Wortes" entdeckte und damit die Musik aus ihrer Irrfahrt erlöste.[1])

Die Geberde gefror in der Plastik, die stimmungsvolle Scene in der Malerei und die Sprachkunst verlor sich im Roman, im Litteratur-Drama.

Die getrennten künstlerischen Elemente in ihrer psychischen Wahrheit wieder zu ihrer höchsten Ausdrucksfähigkeit zu vereinigen ist Aufgabe des „Kunstwerks der Zukunft".

Das „Gesamtkunstwerk" ist jedoch nicht durch Wagner zuerst in die Ästhetik eingeführt, sondern theoretisch schon lange vor Wagner formuliert und gefordert worden.[2])

Man sucht die Wagnersche Bedeutung für die Ästhetik gern auf dieses Postulat allein zu beschränken und vermeint in der lediglich formalen Theorie den kunstgeschichtlichen Wert Wagners erschöpft zu haben,[3]) eine Oberflächlichkeit, vor der nicht genug gewarnt werden kann.

---

[1]) Siehe Ges. Schr. III, S. 81—101. Wagner verwirft damit thatsächlich alle absolute Musik, sehr richtig macht schon Meyer (Meyer, „Richard Wagner und seine Stellung zur Vergangenheit und Zukunft", S. 71—73) darauf aufmerksam, daß Wagner vom Standpunkte seines „Kunstwerk der Zukunft" aus die Lisztsche Symphonie verwerfen mußte.

[2]) Siehe Fritz Koegel: „Ästhetische Hinweise auf das Musikdrama". Wagner-Jahrbuch, I. Bd. Außer dem in diesem Artikel Mitgeteilten ist noch auf Krause und Lamennais hinzuweisen, die ebenfalls die Vereinigung der Künste im Gesamtkunstwerk betonten.

Der Gedanke des Gesamtkunstwerkes geht übrigens bis auf die alte spanische Ästhetik zurück.

[3]) Siehe Karrière, Ästh., 5. Aufl. II, S. 486—487, und Ed. v. Hartmann. (Vergl. S. VII d. B. Anm.).

Es ist verkehrt, gegenüber der mit einer dramatischen Begabung ohne gleichen vollzogenen Schöpfung des Wagnerschen Kunstwerks, dessen nebenbei formulierte theoretische Rechtfertigung seiner künstlerischen That zur Hauptsache zu machen und in den Lehrbüchern der Ästhetik als „ästhetische Lehre“ abzuhandeln. Die kunsttheoretische Bedeutung Wagners liegt wo ganz anders, nämlich in der Verwerfung der formalistischen Auffassung der Musik als eines schönen Tonspiels, in der Bekämpfung der Anschauung, daß die Kunst ein ästhetisches Genußmittel sei, und in der strengen Hervorkehrung der künstlerischen Idee und Gestaltungskraft als des höchsten Ausdrucks und des höchsten Bildungsmittels der zur Sittlichkeit zu erziehenden Menschheit. Die Kunst schwebt nicht über dem realen Leben in höheren Sphären, sondern sie ist dieses reale Leben selbst, mit einer künstlerischen Idee erfüllt.

Es ist schwierig, aus Wagners rein doktrinären Prinzipien sich eine klare Anschauung von dem zu machen, was er unter dem Begriff „Gesamtkunstwerk“ sah und empfand. Die nachschaffende Phantasie muß versuchen, eine sinnliche Anschauung davon sich zu bilden. Dazu ist nötig, von allen Gewohnheitsvorstellungen zu abstrahieren, die sich in unserer Phantasie durch die Aufführungen unserer Theater gebildet haben.

Man versuche, sich ein Drama von tiefstem, problematischem Ideengehalte und feinster psychisch-individueller Einzeldurchführung, in einem dem bisherigen gänzlich fernstehenden Stile dargestellt, zu vergegenwärtigen: wie jede handelnde Person in genauester Betonung der logischen Bedeutung des sprachlichen Ausdruckes die Dichtung wiedergiebt, wie jedes dichterische Wort durch unmittelbare Darstellung des ihm entsprechenden primären Gefühls, durch mimische Geberde, durch musikalischen Rhythmus und Ton im Gesamtrahmen einer vollkommen entsprechenden scenisch-malerischen Anordnung und Stimmung erzeugt wird und zur vollen sinnlichen Wirkung gelangt, — dann kann man vielleicht mit dem Blick eines Sonntagskindes sich eine Anschauung von dem gewinnen, wie Wagner sich sein „Kunstwerk der Zukunft“ in praxi gedacht hat.

Wagners ganzes doktrinäres Bestreben entspringt nur aus dem Verlangen, sein individuell erschautes Ideal verständlich zu

machen. Die Hoffnung, es verwirklicht zu sehen, zwang ihn dazu, es für die Zukunft zu postulieren. So soll nur der Mensch der Zukunft, der „nervig stämmige Naturmensch“[1]) es verstehen und verwirklichen. —

Wagner überträgt seine geschichts-philosophischen und ethischen Anschauungen auf seine künstlerischen.

Der Sonderexistenz, die der Mensch der christlichen Kulturperiode führte, entspricht die bisherige getrennte Existenz der Sonderkünste, aber, wie durch das Prinzip der „Liebe“ im Reiche der Zukunft die Sonderexistenz in der Gemeinsamkeit, im „Kommunismus“ sich auflösen wird, so werden auch im gemeinsamen Kunstwerk der Zukunft die Sonderkünste zur gemeinsamen höchsten Bethätigung ihrer Kräfte sich vereinen.

In dreifacher Hinsicht ist die Wagnersche Kunsttheorie in dieser Periode noch besonders bemerkenswert.

I. Wagner stellt in dieser Periode das Intellektuelle, das Verstandsmäßige über das primäre Gefühl:

„Der bloße leibliche Sinnenmensch, der bloße Gefühls-, der bloße Verstandes-Mensch, sind zu jeder Selbständigkeit als wirklicher Mensch unfähig.“[2])

„Der Mensch ist ein äußerer und innerer.“ Die Sinne, denen er sich als künstlerischer Gegenstand darstellt, sind das Auge und das Ohr: dem Auge stellt sich der äußere, dem Ohre der innere Mensch dar.

Das Auge erfaßt die leibliche Gestalt des Menschen, vergleicht sie mit der Umgebung und unterscheidet sie von ihr. Der leibliche Mensch und die unwillkürlichen Äußerungen seiner, durch äußere Berührung empfangenen Eindrücke, in sinnlichem Schmerz oder sinnlicher Wohlempfindung, stellen sich dem Auge unmittelbar dar; mittelbar teilt er ihm aber auch die Empfindungen des, dem Auge unmittelbar nicht erkennbaren, inneren Menschen mit, durch Miene

[1]) Ges. Schr. III, S. 100.
[2]) Ebenda III, S. 78.

und Gebärde; namentlich aber wiederum durch den Ausdruck des Auges selbst, welches dem anschauenden Auge unmittelbar begegnet, vermag er diesem nicht nur die Gefühle des Herzens, sondern selbst die charakteristische Thätigkeit des Verstandes mitzuteilen, und je bestimmter schon der äußere Mensch den inneren auszudrücken vermag, desto höher giebt er sich als ein künstlerischer kund. Unmittelbar teilt sich aber der innere Mensch dem Ohre mit, und zwar durch den Ton seiner Stimme. Der Ton ist der unmittelbare Ausdruck des Gefühls, wie es seinen physischen Sitz im Herzen, dem Punkte des Ausganges und der Rückkehr der Blutbewegung, hat. Durch den Sinn des Gehörs dringt der Ton aus dem Herzensgefühle wiederum zum Herzensgefühle. Wo jedoch wiederum der unmittelbare Ausdruck des Tones der Stimme, in der Mitteilung und genau unterscheidbaren Bestimmtheit der einzelnen Herzensgefühle an den mitfühlenden und teilnehmenden inneren Menschen seine Schranke findet, da tritt der durch den Ton der Stimme vermittelte Ausdruck der Sprache ein. Die Sprache ist das verdichtete Element der Stimme, das Wort die gefestigte Masse des Tones. In ihr teilt sich das Gefühl durch das Gehör an das Gefühl mit, aber an das ebenfalls zu verdichtende, zu gefestigende Gefühl, dem es sich zum sicheren, unfehlbaren Verständnisse bringen will. Sie ist somit das Organ des sich verstehenden und nach Verständigung verlangenden besonderen Gefühles, des Verstandes. — Dem unbestimmteren, allgemeinen Gefühle genügte die unmittelbare Eigenschaft des Tones; es verweilte daher bei ihm, als dem an und für sich schon befriedigenden, sinnlich wohlgefälligen Ausdrucke: in der Quantität seiner Ausdehnung vermochte es sogar seine eigene Qualität in ihrer Allgemeinheit bezeichnend auszusprechen.

Das bestimmte Bedürfnis, das sich in der Sprache verständlich zu machen sucht, ist entschiedener, drängender; es verweilt nicht im Behagen an seinem sinnlichen Ausdrucke, denn es hat das ihm gegenständliche Gefühl in seiner Unterschiedenheit von einem allgemeinen Gefühle darzustellen, daher zu schildern, zu beschreiben, was der Ton als Ausdruck des allgemeinen Gefühles unmittelbar gab."

„Nur da findet er jedoch wiederum seine Schranke, wo er in der Erregtheit seines Gefühles, in der Lebendigkeit der Freude oder in der Heftigkeit des Schmerzes — also da, wo das Besondere, Willkürliche vor der Allgemeinheit und Unwillkürlichkeit des ihn beherrschenden Gefühles an sich zurücktritt, wo er aus dem Egoismus seiner bedingten, persönlichen Empfindung sich in der Gemeinsamkeit der großen, allumfassenden Empfindung, somit der unbedingten Wahrheit des Gefühles und der Empfindung überhaupt wiederfindet —, wenn er also da, wo er der Notwendigkeit, sei es des Schmerzes oder der Freude, seinen individuellen Eigenwillen unterzuordnen, demnach nicht zu gebieten, sondern zu gehorchen hat, — nach dem einzig entsprechenden unmittelbaren Ausdrucke seines unendlich gesteigerten Gefühles verlangt. Hier muß er wieder nach dem allgemeinen Ausdrucke greifen, und gerade in der Stufenreihe, in der er zu seinem besonderen Standpunkte gelangte, hat er zurückzuschreiten, bei dem Gefühlsmenschen den sinnlichen Ton des Gefühles, bei dem Leibesmenschen die sinnliche Gebärde des Leibes zu entlehnen; denn wo es den unmittelbarsten und doch sichersten Ausdruck des Höchsten, Wahrsten, dem Menschen überhaupt Ausdrückbaren gilt, da muß eben auch der ganze, vollkommene Mensch beisammen sein, und dies ist der mit dem Leibes- und Herzensmenschen in innigster, durchdringendster Liebe vereinigte Verstandsmensch, — keiner aber für sich allein.“[1]) —

II. Mit der Setzung des „Verstandesmenschen“ über den „Gefühlsmenschen“, des Intellektes über das primäre Gefühl in der Harmonie der psychischen Thätigkeit wird das Wort über den Ton, die Dichtung über die Musik erhoben und letztere, bei voller Anerkennung ihres Sonderwertes, in die Grenzen ihres natürlich-wirklichen Gebietes gewiesen. Das Musikalische ist hier bei Wagner nicht wie bei Schopenhauer ein Apartes, Absolutes, das turmhoch erhaben über die niedere Sphäre des Intellektes hinausragt, sondern lediglich der Ausdruck des reinen, im Verhältnis zum Intellektuellen primären Gefühles.

---

[1]) Ges. Schr. III, S. 63—66.

„Die Tonkunst, die nur an dem scheuen, aller Einbildungen, aller Täuschungen fähigen Gehöre ihr äußerlich menschliches Maß fand, mußte sich abstraktere Gesetze bilden und diese Gesetze zu einem vollständigen wissenschaftlichen Systeme verbinden. Dies System war die Basis der modernen Musik: auf dieses System wurde gebaut, auf ihm Turm auf Turm gestellt, und je kühner der Bau, desto unerläßlicher die feste Grundlage, — diese Grundlage, die an sich aber keineswegs die Natur war.“ —

„Der uneingeweihte Laie steht nun verdutzt vor dem künstlichen Werke der Kunstmusik und vermag sehr richtig nichts anderes von ihm zu erfassen, als das allgemeine Herzanregende; dies tritt ihm aus dem Wunderbaue aber nur in der unbedingt ohrgefälligen Melodie entgegen: alles übrige läßt ihn kalt oder beunruhigt ihn auf konfuse Weise, weil er es sehr einfach nicht versteht und nicht verstehen kann.“[1]) —

„Die Tonsprache Beethovens, durch das Orchester in das Drama eingeführt, ist ein ganz neues Moment für das dramatische Kunstwerk.

Vermögen die Architektur und namentlich die scenische Landschaftsmalerei den darstellenden dramatischen Künstler in die Umgebung der physischen Natur zu stellen und ihm aus dem unerschöpflichen Borne natürlicher Erscheinung einen immer reichen und beziehungsvollen Hintergrund zu geben, — so ist im Orchester, diesem lebenvollen Körper unermeßlich mannigfaltiger Harmonie, dem darstellenden individuellen Menschen ein unversiegbarer Quell gleichsam künstlerisch menschlichen Naturelementes zur Unterlage gegeben. Das Orchester ist, so zu sagen, der Boden unendlichen, allgemeinsamen Gefühles, aus dem das individuelle Gefühl des einzelnen Darstellers zur höchsten Fülle herauszuwachsen vermag: es löst den starren, unbeweglichen Boden der wirklichen Scene gewissermaßen in eine flüssigweich nachgiebige, eindruckempfängliche, ätherische Fläche auf, deren ungemessener Grund das Meer des Gefühls selbst ist.“[2]) —

---

[1]) Ges. Schr. III, S. 98, 99.

[2]) Ges. Schr. III, S. 156—157.

Die Musik wird erst dann ihre wahre, wesentliche Bestimmung erhalten, wenn sie, gepaart mit dem Wort, im gemeinsamen Kunstwerk der Zukunft aufgeht. Aus ihr selbst ist durch Beethoven die Erlösung zum Kunstwerk der Zukunft gekommen. Beethovens neunte Symphonie ist daher ein weltgeschichtliches Ereignis.[1])

III. Den kunsttheoretischen Anschauungen Wagners während dieser Periode wohnt ein durchaus universalistisches Moment inne. Jeglicher Individualismus, wie ihn Schopenhauers Lehre mit sich bringt, die besonders das Genie hoch erhaben über die Gemeinsamkeit isoliert, steht den Prinzipien Wagners dieser Periode völlig fern.

„Wir leben in der Zeit des vereinzelten Genies, der reichen entschädigenden Individualität Einzelner. In der Zukunft wird diese Vereinigung wirklich kommunistisch durch die Genossenschaft zu stande kommen; das Genie wird nicht mehr vereinzelt dastehen, sondern alle werden am Genie thätig teil haben, das Genie wird ein Gemeinsames sein. Wird dies ein Verlust, ein Unglück sein? Nur dem Egoisten kann es als solches gelten.“[2]) —

Das Kunstwerk ist der Ausdruck des Gemeinsamen, im Individuum wie in der Gesamtheit. Das Künstlerische im Individuum ist das Gemeinsame, das Gattungsmäßige, was als Menschliches in der Einzelperson lebt.

Das Kunstwerk ist wiederum die höchste Bethätigung der Gemeinsamkeit, das Kunstwerk der Zukunft wird das Kunstwerk der Societät sein.

„Der Drang nach Verständigung setzt aber Gemeinsamkeit voraus: der Egoist hat sich mit Niemand zu verständigen. Nur aus einem gemeinsamen Leben kann daher der Drang nach Verständnis gebender Vergegenständlichung dieses Leben im Kunstwerke hervorgehen; nur die Gemeinsamkeit der Künstler kann ihn aussprechen, nur gemeinschaftlich können diese ihn befriedigen.“[3]) —

---

[1]) Siehe ebenda III, S. 96, 97.
[2]) Entw., S. 30, 31.
[3]) Ges. Schr. III, S. 163.

„Die bewußte That des Dichters ist, in dem zur künstlerischen Darstellung erwählten Stoffe die Notwendigkeit seiner Fügung aufzudecken und so der Natur nachzuarbeiten; er möge wählen welchen Stoff, welchen Vorfall er wolle, — nur in dem Grade wird er in seiner Darstellung ein Kunstwerk liefern, als er die Unwillkürlichkeit, das ist die Notwendigkeit, darin erkennt und zur Anschauung bringt. — Was daher das Volk, die Natur durch sich selbst produziert, kann erst dem Dichter Stoff werden, durch ihn aber gelangt das Unbewußte in dem Volksprodukte zum Bewußtsein, und er ist es, der dem Volke dies Bewußtsein mitteilt. In der Kunst also gelangt das unbewußte Leben des Volkes sich zum Bewußtsein, und zwar deutlicher und bestimmter als in der Wissenschaft.

Schaffen kann also der Dichter nicht, sondern nur das Volk oder der Dichter nur insofern, als er die Schöpfung des Volkes begreift und ausspricht, darstellt.“[1]) —

„Das große Gesamtkunstwerk, das alle Gattungen der Kunst zu umfassen hat, um jede einzelne dieser Gattungen als Mittel gewissermaßen zu verbrauchen, zu vernichten zu Gunsten der Erreichung des Gesamtzweckes aller, nämlich der unbedingten, unmittelbaren Darstellung der vollendeten menschlichen Natur, — dieses große Gesamtkunstwerk erkennt er nicht als die willkürlich mögliche That des Einzelnen, sondern als das notwendig denkbare gemeinsame Werk der Menschen der Zukunft. Der Trieb, der sich als einen nur in der Gemeinsamkeit zu befriedigenden erkennt, entsagt der modernen Gemeinsamkeit, diesem Zusammenhange willkürlicher Eigensucht, um in einsamer Gemeinsamkeit mit sich und der Menschheit der Zukunft sich Befriedigung zu gewähren, so gut der Einsame es kann.“[2]) —

„Nur wenn die herrschende Religion des Egoismus, die auch die gesamte Kunst in verkrüppelte, eigensüchtige Kunstrichtungen und Kunstarten zersplitterte, aus jedem Momente des menschlichen Lebens unbarmherzig verdrängt und mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist,

---

[1]) Entw., S. 22.

[2]) Ges. Schr. III, S. 60.

kann aber die neue Religion, und zwar ganz von selbst, in das Leben treten, die auch die Bedingungen des Kunstwerkes der Zukunft in sich schließt."[1])

„Das die Kunst aber nicht ein künstliches Produkt, — daß das Bedürfnis der Kunst nicht ein willkürlich hervorgebrachtes, sondern ein dem natürlichen, wirklichen und unentstellten Menschen ureigenes ist, — wer beweist dies schlagender, als eben jene Völker? Ja, woraus könnte unser Geist überhaupt den Beweis für ihre Notwendigkeit führen, wenn nicht aus der Wahrnehmung dieses Kunsttriebes und der ihm entsprossenen herrlichen Früchte bei jenen natürlich entwickelten Völkern, bei dem Volke überhaupt? Vor welcher Erscheinung stehen wir aber mit demütigenderer Empfindung von der Unfähigkeit unserer frivolen Kultur, als vor der Kunst der Hellenen?"

„So haben wir denn die hellenische Kunst zur menschlichen Kunst überhaupt zu machen; die Bedingungen, unter denen sie eben nur hellenische, nicht allmenschliche Kunst war, von ihr zu lösen; das Gewand der Religion, in welchem sie einzig eine gemeinsame hellenische Kunst war, und nach dessen Abnahme sie als egoistische, einzelne Kunstgattung nicht mehr dem Bedürfnisse der Allgemeinheit, sondern nur dem des Luxus — wenn auch eines schönen! — entsprechen konnte, — dies Gewand der speziell hellenischen Religion haben wir zu dem Bande der Religion der Zukunft, der der Allgemeinsamkeit, zu erweitern, um eine gerechte Vorstellung vom Kunstwerke der Zukunft schon jetzt uns machen zu können. Aber eben dieses Band, diese Religion der Zukunft, vermögen wir Unseligen nicht zu knüpfen, weil wir, so viele wir derer auch sein mögen, die den Drang nach dem Kunstwerke der Zukunft in sich fühlen, doch nur Einzelne, Einsame sind. Das Kunstwerk ist die lebendig dargestellte Religion; — Religionen aber erfindet nicht der Künstler, die entstehen nur aus dem Volke." —

„— — — stärken wir unseren Blick zu dieser Prüfung an der Kunst der Hellenen, und führen wir dann kühn und gläubig den

---

[1]) Ges. Schr. III, S. 123.

Schluß auf das große, allgemeinsame Kunstwerk der Zukunft.“[1]) —

Als Ideal gemeinsamer Kunstthätigkeit eines Volkes galt Wagner die attische Tragödie zur Zeit des Äschylos: „Dieses Volk strömte von der Staatsversammlung, vom Gerichtsmarkte, vom Lande, von den Schiffen, aus dem Kriegslager, aus fernsten Gegenden, zusammen, erfüllte zu dreißigtausend das Amphitheater, um die tiefsinnigste aller Tragödien, den ‚Prometheus‘, aufführen zu sehen, um sich vor dem gewaltigsten Kunstwerke zu sammeln, sich selbst zu erfassen, seine eigene Thätigkeit zu begreifen, mit seinem Wesen, seiner Genossenschaft, seinem Gotte sich in die innigste Einheit zu verschmelzen und so in edelster, tiefster Ruhe das wieder zu sein, was es vor wenigen Stunden in rastlosester Aufregung und gesondertster Individualität ebenfalls gewesen war.“ —

„Solch ein Tragödientag war ein Gottesfest, denn hier sprach der Gott sich deutlich und vernehmbar aus: der Dichter war sein hoher Priester, der wirklich und leibhaftig in seinem Kunstwerke darinnen stand, die Reigen der Tänzer führte, die Stimme zum Chor erhob und in tönenden Worten die Sprüche göttlichen Wissens verkündete.“[2])

Das historische Drama verwirft Wagner, weil es ihm statt des rein menschlichen Wesens nur die äußerlichen Seiten des geschichtlichen Menschen darzustellen scheint, den sozialen Niederschlag von Handlungen, die nicht von innen nach außen sich gestalten, aus der subjektiven Innerlichkeit auf die äußere Umgebung wirken, sondern nur durch die äußeren Einflüsse der Umgebung von außen her bestimmt werden; historisches[3]) Drama und Roman sind der Niederschlag des von dem Reinmenschlichen entfernten Konventionellen, Wagners Forderung geht dahin, daß dem Dichter — worunter er

[1]) Ges. Schr. III, S. 62, 63.

[2]) Ges. Schr. III, S. 11.

[3]) Das Wort historisch ist bei Wagner so viel wie konventionell. Als echte Geschichte gilt Wagner nur die Kulturgeschichte, nicht die Historia, die nur außergewöhnliche Ereignisse, „Haupt- und Staatsaktionen“ berichtet, eine Chronik der Geschehnisse giebt, ohne von den Wirkungen auf ihre bedingenden, menschlichen Ursachen zurückzugehen.

das Wort „Künstler“ verstanden wissen will, denn alle Kunst geht bei ihm in der dichterischen Idee auf, ist von dieser abhängig — im Gegenteil das Reinmenschliche, das von aller Konvention losgelöste Menschlich-Wesentliche zum Stoffe diene.[1])

Das moderne Drama ist an die Konvention gebannt, in den konventionellen Handlungen, geht das Typische einer dichterischen Idee, das „Menschliche“ unter.

Als den erhabensten Stoff zum künstlerischen Gestalten erkannte Wagner den „Mythos“.

„Im reinen Mythos tritt das Allgemeinmenschliche dem Menschen aller Zeiten als das Ureigenste wieder in den einfachsten, klarsten typischen Beziehungen, aus einer Welt freiester Gefühle und Empfindungen, jeder Abstraktion und Konvention ledig, entgegen.[2])“

Die mythische Figur ist „als der außerzeitliche natürliche Mensch“ die beste dramatische Figur.[3])

Mythos und Religion sind Eines. Strauß hatte mit seiner Mythentheorie das Christentum auf seine geschichtlich-menschlichen Bestandteile zurückgeführt, Feuerbach die Theologie als Anthropologie dargestellt, zu der hellenischen und germanischen war die christliche Mythologie getreten, das Religiöse war aufgelöst in menschliche Vorstellungen, in Gebilde menschlicher Phantasie. Was in der Religion naives Gebilde war, sollte nach Wagner in der Kunst als höchstes wesentliches Produkt der Gemeinsamkeit bewußtes Gebilde sein: in dem künstlerischem Kult erlöst sich das Religiöse.

Was bei den naiven Griechen Gottesdienst, sollte bei den freien Menschen der Zukunft Menschendienst, die Kunst zum Kult erhoben werden!

Die Kunst tritt somit an Stelle der Religion, indem sie das bewußt vollbringt, was jene, da ihre Naivität vernichtet ist, nicht mehr vollbringen kann.

---

[1]) Cfr. Ges. Schr. IV, S. 208 u. f.

[2]) Lebensbericht, S. 40.

[3]) Wagner scheint den Begriff „Mythos“ von Strauß empfangen zu haben, darüber wird bei Vergleichung des Wagnerschen „Jesus von Nazareth“ mit Straußschen Gedanken im 2. Bande weiter die Rede sein.

Ein Hauptgewicht legt Wagner auf die Art der Ausübung der Kunst. Da diese nur wirken kann, wenn ihr geistiger Inhalt zur sinnlichen Erscheinung kommt, so ist ihm diese sinnliche Erscheinung, die deutliche Darstellung besonders wichtig.

Der Künstler erlöst sein individuelles Schaffen in die Allgemeinheit nur durch die sinnliche Darstellung, daher betont Wagner die Darstellungsmittel des Dramas, Scenerie, Mimik, Musik mit besonderem Nachdruck. Das Lese- und Litteraturdrama ist ihm eine jämmerliche Unnatur.[1])

Aber das Kunstwerk, wie Wagner es forderte, war nach seiner Ansicht in den Grenzen der gegenwärtigen Zivilisation unmöglich.

Er vindiziert dieser Zivilisation die Schuld an der schmachvollen Versunkenheit unserer öffentlichen Kunstzustände. Unser Theater sei nur ein industrielles Unternehmen, die Kunst im Dienste der Industrie versunken. Unter der Herrschaft der kapitalistischen Gesellschaftsordnung ist auch die Kunst zu einem Industrieartikel[2]) geworden; das wirkliche Volk, das allein produktiv ist, steht dem Theater fern, dieses ist zum Gelderwerbsinstitute geworden, um dem begüterten Teile der Gesellschaft die Langeweile zu verjagen.

Den Zusammenhang mit dem Volke, welches dem Theater schon durch die Kosten des Eintrittes fern steht, hat es verloren.

An die Stelle von Apollon ist — Merkur getreten. Die moderne Kunst ist die gelehrige Dienerin Merkurs, „das ist die Kunst, wie sie jetzt die ganze zivilisierte Welt erfüllt! Ihr wirkliches Wesen ist die Industrie, ihr moralischer Zweck der Gelderwerb, ihr ästhetisches Vorgeben die Unterhaltung der Gelangweilten. Aus dem Herzen unserer modernen Gesellschaft, aus dem Mittelpunkte ihrer kreisförmigen Bewegung, der Geldspekulation im Großen, saugt unsere Kunst ihren Lebenssaft, erborgt sich eine herzlose Anmut aus den leblosen Überresten mittelalterlich-ritterlicher Konvention und läßt sich von der — mit scheinbarer Christlichkeit auch das Scherflein des Armen nicht verschmähend — zu den Tiefen des

---

[1]) Siehe Ges. Schr. III, S. 111, und ferner IV, S. 5 u. s. w.

[2]) Siehe Ges. Schr. III, S. 18, 19 u. s. w.

Proletariats herab, entnervend, entsittlichend, entmenschlichend überall, wohin sich das Gift ihres Lebenssaftes ergießt.

Ihren Lieblingssitz hat sie im Theater aufgeschlagen, gerade wie die griechische Kunst zu ihrer Blütezeit; und sie hat ein Recht auf das Theater, weil sie der Ausdruck des giltigen öffentlichen Lebens der Gegenwart ist.

Unsere moderne theatralische Kunst versinnlicht den herrschenden Geist unseres öffentlichen Lebens, sie drückt ihn in einer alltäglichen Verbreitung aus wie nie eine andere Kunst, denn sie bereitet ihre Feste Abend für Abend fast in jeder Stadt Europas." [1])

Abgesehen davon, daß die tägliche Verabreichung von Theatergenuß schon aus technischen Gründen zu einer Verlotterung der Kunst führen muß, wie Wagner sehr richtig in dem „Reorganisationsentwurfe für das Dresdener Theater" nachweist, macht das tägliche Theaterspielen die Kunst zu einem gewohnheitsmäßigem Gewerbe.

Wagner sagt schon in den Worten: „die griechische Tragödie war ein Götterfest", daß die dramatische Aufführung einen festlichen Charakter an sich tragen, die Bedeutung eine über das alltägliche Leben hinausgehende Feier sein, als ein Volksfest gelten müsse. So entsprang in dieser Periode in Wagner der Gedanke an ein neues Olympia, — die Idee der Festspiele, wie sie sich in Bayreuth später verwirklichte.

Aber da Wagners Postulate für die Kunst sich nach seiner Meinung nur dann erfüllen konnten, wenn die sozialen Verhältnisse sich verändert haben würden, das heißt nicht in der Gegenwart, so stellt er sein Kunstwerk in die neu zu begründende Weltperiode, wo der Mensch, vom Dienste der Industrie befreit, die Arbeit dem modernen Sklaven, der Maschine, aufbürden [2]) und die befreite Menschheit sich in sinniger Schönheit durch die Kunst ihres Lebens freuen wird, wo das Elend der gegenwärtigen Kunst sich erlösen wird in das freie „Kunstwerk der Zukunft", das will diese Bezeichnung sagen. Das Fazit der Wagnerschen Weltanschauung dieser

[1]) Ges. Schr. III, S. 19—20.
[2]) Ebenda III, S. 33.

Periode gipfelt sich in den Schlußworten zu „Kunst und Revolution“.[1]) „So würde uns denn Jesus gezeigt haben, daß wir Menschen alle gleich und Brüder sind, Apollon aber würde diesem großen Bruderbunde das Siegel der Stärke und Schönheit aufgedrückt, er würde den Menschen vom Zweifel an seinem Werte zum Bewußtsein seiner höchsten göttlichen Macht geführt haben.

So laßt uns denn den Altar der Zukunft, im Leben, wie in der lebendigen Kunst, den zwei erhabensten Lehrern der Menschheit errichten: — Jesus, der für die Menschheit litt, und Apollon, der sie zu ihrer freudevollen Würde erhob!“

II. Wagner unter dem Einflusse der Philosophie Schopenhauers.

§ 6. Übergang zu Schopenhauer. Allgemeine Charakteristik dieser Periode.

Die theoretischen Schriften „Kunst und Revolution“, „Kunstwerk der Zukunft“, „Oper und Drama“ waren ziemlich rasch nacheinander gefolgt. So lange Wagner mit diesen Arbeiten beschäftigt war, konzentrierte er sich auf den Kreis der zu produzierenden Gedanken, blieb er inmitten der lebendigen Ideen seines Innern. Im steten Konnex mit diesen Ideen schöpfte er aus sich selbst geistige Nahrung und Befriedigung. Als jedoch die Schriften fertig vor ihm lagen, trat er aus seiner Schreibstube, die bisher seine Gedanken gefesselt, heraus und mehr mit der Wirklichkeit in Verbindung. Seine Forderungen waren ausgesprochen, hatten sie sich erfüllt?

Es waren einige Jahre seit der Dresdener Revolution dahingegangen, Wagner sah in jenen stürmisch sich kräuselnden Wogen, die ein dunkler Himmel verheißungsschwer beschattete, die Vorboten

---

[1]) Ges. Schr. III, S. 41.

eines nahen gewaltigen Sturmes, — derselbe war nicht gekommen, die Wogen ebbeten sich allgemach, die große Menschheitsrevolution blieb aus, die Hochflut verlief im Sande.

So lange Wagner predigte, hatte er im Vollgenusse der Entfaltung seiner Lehren geschwelgt, nun er geendet hatte und mit offenen Armen die Menschheit an die Brust drücken wollte und rufen: „Seid umschlungen, ihr Millionen", sah er sich um — und sah, daß er allein auf einsamer Höhe stand; er rief, die da unten möchten heraufkommen, — diese lächelten, sie verstanden ihn nicht und gingen in ihrem gewohnten Tagewerke weiter. Da überkam ihn die Verzweiflung.

Er hatte nicht die Einsamkeit aufsuchen wollen, unbemerkt war er ihr zugeschritten; während er sang und predigte, hörte er sein eigenes Wort wiederhallen und lauschte dem jubelnden Klange dieses Wortes, — als er geendet, erschrak er vor der gespenstigen Öde, in der es verhallt war. Auch sein Klagen drang nicht hinab ins Thal, mit furchtbarem Trotze gab er sich dem Tode der Einöde preis, nachdem er verzweiflungsvoll nach Hilfe gerufen. —

Dem idealen Rausche,[1]) der ihn mit raschen Flügeln über die Erde hinweggetragen, folgte die Ernüchterung. Er hatte allzu leidenschaftlich postuliert, es fehlte seinem ungestümen Naturell die Ruhe, um die langsame Heranreifung seines Ideals abzuwarten, um der von ihm selbst als Urgrund des Seins erkannten Entwickelung der Geschichte, die korrigierend die Synthese vollzieht zwischen den individuellen Postulaten und der realen Gestaltung der Dinge, die Erfüllung zu überlassen, er empfand nur den furchtbaren Widerspruch der momentanen Lage und litt die Leiden des Genies in ihrer herbsten Bitterkeit. Er war daran, sich in diesen Leiden qualvoll zu verzehren. Die Briefe an Liszt geben diese verzweifelte Stimmung in erschütternder Weise wieder.[2]) Liszts milder, religiöser Trost glitt an der Heftigkeit dieser Leiden ab.

Da plötzlich vernahm er in dem Stadium des höchsten Jammers

---

[1]) Cfr. Ges. Schr. VIII, S. 6.

[2]) Siehe Liszt II, S. 1—41.

den Ruf: deine Einsamkeit ist dein unabänderliches Los, weil du anders bist, als die Menge; darum wirst du ewig einsam sein. Dein Leiden ist absolut, alles Leben ist Leiden, — es giebt keine Brücke zwischen dir und dem Thale, es ist dein Schicksal, einsam über der Welt zu stehen. — Dieser Ruf kam ihm aus der Philosophie Arthur Schopenhauers und brachte in sein Inneres eine ungeheuree Verwandlung.

Wie mit einem Donnerschlage versanken die Zaubergärten der Zukunftsträume. Er war glücklich nur in dem Zukunftstraume gewesen, von dem er seine Erlösung hoffte, — als dieser sich ihm als Trugbild erwiesen, blieb ihm, dem leidenschaftlichen Forderer, im Momente der jähen Ernüchterung nichts weiter übrig, als „die Verneinung des Willens zum Leben", die Wagner auch ganz persönlich auffaßte, der Tod.

Was ihn zu Schopenhauer trieb, waren zwei Momente, das vorwiegende war ein rein psychisches Erlebnis. Eine individuelle pessimistische Stimmung war ihm von jeher zu eigen gewesen; er sah jedoch früh in ihr nur eine momentane Beeinträchtigung seines Individualwillens durch die Außenwelt und maß ihr nur eine sekundäre Bedeutung zu. Jetzt lehrte ihn Schopenhauer, daß der Pessimismus ein metaphysisches Grundrecht habe; er fiel aus seinem extremen Universalismus und Eudämonismus heraus nun jäh in das andere Extrem; der absolute Pessimismus ward Prinzip seiner Weltanschauung.

Was ihn weiter für Schopenhauer einnahm, war dessen Musikästhetik. Schopenhauers retrospektive Tendenz, vom Lichte der Erkenntnis zurückzugehen auf das Dämmerlicht des primären Gefühls, um zuletzt in der Mystik des Willens zu enden, fordert geradezu die Hervorhebung der Musik über alle Künste, weil die Musik Ausdruck des Gefühlsmäßigen ist, des hinter dem Verstandesmäßigen Liegenden. Und da Schopenhauer auf das Gefühl einen so großen Nachdruck legt, so mußte ihm auch die Musik als ganz zu bevorzugend gelten.

Er hält sie für die Offenbarung der Welt an sich. „Der Komponist offenbart das innerste Wesen der Welt und spricht die tiefste

Weisheit aus in einer Sprache, die seine Vernunft nicht versteht; wie eine magnetische Somnambule Aufschlüsse giebt über Dinge, von denen sie wachend keinen Begriff hat."[1])

Solche Deutung der Tonkunst bezauberte nun Wagner vollständig. Der Musiker trat bei ihm wieder in den Vordergrund.

Aber das eigentliche Band, das ihn so fest an Schopenhauer knüpfte, war der Individualismus, in dem Schopenhauers ganzes System cardiniert. Das Subjekt ist das Absolute, die Inkarnation des absoluten Willens, den Schopenhauer als metaphysischen Urgrund der Welt setzt das Subjekt ist das Erkennende, aber das, was nie erkannt wird. Schopenhauer zieht geradezu eine chinesische Mauer um das Individuum, um innerhalb dieser Mauer den Kult der Individualität zum Mysterium zu machen. Das Subjekt ist das Einzige, alle Realität existiert nur in seiner Vorstellung.

Die ethische Konsequenz davon kann nichts anderes sein als Weltverachtung und Weltüberwindung, Pessimismus und Resignation.

Schopenhauer war für Wagner eine „Erlösung"; bei seinem sich verzehrenden Universalismus kam er ihm wie ein Retter in der Not.

Die Bekanntschaft mit der Schopenhauerschen Philosophie bewirkte in ihm eine heilsame Reaktion, eine notwendige Ergänzung seines Wesens. In dem expansiven Universalismus hatte er die Welt der Ideen durchflogen und künstlerisch bezwungen, nun richtete sich sein künstlerischer Trieb auf die individuelle Welt, in die Tiefen des Einzellebens drang sein dichterisches Schauen ein, auch diese künstlerisch zu gestalten. Dem Weltgedicht der Geschichte, „dem Ringe des Nibelungen" folgt das Weltgedicht des Individualismus, der große „Tristan".

Den Übergang zu Schopenhauer illustriert am besten ein Brief an Liszt.[2]) „Neben dem — langsamen — Vorrücken meiner Musik

---

[1]) Schopenhauer, „Welt als Wille und Vorstellung" I, S. 307.

[2]) Liszt II, S. 45, 46. Frau Wille berichtet: „Herwegh hatte die Werke Schopenhauers nach Mariafeld gebracht. Diese waren sowohl meinem

habe ich mich jetzt ausschließlich mit einem Menschen beschäftigt, der mir — wenn auch nur litterarisch — wie ein Himmelsgeschenk in meine Einsamkeit gekommen ist. Es ist Arthur Schopenhauer, der größte Philosoph seit Kant, dessen Gedanken er — wie er sich ausdrückt — erst zu Ende gedacht hat. Die deutschen Professoren haben ihn — wohlweislich — 40 Jahre lang ignoriert: neulich wurde er aber — zur Schmach Deutschlands — von einem englischen Kritiker entdeckt. Was sind vor diesem alle Hegels u. s. w. für Charlatans." — Das war der Absagebrief an Feuerbach und die ganze Junghegelei.

Ein so totaler Umschwung in der Weltanschauung eines Künstlers, wie er sich mit einem Male in Wagner vollzog, ist wohl ohne weiteres Beispiel in der Weltgeschichte.

Wie mit einem sengenden Blitz war alles, was früher Charakteristikum seiner Weltanschauung gewesen, vernichtet. Die jubelnde Lust am sinnlichen Dasein, die Kunstreformationspläne, die Weltbeglückungsideen, der frohe sieghafte Mut, alles war verschwunden. Es war ein Glück, daß „Oper und Drama", „Kunstwerk der Zukunft" geschrieben, daß die Dichtung zum „Ring des Nibelungen" vollendet war.

Wie er sich jetzt zu der Weltanschauung, die er in jenen Werken niedergelegt, verhält, zeigen die Worte: „Ich selbst bereue herzlich, meine damals aufgezeichneten Ideen veröffentlicht zu haben",[1]) und „an der großen Abneigung, die mich gegenwärtig selbst nur von einer Wiederdurchlesung meiner theoretischen Schriften abhält, darf ich erkennen, daß ich mich damals in einem durchaus abnormen Zustand befand."[2])

Manne wie Wagner noch ganz neu und sie machten den tiefsten Eindruck auf beide. Wille liebte es, auf den Grund zu gehen bei jeder Gedankenarbeit — der Philosoph wurde ihm so bedeutend, daß er seine persönliche Bekanntschaft machen wollte und alljährlich nach Frankfurt reiste, um mit ihm zusammen zu kommen. Wagner, mit unerhörter Schnelligkeit der Auffassung, hatte bald die Werke Schopenhauers durchflogen. Er und Herwegh staunten über das gelöste Welträtsel. Weltentsagung und Askese, — dahin sollte die Menschheit gelangen!" „Deutsche Rundschau" 1887, VII, S. 264—271.

[1]) Ges. Schr. VII, S. 85.

[2]) Ebenda VII, S. 88; dazu S. 99—102.

Das „Künstlertum der Zukunft“ blieb Fragment.[1])

In der Komposition der „Walküre“ begriffen, traf seinen Optimismus der Schopenhauersche Schlag. In welcher kühnen Sturm- und Drangperiode waren nicht die „Nibelungen“ entstanden! Sie sollten der moderne Tyrtaeus-Gesang der großen Revolution sein, für die sieghaften Helden dieser Revolution gedichtet, — Siegfried, der neue, aber siegende Prometheus, — und nun, mit einem Male stand er diesem Stoffe innerlich fremd gegenüber! Wie kühl klingen in dem nämlichen Briefe an Liszt die Worte: „Dem schönsten meiner Lebensträume, dem jungen Siegfried zu Lieb', muß ich wohl schon noch die Nibelungsstücke fertig machen.“ — — Man hatte nur gegen dieses nolens volens die helle Begeisterung, in welcher dieser junge Siegfried entstand! Er glaubt nun nicht mehr an den „Siegfried!“ Die lustige optimistische Hornweise des jungen naturfrohen Helden schlug um in die „traurige Hirtenweise“ im „Tristan“. Die nächsten Zeilen des Briefes enthalten die Mitteilung an Liszt, daß die Dichtung des „Tristan“ ihn bewege: „ich habe im Kopfe einen Tristan und Isolde entworfen, die einfachste, aber vollblütigste musikalische Konzeption: mit der ‚schwarzen Flagge‘, die am Ende weht, will ich mich selbst zudecken, um — zu sterben.“ — Die rote Flagge, die bisher auf seinem Maste geflattert, war gefallen, auf Nimmerwiedersehen. „Tristan und Isolde“ ist das erste Produkt der neuen Weltanschauung.

Aus dem „Schein des Tages“, der bisher bei Wagner einzig und allein Geltung gehabt, geht er in die „Nacht der Liebe“ zurück, das Heldenpaar überwindet das Leben der Täuschung, des Leidens durch ein Aufgehen in den heiß ersehnten Tod, um zu erlöschen im Nirwâna:

„In des Wonnemeers
  wogendem Schwall,
In der Duft-Wellen
  tönendem Schall,
In des Welt-Atems
  wehendem All —
ertrinken — versinken —
unbewußt — höchste Lust!“

---

[1]) Siehe Entw., S. 11—45.

Der „Tristan" konnte aus keiner Junghegelschen Stimmung heraus empfunden werden. Schopenhauer gab Wagner einen Vergessenheits- und Schlaftrunk ein, der ihn in ein wunderbares Traumleben führte. „Sein Hauptgedanke," schreibt Wagner in genanntem Briefe weiter, „die endliche Verneinung des Willens zum Leben ist von furchtbarem Ernste, aber einzig erlösend. Mir kam er natürlich nicht neu, und niemand kann ihn überhaupt denken, in dem er nicht bereits lebte. Aber zu dieser Klarheit erweckt hat mir ihn erst dieser Philosoph. Wenn ich auf die Stürme meines Herzens, den furchtbaren Krampf, mit dem es sich — wider Willen — an die Lebenshoffnung anklammerte, zurückdenke, ja, wenn sie jetzt noch oft zum Orkan anschwellen, — so habe ich dagegen doch nun ein Quietiv gefunden, das mir endlich in wachen Nächten einzig zu Schlaf verhilft; es ist die herzliche und innige Sehnsucht nach dem Tode: volle Bewußtlosigkeit, gänzliches Nichtsein, Verschwinden aller Träume — einzigste, endliche Erlösung!"

Das war der Rückschlag auf die vorangegangene Periode: trostloser Pessimismus. „Für mich hat das letzte Lied von der Welt ‚ausgeklungen'" — „ich will keine Hoffnung, denn sie ist Selbstbelügung.[1]) — „Beachten wir die Welt nicht anders, als durch Verachtung: nur diese gebührt ihr: aber keine Hoffnung, keine Täuschung für unser Herz auf sie gesetzt! Sie ist schlecht, schlecht, grundschlecht!"

Nach Wagners ganzem Wesen aber mußte die Lähmung, die dies „Quietiv" notwendigerweise mit sich brachte,[2]) überwunden werden. In späteren Jahren fand wieder Annäherung an die Allgemeinheit statt, sein Mitteilungsbedürfnis ließ ihn nicht ruhen. Der universalistische Trieb war bei ihm nicht zu ersticken: wir erleben sogar in der Schrift „Religion und Kunst", wenn auch nur schüchtern und in ganz modifizierter Form, die Enthüllung eines abermaligen Zukunftsreiches. Wagner ging im Pessimismus nicht ganz verloren.

---

[1]) Liszt II, S. 42—46.

[2]) Die Lähmung durch den absoluten Pessimismus zeigt sich deutlich in den Worten: „Nur zum Zeitvertreibe spiele ich noch mit der Kunst", cfr. Liszt II, S. 46.

Der Pessimismus und Individualismus, den er von Schopenhauer empfing, war ihm nur ein Mittel ethischer Einsicht, mit demselben vollzog er nur eine Korrektur seiner Anschauungen und deren Methode.

Der Grundirrtum der Revolutionsideologen war der, daß sie das Heil einer Neugeburt der Dinge von außen erwarteten. Sie glaubten, daß eine sittliche Erhöhung eintreten würde, wenn die äußeren Bedingungen des Lebens verändert würden. Man meinte allen Ernstes, daß mit dem Ausbruche einer Revolution, die die alten Formen des Staates und der Gesellschaft umstoßen würde, die Menschen selbst besser werden würden.

Nur ganz zufällig war in einem doktrinär-politischen Blatte[1]) die Frage aufgeworfen: ob, wenn die „Republik" einträte, auch die dazu nötigen vortrefflichen „Republikaner" vorhanden wären.

Dem Wort ist selbstverständlich keine Bedeutung beigemessen worden, aber es lag darin eine Wahrheit, die zentnerschwer wog.

Zuerst muß sich im Individuum eine sittliche Hebung vollziehen, ehe diese auf den Begriff der Allgemeinheit ausgedehnt werden kann: nicht Revolution sondern Regeneration ermöglicht einzig eine soziale und sittliche Hebung der Allgemeinheit. Nicht von außen herein, sondern nur von innen heraus kann ein sittlicher Umgestaltungsprozeß sich vollziehen.

Wagner erweiterte nach und nach den rein persönlichen Individualismus zu einem verallgemeinerten. So kam er zuletzt auf seine universalistische Mission zurück, nur daß er einen anderen Weg gefunden hatte. Dieser Weg ging durch die Schopenhauersche Philosophie, in der er sich nicht verlor, sondern die er durch eigene Selbständigkeit ergänzte. Der „Parsifal" brachte dies zur künstlerischen Gestaltung: in dessen Problemen vereinigt sich das Individuelle wieder mit dem Allgemein-Menschlichen.

In zwei wesentlichen Punkten brachte diese Periode, die letzte im Leben Wagners, eine notwendige Ergänzung seiner Weltanschauung zu der der voraufgegangenen Junghegelschen Epoche: durch das Wiedererkennen der Bedeutung der Religion, speziell des Christentums, und durch das Erkennen der Notwendigkeit eines monarchischen

[1]) Im „Turmwart"; auch bei Ruge blitzt dieser Gedanke einmal auf.

Staates. Im Folgenden seien zunächst die charakteristischen Momente der Weltanschauung Wagners in dieser neuen Periode zur Übersicht zusammengestellt.

Wie bereits vorher angeführt, war die Weltanschauung Wagners in dieser letzten Periode seines Lebens nicht durchweg dieselbe, da der anfänglich schroffe persönliche Pessimismus im Laufe der Jahre, als Wagners Schicksale sich freundlicher gestalteten, einer versöhnlicheren Stimmung wich.

Es darf daher die Frage nicht unbeachtet bleiben, ob etwa diese letzte Periode der Weltanschauung Wagners nicht im einzelnen so viel temporäre Verschiedenheiten aufweise, daß wenigstens zwei besondere Perioden unterschiedlich zu trennen wären.[1])

Darauf ist zu erwidern, daß sich wohl in Bezug auf einzelne Momente ein gewisser Wechsel konstatieren läßt, dieser jedoch nicht so besonders auffällig ist, als daß er eine prinzipielle Verschiedenheit bedeute und demgemäß eine Aufstellung zweier gesonderten Perioden verlange.

Zwischen den Schriften: „Über Staat und Religion“ aus dem Jahre 1864 einerseits und andererseits „Kunst und Religion“, 1880 geschrieben, ist insofern ein gewisser Unterschied zu bemerken, als Wagner in ersterem Aufsatze seinen von Schopenhauer empfangenen Pessimismus im völligen Skeptizismus ausgehen läßt und dabei, einem extremen Separatismus huldigend, die Welt für unverbesserlich hält. Er meint, es seien nur kleine Verbesserungen möglich, während im Wesentlichen die Welt dasselbe bliebe, ein Gemisch von Habgier und Genußsucht, Egoismus und Leiden.

Der Staat sei nur ein Schutzvertrag, in dem sich „das Bedürfnis als Notwendigkeit des Übereinkommens des in unzählige, blind begehrende Individuen geteilten, menschlichen Willens zu erträglichem Auskommen mit sich selber ausdrücke“.

„Im Staate opfert der Einzelne so viel von seinem Egoismus, als nötig erschien, um die Befriedigung des großen Restes desselben sich zu sichern.“

---

[1]) Vergl. dazu: Wirth, „Bismarck, Wagner, Rodbertus“ u. s. w., S. 390—395.

„Hierbei geht die Tendenz des Einzelnen natürlich dahin, gegen das kleinstmögliche Opfer die größtmögliche Zusicherung zu erhalten.“[1])

Tendenz des Staats ist daher die „Stabilität“ und „dasjenige Gesetz, welches, auf die Möglichkeit steter Abhilfe dringender Bedürfnisse berechnet, zugleich die stärkste Versicherung der Stabilität enthält, muß demnach das vollkommenste Staatsgesetz sein. Die verkörperte Gewähr für dieses Grundgesetz ist der Monarch.

Patriotismus und Religion sind nur notwendige Wahnvorstellungen, Gattungsbegriffe. Dieser Wahn ist eine „der gemeinen Erkenntnis ganz entgegengesetze Anschauungsweise“, welche den Menschen befähigt, im Interesse seiner Gattung zu wirken, indem er sich „einen Zweck vorspiegelt, welchen er für die Befriedigung seines eigenen Bedürfnisses hält, während er in Wahrheit nicht dem Individuum, sondern der Gattung angehört“. Der Patriotismus ist ein Wahn, der „den Staatsbürger zu der höchsten, ihm erreichbaren Höhe erhebt, während die Religion ihn zur eigentlichen Menschenwürde zu führen vermag“.[2])

Die „Unseligkeit“, die aus der tiefen Unbefriedigung des rein menschlichen Bedürfnisses durch den Staat erwächst, leitet zur Religion hinüber.[3]) Zweck der Religion ist, durch Substituierung einer anderen Welt, den menschlichen Glückseligkeitstrieb, der diese andere Welt fordere,[4]) nach einem erlösenden Ziel zu leiten und durch Entsagung „die erstrebte Verneinung der Welt“ zu bewirken.

Wagner unterscheidet mit großer Betonung den „ungewöhnlichen, großen“ Menschen, von dem „gemeinen“ Menschen, „dessen Schwäche der durchschnittlichen Intelligenz gar nicht gering genug zu schätzen ist“.[5])

Der „naive, gemeine Mensch“ gelangt, wenn ihm das Wesen der Welt, das ist „der schreckliche Ernst desselben“ plötzlich aufgeht,

---

[1]) Ges. Schr. VIII, S. 8—9. — (Wenn ihm das jemand anno 1848 hätte vorhalten wollen! — Vergl. die Unterredung mit Gutzkow 1848, S. 27 dieses Buches.)

[2]) Ges. Schr. VIII, S. 11—19.

[3]) Ebenda VIII, S. 20.

[4]) Ebenda VIII, S. 20, 29.

[5]) Ebenda VIII, S. 14.

„in solche Bestürzung, daß der Selbstmord sehr häufig die Folge hiervon ist“,[1]) während der „ungewöhnliche große Mensch“ das Wesen der Welt täglich vor Augen hat, das heißt, ihre verzweifelte Nichtigkeit ihm zum ununterbrochenen Bewußtsein geworden ist.

Die Religion verhindert den Menschen, sich der Verzweiflung zu überlassen, sie macht ihn geduldig, sein Schicksal zu tragen. Aber trotzdem würde „die Sehnsucht, dieser Welt gänzlich den Rücken zu wenden, notwendig und unabweislich zwingend anwachsen, wenn es nicht auch für ihn, wie für den in steter Sorge dahin lebenden gemeinen Menschen, eine gewisse Zerstreuung, eine periodische völlige Abwendung von dem, sonst ihm stets gegenwärtigen Ernst der Welt gäbe“.

„Was für den gemeinen Menschen Unterhaltung und Vergnügen, ist dem höher stehenden die Kunst, eine edle Täuschung über die krasse Welt, ein schöner Wahn, ein heiteres Hinwegtäuschen über die Welt des Leidens. Das religiöse Dogma ist in Konflikt mit der realen Wirklichkeit, weil es auf unbewußte Täuschung sich gründet; die Kunst hingegen ist dieses Konflikts enthoben, indem sie ein bewußtes Wahngebilde ist.[2])

Die neue Lehre Wagners gipfelt sich in dem Satze: „Wahre Gerechtigkeit und Menschlichkeit sind eben unzuverwirklichende Ideale: in der Stellung sein, nach ihnen streben, ja, zu ihrer Verwirklichung eine unabweisliche Forderung erkennen zu müssen, heißt zum Unglücke bestimmt sein.“[3])

Ein frohmutiger Junghegelscher Weltverbesserer würde solchen krassen Pessimismus vielleicht als ruchlose Blasiertheit bezeichnet haben. Wagner selbst fand sich, wie gesagt, aus diesem Jammer über den „Jammer der Welt“ glücklich wieder heraus und stellt in „Deutscher Kunst und Politik“, vornehmlich aber in „Religion und Kunst“ und in dem epilogischen Aufsatz dazu „Was nützt diese Erkenntnis“, ein neues Zukunftsideal[4]) auf: durch Erkenntnis der

---

[1]) Ges. Schr. VIII, S. 28.

[2]) Siehe ebenda VIII, S. 28—29.

[3]) Ebenda VIII, S. 18.

[4]) Siehe ebenda VIII, S. 249. Seitdem Schopenhauer über ihn hereinbrach, taucht hier das Wort „Zukunft“ in alter Bedeutung endlich zum erstenmale, wenn auch schüchtern, wieder auf.

Leiden der Welt auf Grund einer nach Schopenhauer gebildeten Ethik des Mitleidens eine ethische Regeneration der Welt herbeizuführen und „das vom Sturm umgeworfene Haus wieder aufzurichten“.[1])

Aber wenn auch Wagner zuletzt den Boden eines rein individualistischen Pessimismus verließ und wieder universelle Postulate zur Herbeiführung eines allgemeinen Zustandes der reinen Menschlichkeit aufstellte, so trat er doch im Grunde genommen aus der, auf Schopenhauer basierten Weltanschauung nicht wieder heraus, sodaß auch während der soeben geschilderten Umwandlung seine metaphysischen, religiösen, ethischen, politischen und künstlerischen Anschauungen durchgängig dieselben sind, sodaß nach Hervorhebung des Wandels in der Grundtendenz die Weltanschauung Wagners bis zum Ende nach den bisher eingehaltenen Gesichtspunkten summarisch skizziert werden kann, ohne daß eine Trennung in besondere Einzelperioden vorgenommen zu werden braucht.

§ 7. Die metaphysisch-religiösen Anschauungen Wagners in der letzten Hauptperiode seines Lebens.

I. Das Woher und Wohin der Welt ist uns ein Rätsel.[2])

Wir wissen nur, daß alles Natürliche, Mensch und Tier nichts anderes ist, als „Manifestation des Willens“.[3])

Dieser Wille ist ein „völlig dunkler Drang“, „ein blinder Trieb von einzigster Macht und Gewalt, der sich gerade nur soweit Licht und Erkenntnis verschafft, als es zur Stillung des augenblicklich gefühlten drängenden Bedürfnisses notthut“.[4])

Vom Menschen unterscheidet sich das Tier nur durch den „Grad einer intellektuellen Begabung“, das, „was aller intellektualen Ausrüstung vorangeht, begehrt und leidet“, ist im Tier wie im Menschen Eines, der Wille zum Leben. — Die Bethätigung dieses

---

[1]) Siehe Ges. Schr. X, S. 246, dazu S. 260.

[2]) Siehe ebenda X, S. 245.

[3]) Siehe ebenda X, S. 216, 225 und 244, 214 und 228, 229.

[4]) Ebenda VIII, S. 8.

blinden Willens im Leben ist ein ununterbrochenes Leiden; Leben ist Leiden, und das Weltleiden ist ein Axiom.

„Wir dürfen, was die Einheit der menschlichen Gattung ausmacht, im edelsten Sinne als Fähigkeit zu bewußtem Leiden bezeichnen.“[1])

Dem neuzeitlichen Materialismus steht Wagner gänzlich feindlich gegenüber, er spricht sich gegen die „geistlosesten Resultate einer dünkelhaft seichten Naturwissenschaft“[2]) aus und meint: „den durch den Übermut unserer Physiker und Chemiker Geängstigten, welche sich endlich für schwachköpfig zu halten müssen glauben, wenn sie den Erklärungen der Welt aus ‚Kraft und Stoff‘ sich zu fügen scheuen, ihnen wäre nicht minder eine große Wohlthat aus den Zurechtweisungen unseres Philosophen zuzuführen, sobald wir hieraus ihnen zeigten, was es mit jenen ‚Atomen‘ und ‚Molekülen‘ für eine stümperhafte Bewandtnis habe.“[3])

Einen besonderen Standpunkt nimmt er der Entwickelungstheorie gegenüber ein. Er äußert sich, daß Darwin mit seiner Descendenz-Theorie Recht haben könne, jedoch habe Darwin seine Lehre nur mit Vorsicht ausgesprochen und sei nicht für den Unfug verantwortlich zu machen, der mit derselben in seichter Oberflächlichkeit getrieben werde.[4])

Die „Entwickelung des Menschen aus dem Affen“ hält Wagner für möglich, wiederholt aber die Frage Schopenhauers,[5]) „warum die

---

[1]) Ges. Schr. X, S. 277.

[2]) Ebenda VIII, S. 45.

[3]) Ebenda X, S. 261. Über diese „Zurechtweisung“ vergl. Schopenhauer, W. a. W., Bd. II, S. 14—15; I, S. 37—41 und Parerga u. Paralip. S. 117 und 121.

[4]) Siehe Ges. Schr. X, S. 84.

[5]) Schopenhauer hält die Asiaten für vom Orang-Utang, die Afrikaner für vom Schimpansen abstammend und bemerkt, daß ein buddhistischer Mythos diesen Ursprung lehre. (Parerg. u. Paralip. II, S. 164.) — „Wenn die Natur den letzten Schritt bis zum Menschen statt vom Affen aus, vom Hunde oder vom Elephanten aus genommen hätte, wie ganz anders wäre da der Mensch. Er wäre ein vernünftiger Elephant oder vernünftiger Hund, statt daß er jetzt ein vernünftiger Affe ist.“ (Aus dem handschriftlichen Nachlaß, siehe „Schopenhauer-Lexikon“ I, S. 13.)

Natur ihren letzten Schritt vom Tiere zum Menschen nicht vom Elephanten oder vom Hunde aus machte, bei welchem wir doch entschieden entwickeltere intellektuale Anlagen antreffen, als beim Affen.“[1])

Eine kosmische Entwickelung erkennt Wagner an,[2]) er verwahrt sich aber entschieden dagegen, daß, besonders in moderner Zeit, ein „steter Fortschritt“[3]) stattfinde, wie ihn die Presse den Bildungsphilistern vorpredige, um sie zu optimistischer Vertrauensseligkeit zu düpieren. Er sieht im Gegenteil in der bisherigen geschichtlichen Entwickelung nur eine allmähliche Entwickelung der Degeneration des Menschengeschlechtes,[4]) ein eudämonistisches Ziel negiert er schlechtweg. „Zu einem paradiesischen Behagen an sich selbst zu gelangen, kann daher unmöglich die letzte Lösung des Rätsels dieses gewaltsamen Triebes — des Willens — sein, welcher in allen seinen Bildungen als furchtbar und erschreckend unserem Bewußtsein gegenwärtig bleibt. Stets werden alle die bereits erkannten Möglichkeiten der Zerstörung und Vernichtung, durch die er sein eigentliches Wesen kundgiebt, vor uns liegen; unsere eigene Herkunft aus den Lebenskeimen, die wir in grauenhafter Gestaltung die Meerestiefen immer wieder hervorbringen sehen, wird unserem entsetzten Bewußtsein nie sich verbergen können. Und dieses zur Fähigkeit der Beschauung und Erkenntnis, somit zur Beruhigung des ungestümen Willensdranges gebildete Menschengeschlecht, bleibt es selber sich nicht stets noch auf allen den niedrigeren Stufen beharrend gegenwärtig, auf welchen ungenügende Ansätze zur Erreichung höherer Stufen, durch wilde eigene Willenshindernisse gehemmt, zum Abscheu oder Mitleiden für uns, unabänderlich sich erhielten?“[5])

Aber trotzdem statuiert Wagner, wie unten unter „Ethik“ weiter ausgeführt werden soll, die Möglichkeit eines durch ethische Regeneration erreichbaren Zukunftszustandes der Menschheit, womit er indi-

---

[1]) Ges. Schr. VIII, S. 70.

[2]) Siehe ebenda X, S. 245, 223 u. s. w.

[3]) Ebenda X, S. 34, 35; VIII, S. 91, besonders X, S. 81—85.

[4]) Ebenda X, S. 230, 236 u. s. w.

[5]) Ebenda X, S. 245, 246.

rekt dem Gedanken an eine ethische Fortentwickelung der Welt wieder Einlaß gewährt.

II. Was die Erkenntnistheorie betrifft, so betont Wagner, durch Schopenhauer direkt beeinflußt, die intuitive Erkenntnis mit ganz besonderem Nachdrucke. Der Realismus und Sensualismus der vorangegangenen Periode schlägt durch den Einfluß des Schopenhauerschen Axioms „Die Welt ist meine Vorstellung" total in sein Gegenteil, den Idealismus um.

Es ist bei Wagner nun die Rede von einer Welt der Erscheinung, gleichbedeutend mit einer Welt des „Scheins",[1]) der „Täuschung",[2]) des „Tages",[3]) „Truges" und dergleichen mehr.

Ein objektives Erkennen der Welt durch die Sinne ist nicht möglich, wir empfangen nur den „Schein der Welt".[4])

Die „Lichtwelt" ist eine Welt der „Täuschung";[5]) zwischen der Anschauung und dem „Ding an sich"[6]) liegt die Kluft der individuellen Vorstellung, über die wir nicht hinauskommen.

Das Wesen der Welt ist der intellektuellen Erkenntnis zu erfassen unmöglich. Mit Berufung auf Schopenhauer, den er ausführlich citiert,[7]) konstatiert Wagner, „daß nur aus der nach innen gewendeten Seite des Bewußtseins die Fähigkeit des Intellektes zur Auffassung des Charakters der Dinge erklärlich wird".

Im Selbstbewußtsein „steht ihm der Zugang zum Innern der Natur offen, in seinem eigenen Selbstbewußtsein, als wo dasselbe sich am unmittelbarsten und alsdann als Wille sich kundgiebt".[8])

Nicht durch sinnliche Anschauung oder abstraktes Denken erkennen wir das Wesen der Welt, sondern in uns selbst, durch das hinter dem Intellekt liegende Gefühl, das durch diesen erst zur Vorstellung kommt.

---

[1]) Siehe Ges. Schr. IX, S. 66—72.
[2]) Ebenda IX, S. 76—70.
[3]) „Tristan", 2. Akt (Ges. Schr. VII, 43—44).
[4]) Ges. Schr. IX, S. 70—71.
[5]) Ebenda IX, S. 69.
[6]) Ebenda IX, S. 65.
[7]) Ebenda IX, S. 67 u. 68. Citat aus W. a. W. II, S. 417, 420.
[8]) Ebenda IX, S. 67.

Wie ein plötzliches, inneres, traumartiges Hellsehen überkommt uns irgend eine Erkenntnis. Also nicht oben in der Blüte des menschlichen Geistes, im Denkvermögen liegt unser eigentliches Erkenntnisvermögen, sondern in den Wurzeln, wo der Baum des Menschen mit dem Boden der Natur zusammenhängt.

Die Anschauungswelt giebt sich nur nach den Formen dieser Anschauung kund: „Zeit und Raum".[1]) Neben diesen, der „Lichtwelt", giebt sich uns eine zweite, die raum- und zeitlose „Schallwelt" kund, die, da sie als Wille unmittelbar zum Willen spricht, das Wesen der Dinge dem Gefühl am direktesten darstellt.

Daher vermittelt uns die Kunst die Erkenntnis des Wesens der Dinge intuitiv, unter ihr vorzüglich die Musik, der Ausdruck des Willens an sich.

Die innere „Selbstschau" ist daher die „Hellsichtigkeit des tiefsten Weltraumes".[2])

Von Beethoven, bei welchem Wagner diese „Selbstschau" in hervorragender Weise konstatiert, bemerkt er mit besonderem Nachdruck: „die Welt der Erscheinung hatte einen dürftigen Zugang zu ihm. Sein fast unheimlich stechendes Auge gewahrte in der Außenwelt nichts wie belästigende Störungen seiner inneren Welt, welche sich abzuhalten fast seinen einzigen Rapport mit dieser Welt ausmachte".[3])

Wagner giebt uns drei Beispiele, an welchen er uns dieses intuitive Erkennen durch momentane, unbewußte Stimmung veranschaulicht.

Er sei einst in Venedig in einer schlaflosen Nacht auf den Balkon seines Fensters über den Canal grande getreten: „Wie ein

[1]) Ges. Schr. IX, S. 69. — „Das Bewußtsein, welches einzig auch im Schauen des Scheines uns das Erfassen der durch ihn sich kundgebenden Idee ermöglichte, dürfte endlich sich aber gedrungen fühlen, mit Faust auszurufen: ‚Welch' Schauspiel! Aber ach, ein Schauspiel nur! Wo fass' ich dich, unendliche Natur?' (IX, S. 71.) Damit war dem in der vorigen Periode aufgestellten Begriff ‚Natur' mit einem Male der realistische Boden entzogen."

[2]) Ges. Schr. IX, S. 81.

[3]) Ebenda IX, S. 89. Wagner redet jetzt sogar von einem „Traumorgan", von „somnambuler Hellsichtigkeit" u. s. w.

tiefer Traum lag die märchenhafte Lagunenstadt im Schatten vor mir ausgedehnt.

Aus dem lautlosesten Schweigen erhob sich da der mächtige Klageruf eines soeben auf seiner Barke erwachten Gondeliers, mit welchem dieser in wiederholten Absätzen in die Nacht hineinrief, bis aus weitester Ferne der gleiche Ruf den nächtlichen Kanal entlang antwortete: ich erkannte die uralte, schwermütige melodische Phrase, welcher seiner Zeit auch die bekannten Verse Tassos untergelegt worden, die aber an sich gewiß so alt ist, als Venedigs Kanäle mit ihrer Bevölkerung. — —

Was konnte mir das von der Sonne bestrahlte, bunt durchwimmelte Venedig des Tages von sich sagen, das jener tönende Nachttraum mir nicht unendlich tiefer unmittelbar zum Bewußtsein gebracht gehabt hätte." Ein andermal sei er durch die erhabene Einsamkeit eines Hochthales von Uri gewandert:

Der grell jauchzende Reigenschrei eines Hirten habe Echo in den Bergen und Antwort von Genossen gefunden, im Wettkampf ertönte lustig das ernst schweigsame Thal, — — „so versteht der sehnsüchtige Jüngling den Lockgesang der Waldvögel,[1]) so spricht die Klage der Tiere, der Lüfte, das Wutgeheul der Orkane zu dem sinnenden Manne, über den nun jener traumartige Zustand kommt, in welchem er durch das Gehör Das wahrnimmt, worüber ihn sein Sehen in der Täuschung der Zerstreutheit erhielt, nämlich, daß sein innerstes Wesen mit dem innersten Wesen alles jenen Wahrgenommenen Eines ist, und daß nur in dieser Wahrnehmung auch das Wesen der Dinge außer ihm wirklich erkannt wird".[2])

Das dritte Beispiel ist in dem Brief an Heinrich von Stein enthalten.[3])

„Mehr als alle Philosophie, Geschichts- und Rassenkunde belehrte mich eine Stunde wahrhaftigsten Sehens. Es war dies am Schließungstage der Pariser Weltausstellung des Jahres 1867.

[1]) Siehe „Siegfried", 2. Akt.

[2]) Beide Schilderungen: Ges. Schr. X, S. 74.

[3]) Ebenda X, S. 317—318.

Den Schulen war an diesem Tage der freie Besuch derselben gestattet worden. Am Ausgange des Gebäudes durch den Einzug der Tausende von männlichen und weiblichen Zöglingen der Pariser Schulen festgehalten, verblieb ich eine Stunde lang in der Musterung fast jedes Einzelnen dieses, eine ganze Zukunft darstellenden Jugendheeres verloren. Mir wurde das Erlebnis dieser Stunde zu einem ungeheueren Ereignis, sodaß ich vor tiefster Ergriffenheit endlich in Thränen und Schluchzen ausbrach: dies wurde von einer geistlichen Lehrschwester beachtet, welche einen der Mädchenzüge mit höchster Sorgsamkeit anleitete und am Portale des Einganges wie verstohlen nur aufzublicken sich erlaubte; zu flüchtig nur traf mich ihr Blick, um, selbst wohl im günstigsten Fall, von meinem Zustande ihr ein Verständnis zu erwecken; doch hatte ich mich soeben bereits gut genug im Sehen geübt, um in diesem Blicke eine unaussprechlich schöne Sorge als die Seele ihres Lebens zu lesen. Diese Erscheinung erfaßte mich um so eindringender, als ich nirgends sonst in den unabsehbaren Reihen der Gefährten und Führer auf eine gleiche, ja nur ähnliche getroffen war. Im Gegenteil hatte mich hier alles mit Grauen und Jammer erfüllt: ich ersah alle Laster der Weltstadtsbevölkerung im Voraus gebildet, neben Schwäche und Krankhaftigkeit, Roheit und boshaftes Begehren, Stumpfheit und Herabgedrücktheit natürlicher Lebhaftigkeit, Scheu und Angst neben Frechheit und Tücke. Dies Alles angeführt von Lehrern allermeist geistlichen Standes in der häßlich eleganten Tracht des neumodischen Priestertums; sie selbst willenlos, streng und hart, aber mehr gehorchend als herrschend. Ohne Seele Alles — außer jener einen armen Schwester.

Ein langes tiefes Schweigen erholte mich von dem Eindrucke jenes ungeheueren Sehens. Sehen und Schweigen: dies wären endlich die Elemente einer würdigen Errettung aus dieser Welt.

Nur wer aus solchem Schweigen seine Stimme erhebt, darf endlich auch gehört werden."

Daß bei solcher prinzipiellen Hervorhebung der Intuition über die empirische und abstrakte Vernunfterkenntnis der Wert der Wissenschaft, den Wagner in der vorangegangenen Periode so hoch anschlug

und prinzipiell betonte, da in ihr das Erkennen der Natur lag, bedeutend herabgesetzt wurde, ist klar.

Er greift die moderne Wissenschaft heftig an,[1]) weil sie das Gefühl und „die metaphysische Erklärungsweise für die, der rein physikalischen Erkenntnis etwa unverständlich bleibenden, Erscheinungen des gesamten Weltdaseins durchaus, und zwar mit recht derbem Hohne", aus der Welt zu eliminieren suche und ihre Pfleger allen Zusammenhang mit dem Volk verloren hätten. —

Die „historische Schule" sowie die modernen Naturwissenschaften, beide sich auf den „fast nur hypothetisch zu Werke gehenden Darwin stützend", bewirft er mit Spott und Ironie. Die „Naturwissenschaften in ihrer gegenwärtigen Ausbildung auf dem Gebiete der Physik, Chemie, Biologie und Zoologie"[3]) greift er an, weil diese die Metaphysik verworfen hätten.

Er meint, daß „große Mißverständnisse", besonders aber die große Oberflächlichkeit des Urteils bei der allzu hastigen Anwendung der dort gewonnenen Einsichten auf das philosophische Gebiet die Wissenschaft zur „Wissenschaft" gemacht haben.

„Der Begriff des Spontanen, der Spontaneität überhaupt" sei „zu früh aus dem neuen Welterkennungs-System hinausgeworfen."

In der Philologie[2]) sieht er nur eine Art von Archiv-Mikrologie.

„Philologen wie Philosophen erhalten, namentlich wo sie sich auf dem Felde der Ästhetik begegnen, durch die Physik im Allgemeinen, noch ganz besondere Ermunterungen, ja Verpflichtungen, zu einem, noch gar nicht zu begrenzenden Fortschreiten auf dem Gebiete der Kritik alles Menschlichen und Unmenschlichen. Es scheint nämlich, daß sie den Experimenten jener Wissenschaft die tiefe Berechtigung zu einer ganz besonderen Skepsis entnehmen, welche es ihnen ermöglicht, sich von den bisher üblichen Ansichten abwendend, dann in einer gewissen Verwirrung wieder zu ihnen zurückkehrend, in einem steten Umsichherumdrehen sich zu erhalten,

[1]) Siehe dazu Ges. Schr. X, S. 79—88.

[2]) Siehe dazu „Brief an Friedrich Nietzsche, ordentlichen Professor der klassischen Philosophie in Basel" in Bd. IX, S. 295—302.

[3]) Ges. Schr. X, S. 82.

welches ihnen dann ihren gebührenden Anteil am ewigen Fortschritte im Allgemeinen zu versichern scheint. Je unbeachteter die hier bezeichneten Saturnalien der Wissenschaft vor sich gehen, desto kühner und unbarmherziger werden dabei die edelsten Opfer abgeschlachtet und auf dem Altar der Skepsis dargebracht."

Er meint, daß dabei „jede Größe" kritisch vernichtet wird, „ja, der ganze Begriff Genie als grundirrtümlich über Bord geworfen werde".[1])

Er verwirft die ganze gegenwärtige Methode der exakten Wissenschaften, da sie die intuitive Erkenntnis verachte, die er vom künstlerischen auf das wissenschaftliche Gebiet ausgedehnt wissen will. Diese Forderung ist sicherlich einseitig.

„Da mit dem Fortschritte der Naturwissenschaften somit alle Geheimnisse des Daseins notwendig der Erkenntnis endlich als in Wahrheit bloß eingebildete Geheimnisse offengelegt werden müssen, kommt es fortan überhaupt nur noch auf Erkennen an, wobei, wie es scheint, das intuitive Erkennen gänzlich ausgeschlossen bleibt, weil dieses schon zu metaphysischen Allotrien veranlassen, nämlich zum Erkennen von Verhältnissen führen könnte, welche der abstrakt wissenschaftlichen Erkenntnis so lange mit Recht vorbehalten bleiben sollen, bis die Logik, unter Anleitung zur Evidenz durch die Chemie, damit in das Reine gekommen ist."[2])

Den Vertretern und Jüngern der Wissenschaft ist er wenig wohlgesinnt, gleich Schopenhauer greift er in ganz einseitiger Verkennung den „Katheder-Professor" an; er behandelt ihn verächtlich, weil dieser über empirischen Realismus nicht hinaus komme.

„Die Anschauung alles dessen, was er denkt, ist ihm meistens von früher Jugend her versagt, und seine Berührung mit der sogenannten Wirklichkeit des Daseins ist ein Tappen ohne Fühlen."

In der Kunst erscheine dem „Goliath des Erkennens immer mehr nur noch ein Rudiment aus einer früheren Erkennensstufe der Menschheit, ungefähr wie der vom tierischen wirklichen Schweife uns verbliebene Schwanzknochen".

---

[1]) Ges. Schr. X, S. 82—83.

[2]) Ebenda X, S. 84.

„Einfluß auf die Kunst übt der Gelehrte aber nur insoweit, als er dabei sein muß, wenn Akademien, Hochschulen und dergleichen gestiftet werden, wo er dann das Seinige redlich dazu beiträgt, keine Produktivität aufkommen zu lassen, weil hiermit leicht Rückfälle in den Inspirationsschwindel überwundener Kulturperioden veranlaßt werden könnten."

„Um auf das Volk zu wirken, bliebe daher von den akademischen Fakultäten nur die der Theologen übrig."[1])

Da Wagner in der modernen Wissenschaft nur ihr Zerrbild sah, so ist es nicht zu verwundern, wenn er auch ihre Resultate in Zweifel zieht.

„Wenn unsere Wissenschaft, der Abgott der modernen Welt, unseren Staatsverfassungen so viel gesunden Menschenverstand zuführen könnte, daß sie zum Beispiel ein Mittel gegen das Verhungern arbeitsloser Mitbürger auszufinden vermöchte, müßten wir sie am Ende im Austausche für die impotent gewordene kirchliche Religion dahin nehmen. Aber sie kann garnichts."[2]) Die tiefsten Erkenntnisse, meint Wagner, seien nur auf dem Wege der Erforschung „jenes verspotteten Gefühls" zu gewinnen.

Aus der Unterschätzung der Wissenschaft entspringt auch Wagners jetzige Stellungnahme gegen die Vivisektion.[3])

Gegen Hegel hegt Wagner, wie nicht anders anzunehmen möglich, durch Schopenhauer beeinflußt, einen Haß, der um so verwundernswürdiger ist, da Wagner, freilich unbewußt, selbst erst als ein Produkt der Hegelianischen Weltanschauung zu betrachten ist.[4])

Was Kant Großes geschaffen — nämlich den subjektiven Idealismus, denn nach Schopenhauers Ansicht ist dies der Haupt-

---

[1]) Ges. Schr. X, S. 85, 86.

[2]) Ebenda X, S. 124.

[3]) Siehe das „Offene Schreiben an Herrn Ernst von Weber", Verfasser der Schrift „Die Folterkammern der Wissenschaft". (Ges. Schr. X, S. 194 bis 210.)

[4]) Sehr richtig hat dies Friedrich Nietzsche in seinem „Fall Wagner" betont, S. 34, 35.

verdienst Kants —, sei von Schiller[1]) „so geistvoll zur Begründung ästhetischer Ansichten über das Schöne benutzt worden.“ Hegels Philosophie habe aber in „den zu abstrakter Meditation so geneigten deutschen Köpfen Verwüstungen angerichtet“ und Kants große Idee habe diesem „wüsten Durcheinander von dialektischen Nichtssäglichkeiten Platz machen müssen“.[2])

Der heutige Franzose würde bei uns nur noch „die merkwürdigen Folgen eines in Berlin seiner Zeit gehegten und auf den Ruhm des Namens der deutschen Philosophie hin zu völliger Weltberühmtheit gebrachten philosophischen Systems finden, welchem es gelang, die Köpfe der Deutschen dermaßen zu dem bloßen Erfassen des Problems der Philosophie unfähig zu machen, daß seitdem gar keine Philosophie zu haben, für die eigentliche rechte Philosophie gilt“.

Die „Erkenntnis“ habe sich vorzüglich retrospektiv auf das Individuum zu erstrecken.

„Uns lehrt der große Kant, das Verlangen nach der Erkenntnis der Welt der Kritik des eigenen Erkenntnis-Vermögens nachzustellen; gelangten wir hierdurch zur vollständigsten Unsicherheit über die Realität der Welt, so lehrte uns dann Schopenhauer durch eine weiter gehende Kritik, nicht mehr unseres Erkenntnis-Vermögens, sondern des aller Erkenntnis in uns vorangehenden eigenen Willens, die untrüglichsten Schlüsse auf das An-sich der Welt zu ziehen. ‚Erkenne dich selbst und du hast die Welt erkannt,‘ — so die Pythia; ‚schau um dich, dies Alles bist du,‘ — so der Brahmane.

Wie gänzlich uns diese Lehren uralter Weisheit abgekommen waren, ersehen wir daraus, daß sie erst nach Jahrtausenden auf dem genialen Umwege Kants uns durch Schopenhauer wieder aufgefunden werden mußten. Denn, blicken wir auf den heutigen

---

[1]) Siehe dazu auch Ges. Schr. IX, S. 65: „Schiller war dagegen ungleich stärker von der Erforschung des der Anschauung gänzlich abliegenden Unterbodens des inneren Bewußtseins angezogen, dieses ‚Dinges an sich‘ der Kantschen Philosophie, deren Studium in der Hauptperiode seiner höheren Entwickelung ihn gänzlich einnahm.“

[2]) Ges. Schr. VIII, S. 251. Über Hegel vergl. VIII, S. 45.

Stand unserer gesamten Wissenschaft und Staatskunst, so finden wir, daß diese, bar jedes wahrhaft religiösen Kernes, sich in einem barbarischen Faseln ergehen, mit welchem sie, durch eine zweitausendjährige Übung darin, dem blöden Auge des Volkes fast ehrwürdig erscheinen mögen." [1])

Im letzten Sinne versteht Wagner unter Erkenntnis, unter „der von uns gemeinten Erkenntnis" [2]) die „Anerkennung einer moralischen Bedeutung der Welt", [3]) die „Erkenntnis des Verfalles der geschichtlichen Menschheit", [4]) und Erkenntnis einer möglichen und notwendigen Regeneration. [5])

Er mißt dem Worte „Erkenntnis" eine besondere ethische Bedeutung zu, und weil er diese in dem Erkennen der modernen Wissenschaften vermißt, nimmt er diesen gegenüber die oben bezeichnete aggressive Haltung ein.

III. Von besonderer Wichtigkeit für diese Periode ist Wagners veränderte Stellung zur Religion.

Der Atheismus der vorigen Periode war mehr ein Resultat äußerer doktrinärer Einflüsse als eines tiefgehenden inneren Erkenntnisprozesses, mehr aufgedrungene Weltanschauung, als aus seinem Gemüt entsprungene.

Die gänzliche Verneinung aller Religion und besonders der ethischen Macht des Christentums barg eine so einseitige Verkennung des Wertes der Religion in sich, daß eine Wandlung der Wagnerschen Weltanschauung in dieser Hinsicht als notwendig erscheinen mußte.

Gleich Feuerbach, dem Wagner die Verwerfung der Religion und die Gründe dafür entnommen hatte, war er beim kritischen Anthropomorphismus als bloßer Erkenntnisthatsache stehen geblieben, ohne dieselbe ethisch zu verwerten.

Vielmehr war er nur dem Trugschlusse der Junghegelianer bedingungslos gefolgt:

---

[1]) Ges. Schr. X, S. 263.

[2]) Ebenda X, S. 255.

[3]) Ebenda X, S. 260.

[4]) Ebenda X, S. 253.

[5]) Vergl. ebenda X, S. 263.

Die vergangene Kulturperiode hat der sittlich notwendigen „reinen Menschlichkeit“ entbehrt, sie basierte auf religiöser, besonders christlicher Weltanschauung: folglich sind Religion und Christentum nur Hemmnisse der Entfaltung der freien Menschlichkeit und demnach hat das postulierte Weltalter der Zukunft Gott und Christentum abzuthun.

Durch Schopenhauer wird Wagner jetzt der Religion wieder näher gebracht, er lernt ihre psychisch-soziale, speziell im Christentume ihre ethische Notwendigkeit erkennen.

In der ersten Hauptperiode seines Lebens hatten wir bei Wagner eine dualistische christliche Weltanschauung konstatiert. Unter dem Einflusse der kritischen Philosophie der Junghegelianer, besonders Feuerbachs, war Wagner zu der Erkenntnis gelangt und dabei stehen geblieben, daß alle Religion nur menschliche Abstraktion und Fiktion sei. Nun gelangt er zu der Einsicht, jene Vorstellungen als psychisch und ethisch notwendig gelten zu lassen.

Was er durch philosophische Kritik verloren hatte, führte er als soziales Postulat wieder ein.

Sein Verhältnis zur Religion bleibt bei der Erkenntnisthatsache des Anthropomorphismus stehen, daß alles Göttliche nur anthropologische Fiktion sei;[1]) eine wirkliche, kritiklose Gläubigkeit an Offenbarung u. s. w. vermag er nicht wieder zu gewinnen.

Allein er würdigt die eminente Bedeutung der Religion als allegorische Einkleidung metaphysischer Vorstellungen und ethischer Wahrheiten, als Erfordernis für das Gemüt, welches er jetzt als wesentlichste physische Kraft betont.[2]) Die Religion, wie sie sich

---

[1]) „Von dem Götterglauben der Griechen ließe sich sagen, daß er, der künstlerischen Anlagen des Hellenen zu Liebe, immer an den Anthropomorphismus gebunden sich gehalten habe. — — Es war dann auch die Gestalt des Göttlichen in anthropomorphistischer Weise von selbst gegeben: es war der zu qualvollem Leiden am Kreuze ausgespannte Leib des höchsten Inbegriffes aller mitleidvollen Liebe selbst.“ (Ges. Schr. X, S. 215.)

[2]) „Die tiefste Erkenntnis läßt uns begreifen, daß im eigenen inneren Grunde des Gemütes, nicht aber aus der nur von außen uns vorgestellten Welt, die wahre Beruhigung uns kommen kann: unsere Wahrnehmungsorgane für die äußere Welt sind nur zur Auffindung der Mittel der Befriedigung für das Bedürfnis des dieser Welt gegenüber eben sich so vereinzelt und

in Zeit und Raum als Kirche darstellt, gilt Wagner als geschichtliche Notwendigkeit,[1]) und er fordert ihre Erhaltung, ganz wie Schopenhauer sagt: „Religionen sind dem Volke notwendig und sind ihm eine unschätzbare Wohlthat.“ (W. a. W. u. V. II 185.)

Das Religiöse ist psychische Thatsache: es hat seine Wurzel im „weltflüchtigen Gemüt“. Die Religion „lebt nur da, wo sie ihren ursprünglichen Quell und einzig richtigen Sitz hat, im tiefsten, heiligsten Innern des Individuums, da, wohin nie ein Streit der Rationalisten und Supranaturalisten,[2]) noch des Klerus und des Staates gelangte; denn, dieses eben ist das Wesen der wahren Religion, daß sie, dem täuschenden Tagesscheine der Welt ab, in der Nacht des tiefsten Innern des menschlichen Gemütes als anderes, von der Weltsonne gänzlich verschiedenes, nur aus dieser Tiefe aber wahrnehmbares Licht leuchtet.“[3])

Wagner faßt die Religion in ihrer wesentlichen Bedeutung als ein Quietiv des Willens auf, er findet in ihr einzig die Macht, welche der Allgemeinheit, als ein Wahn, das giebt, was den höher stehenden Geistern durch philosophische Erkenntnis kommt: die Umkehr des blinden, rasenden Willens, des Egoismus.

„Das religiöse Dogma stellt die andere, bisher unerkannte Welt dar, und zwar mit solch unfehlbarer Sicherheit und Bestimmtheit, daß der Religiöse, dem sie aufgegangen ist, hierüber in die unerschütterlichste, tiefbeseligendste Ruhe gerät.“ „Das Wundervolle und ganz Unvergleichliche des religiösen Dogmas besteht darin, daß das, was auf dem Wege des Nachdenkens durch die richtigste philoso-

---

bedürftig vorkommenden Individuums bestimmt; unmöglich können wir mit denselben Organen den Grund der Einheit aller Wesen erkennen, sondern dies gestaltet sich uns einzig durch das neue Erkenntnisvermögen, welches uns plötzlich wie durch Gnade erweckt wird, sobald die Eitelkeit der Welt sich uns selbst auf irgend welchem Wege zum innigen Bewußtsein bringt.“ (Ges. Schr. VIII, S. 25.)

[1]) Siehe Ges. Schr. X, S. 223—224.

[2]) Schopenhauer behandelt den Streit zwischen Rationalismus und Supranaturalismus in Parerga u. Paralip. II, S. 415—418, und W. a. W. II, S. 184.

[3]) Ges. Schr. VIII, S. 25.

phische Erkenntnis[1]) nur in negativer Form gefaßt werden kann, in ihm sich in positiver Form darstellt.[2])

„Ihr innerster Kern ist Verneinung der Welt, d. h. Erkenntnis der Welt als eines nur auf einer Täuschung beruhenden, flüchtigen und traumartigen Zustandes, sowie erstrebte Erlösung aus ihr, vorbereitet durch Entsagung, erreicht durch den Glauben.“ „Der religiösen Vorstellung geht die Wahrheit auf, es müsse eine andere Welt geben, als diese, weil in ihr der unerlöschliche Glückseligkeitstrieb nicht zu stillen ist, dieser Trieb somit eine andere Welt zu seiner Erlösung fordert.“[3])

In der vorangegangenen Periode hatte Wagner diesen Glückseligkeitstrieb als sittlich-natürlichen Lebenstrieb erfaßt, für dessen Stillung optimistisch ein goldenes Zeitalter gefordert und das Christentum als diesen Trieb mit Trug und Lüge verhindernd verworfen, jetzt bei der Umkehr in pessimistischen Mystizismus erkennt er diesen Trieb als den krassen, brutalen Willen des Egoismus und setzt nun konsequent die Religion, da sie diesen Willen zur Umkehr zwingt, wieder auf das Piedestal der Verehrung.

Von den vorhandenen Religionen gelten ihm daher der „Brahmanismus mit dem aus ihm sich loslösenden Buddhaismus und Christentum, als die beiden erhabensten Religionen“, denn sie „lehren Abwendung von dem Strome der Welt und ihren Leidenschaften, womit sie dem Strome der Weltbewegung sich geradeswegs entgegenstemmen, ohne in Wahrheit ihn aufhalten zu können“.[4])

Für die christliche Religion insbesondere fordert Wagner die Loslösung von dem alten Testament; das Christentum als ein Ergebnis alttestamentarischen Judentums hinstellen zu wollen, sei eine völlige Verkehrung des hohen Wesens des Christentums, letzterem liege das sittliche Ideal der Weltentsagung zu Grunde, ersterem der Gedanke an eine herrsch- und gewinnsüchtige Weltmacht.

---

[1]) Nämlich Schopenhauer-Wagnerscher Buddhismus!
[2]) Ges. Schr. VIII, S. 22.
[3]) Ebenda VIII, S. 20.
[4]) Ebenda X, S. 223.

Der jüdische Stammgott Jehovah, der Gott des Schreckens, sei anderen Charakters gewesen als der christliche „Alldulder“.[1])

Durch die Vereinigung christlicher und jüdischer Elemente sei das Christentum in seinem Wesen verdorben und dadurch eine entsittlichende Kultur gezeitigt worden.

Wagner führt wieder die christliche Symbolik[2]) ein, um schließlich in einer religiösen Mystik zu enden: „Da diese Welt des Bedürfnisses und des Wechsels der Quell unserer Unseligkeit ist, muß daher jene andere Welt der Erlösung von dieser Welt genau so verschieden sein, als diejenige Erkenntnisart, durch welche wir sie erkennen sollen, verschieden von derjenigen sein muß, welcher einzig diese täuschende leidenvolle Welt sich darstellt.“[3])

Die jenseitige, überirdische Welt ist unserer Vorstellung gänzlich fremd, da sie außer den Formen dieser Vorstellung „Raum und Zeit“ liegt.

Diese Welt, das überirdische Sein, ist

„Das dunkel
nächt'ge Land,
Daraus die Mutter
einst mich sandt.“[4])

---

[1]) Siehe dazu Ges. Schr. X, S. 230—232.

[2]) Cfr. Abendmahlsfeier im „Parsifal“.

[3]) Ebenda VIII, S. 20—21.

[4]) Ebenda VII, S. 55 (Tristan):

„es ist das dunkel nächt'ge Land,
daraus die Mutter einst mich sandt',
als, den im Tode sie empfangen,
im Tod' sie ließ zum Licht gelangen.
Was, da sie mich gebar,
ihr Liebesberge war,
das Wunderreich der Nacht,
aus der ich einst erwacht, —
das bietet dir Tristan,
dahin geht er voran.“

und ferner:

„Dem Licht des Tages wollt' ich entflieh'n,
dorthin in die Nacht dich mit mir zieh'n,

Das ist das „Nirwana."[1])

In dieser letzten Periode kehrt in der Wagnerschen Dichtung das Gebet wieder, und zwar im „Parsifal". Im „Tristan" betet noch keiner, weder Brangäne, noch Marke.

Im „Parsifal", der sich ganz und gar im symbolischen Mystizismus bewegt, wird viel gebetet: Amfortas, die Knappen u. s. w., Parsifal und Gurnemanz senken sich in großer Inbrunst auf die Kniee und falten die Hände.

Ein formuliertes Gebet aber hat Wagner nicht wieder geschrieben, das „Rienzi"-Gebet war mit der alten Weltanschauung verklungen, Wagner selbst betet nicht mehr in seinen Dichtungen — er läßt nur beten.

§ 8. Ethik.

Der Einfluß Schopenhauers zeigt sich in der Gestaltung der ethischen Prinzipien des Künstlers am bestimmtesten.

---

wo der Täuschung Ende mein Herz mir verhieß,
wo des Trugs geahnter Wahn zerrinne:
Dort dir zu trinken ew'ge Minne,
Mit mir — dich im Verein wollt' ich dem Tode weihn."

„In des Tages eitlem Wähnen
bleibt ihm ein einzig Sehnen,
das Sehnen hin zur heil'gen Nacht,
wo ur-ewig, einzig wahr
Liebes-Wonne ihm lacht — —
O sink' hernieder, Nacht der Liebe,
gieb Vergessen, daß ich lebe;
nimm mich auf in deinen Schoß,
Löse von der Welt mich los!"

„So starben wir um ungetrennt,
ewig einig, ohne End',
ohn' Erwachen, ohne Bangen,
namenlos in Lieb' umfangen,
ganz uns selbst gegeben,
der Liebe nur zu leben."

(Ges. Schr. VII, S. 40—48.)

[1]) Siehe darüber Liszt II, 83.

Der von Schopenhauer empfangene Pessimismus traf, wie wir im vorhergehenden Paragraphen erkannt haben, vor allem die eudämonistische Weltauffassung Wagners, aus der Umwandlung des früheren Optimismus in Pessimismus bestimmen sich nun alle einzelnen Momente der jetzigen Wagnerschen Ethik in konsequenter Weise.

Hatte Wagner in der vorangegangenen Periode geglaubt, daß die Erde zur Beglückung „Aller" in überreicher, verschwenderischer Fülle ausgestattet sei, so folgte als ethische Konsequenz die höchste Bethätigung des unwillkürlichen Lebens- und Glückseligkeitstriebes.

Nun erkannte er das Wesen der Welt als Täuschung, Trug, Leiden, — infolge davon stellt er das völlig entgegengesetzte ethische Postulat auf: Entsagung, Askese. Dort war das höchste ethische Prinzip: „Bejahung des Willens zum Leben", hier wird es „Verneinung des Willens zum Leben".

Außerdem wirkte der prinzipielle Unterschied zwischen der Junghegelschen und Schopenhauerschen Weltanschauung, der sich hierbei am schroffsten kundgiebt, auf die Gestaltung der Wagnerschen Ethik noch insofern grundbestimmend ein, als der Gegensatz zwischen dem vorangegangenen Universalismus und dem nunmehrigen Individualismus auch das ethische Problem nach dieser Richtung modifiziert: dort wurde aus allgemeinen Grundsätzen die Individualität schablonisiert, „Allen" eine natürliche wie postulierte Gleichheit zugesprochen, hier wird bei der Hervorkehrung des subjektiven Elementes der Unterschied der Individualitäten zur Klippe, an dem alle „Gleichheit" nebst den damit zusammenhängenden ethischen Postulaten rettungslos scheitert.

Die Junghegelianer priesen die Gemeinsamkeit, die Gattung; das ethische Gesetz lautete demnach: Erkenne das Wesentliche, das Notwendige der Gemeinsamkeit, — bei Schopenhauer waltet nur das „Subjekt" und nichts außer ihm, daher geht das ethische Grundgesetz aus von dem Satze: „Erkenne dich selbst."

Aus der Betonung des Unterschiedes der Einzelindividuen untereinander folgt sogleich eine Wertabschätzung und Sonderung derselben je nach dem Maße des Erkenntnisvermögens und somit eine Trennung in intellektuell wie ethisch höher- und niedrigerstehende.

Damit war das utopische Ideal der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit des Zukunftsreiches vernichtet und ein Aristokratismus geschaffen, der sich bei Wagner über die ethischen Anschauungen bis auf die politischen und künstlerischen ausdehnt.

Der Begriff „Volk" ist nunmehr aus der Wagnerschen Ethik geschwunden, es giebt nur noch eine unfähige „Masse". Dafür tauchen aus ihr sich hocherhebend die seltenen, wundervollen, erleuchteten Einzelpersönlichkeiten empor: Die „Helden"; die „Heiligen", welche Schopenhauer glorifiziert, erhalten jetzt auch bei Wagner, in dessen Junghegelscher Periode sie Absurda gewesen wären, ihren leuchtenden Schein.

Wagner proklamiert die Schopenhauersche Philosophie als das einzig mögliche Fundament einer Ethik:

„Zur Anleitung für ein selbständiges Beschreiten der Wege wahrer Hoffnung kann nach dem Stande unserer jetzigen Bildung nichts anderes empfohlen werden, als die Schopenhauersche Philosophie in jeder Beziehung zur Grundlage aller ferneren geistigen und sittlichen Kultur zu machen; und an nichts anderem haben wir zu arbeiten, als auf jedem Gebiete des Lebens die Notwendigkeit hiervon zur Geltung zu bringen."[1])

Die praktische Verwertung der Schopenhauerschen Ethik, die Wagner betont, sowie der Ausdruck: „Eine *weise* Benutzung der Schopenhauerschen Philosophie", den Wagner anderen Orts gebraucht, deutet sogleich offenbar darauf hin, daß Wagner zu der Schopenhauerschen Philosophie einen selbständigen Standpunkt einnehmen will und auch in der That einnimmt.

Auf grund des unbedingten Schopenhauerschen Subjektivismus, der „greisenhaften Moral"[2]) seines Pessimismus ist eine positive Ethik unmöglich.[3])

Vor allem konnte eine so expansiv angelegte Natur, wie Wagner, sich nicht in dem blinden Glauben an Schopenhauers Sonderlingsgedanken begraben.

---

[1]) Ges. Schr. X, S. 257.

[2]) Siehe S. 356 dieses Bandes.

[3]) Siehe Ueberweg-Heinze III, S. 369 und 383.

Wagner nimmt die Lehren Schopenhauers, die vom „Willen“ und vom „Leiden“ auf, um sie als Erkenntnisthatsachen zur Grundlage sittlicher Weltneuerung zu verwerten.

Das individuelle Prinzip, über welches Schopenhauer nicht hinauskommt, erweitert Wagner zu dem der Allgemeinheit und ergänzt somit die Schopenhauersche Ethik nach der universellen Seite hin.

Dies zeigt seine Haltung gegenüber dem „Pessimismus“. Er wendet sich gegen den „absoluten Pessimismus“[1]) und meint: „Es bleibt bis zum Erschrecken verwunderlich, die Ergebnisse einer Philosophie, welche sich auf eine vollkommenste Ethik stützt, als hoffnungslos empfunden zu sehen; woraus denn hervorgeht, daß wir hoffnungsvoll sein wollen, ohne uns einer wahren Sittlichkeit bewußt sein zu müssen.“[2])

I. In Übereinstimmung mit Schopenhauer basiert die Ethik Wagners in dieser Periode auf der „Lehre vom Willen“, — dieser ist jetzt nicht mehr der heitere, „hellenische Lebenstrieb“, sondern der blinde, brutale Trieb des Egoismus, welcher „von Zerstörung zur Neubildung hin, alle Möglichkeiten seiner Befriedigung durchstrebend, als sein Werk diese Welt uns hinstellt, mit der Hervorbringung dieses Menschen an seinem Ziele angelangt war, da in ihm er seiner sich als Wille selbst bewußt ward, als welcher er nun, sich und sein Wesen erkennend, über sich selbst entscheiden konnte. Den zur Herbeiführung seiner letzten Erlösung notwendigen Schrecken über sich selbst zu empfinden, wurde dieser Mensch durch eben jene ihm ermöglichte Erkenntnis, nämlich durch das Sichwiedererkennen in allen Erscheinungen des gleichen Willens, befähigt, und die Anleitung zur Ausbildung dieser Befähigung gab ihm das, nur ihm in dem hierzu nötigen Grade empfindbare, Leiden. Solange wir dagegen das Werk des Willens, das wir selbst sind, zu vollziehen haben, sind wir in Wahrheit auf den Geist der Verneinung angewiesen, nämlich der Verneinung des eigenen Willens selbst, welcher, als blind und nur begehrend, sich deutlich wahrnehmbar nur in dem Unwillen

---

[1]) Ges. Schr. X, S. 242.

[2]) Ebenda X, S 257.

gegen das kund giebt, was ihm als Hindernis oder Unbefriedigung widerwärtig ist. Da er aber doch selbst wiederum allein nur dieses sich Entgegenstrebende ist, so drückt sein Wüten nichts anderes als seine Selbstverneinung aus, und hierüber zur Selbstbestimmung zu gelangen darf endlich nur das dem Leiden entkeimende Mitleiden ermöglichen, welches dann als Aufhebung des Willens die Negation einer Negation ausdrückt, die wir nach den Regeln der Logik als Affirmation verstehen."[1])

II. Dieser Drang, der das Leben bewirkt und im Menschen zum blinden Egoismus wird, kann also im Leben sich nie völlig befriedigen, daher wird das Leben zum Leiden. Durch die Erkenntnis des Leidens des Nächsten, welche durch die wundersame Macht des Mit- oder, deutlicher, Zusammen-Leidens bewirkt wird, löst sich nun der Egoismus des Menschen in den Altruismus auf.

Das „Mitleiden" ist somit nichts anderes, als die „Liebe" der vorigen Periode, ins Pessimistische übersetzt. „Wenn uns die Lieblosigkeit der Welt als ihr Leiden verständlich würde: so würde das hierdurch erweckte Mitleiden dann so viel heißen, als den Ursachen jenes Leidens der Welt, sonach dem Begehren der Leidenschaften, erkenntnisvoll sich zu entziehen, um das Leiden des Anderen selbst mindern und ablenken zu können. Wie aber dem natürlichen Menschen die hierzu nötige Erkenntnis erwecken, da das zunächst unverständlichste ihm der Nebenmensch selbst ist? Unmöglich kann hier durch Gebote eine Erkenntnis herbeigeführt werden, die dem natürlichen Menschen nur durch eine richtige Anleitung zum Verständnisse der natürlichen Herkunft alles Lebenden erweckt werden kann. —

Hier vermag, unseres Erachtens am sichersten, ja fast einzig, eine weise Benutzung der Schopenhauerschen Philosophie zu einem Verständnisse anzuleiten, deren Ergebnis, allen früheren philosophischen Systemen zur Beschämung, die Anerkennung einer moralischen Bedeutung der Welt ist, wie sie, als Krone aller Erkenntnis, aus Schopenhauers Ethik praktisch zu verwerten wäre. Nur die dem Mitleiden entkeimte und im Mitleiden bis zur vollen

[1]) Ges. Schr. X, S. 244—245.

Brechung des Eigenwillens sich bethätigende Liebe, ist die erlösende christliche Liebe, in welcher Glaube und Hoffnung ganz von selbst eingeschlossen sind —, der Glaube als untrüglich sicheres und durch göttliches Vorbild bestätigtes Bewußtsein von jener moralischen Bedeutung der Welt, die Hoffnung als das beseligende Wissen der Unmöglichkeit einer Täuschung dieses Bewußtseins."[1])

Wie ehedem die „Liebe" als metaphysische Thatsache hingenommen wurde, so jetzt auch das „Mitleiden": welches jedoch nicht als Mitleid im gewöhnlichen Sinne zu verstehen ist, sondern als Bewußtsein von dem Zusammenleiden Aller.

Ganz wie bei Schopenhauer wird dieses „Mitleid" zum metaphysischen Axiom erhoben, indem das Bewußtsein hiervon auf dem Bewußtsein von dem Zusammenhange des Subjektes mit der Außenwelt beruhe, welch' letztere in der Einheit alles Willens mit dem Weltwillen liegt: daher schließt sich Wagner, dessen sinnvolle Liebe zu der Tierwelt von Anfang an ein besonderer Charakterzug von ihm war,[2]) auch ganz und gar dem von Schopenhauer geforderten Mitleide gegen die Tiere an, indem er der Begründung seines Philosophen hierin rückhaltlos folgt:

„Als es menschlicher Weisheit dereinst aufging, daß in dem Tiere das Gleiche atme was im Menschen, dünkte es bereits zu spät, den Fluch von uns abzuwenden, den wir, den reißenden Tieren selbst uns gleichstellend, durch den Genuß animalischer Nahrung auf uns geladen zu haben schienen: Krankheit und Elend aller Art, den wir von bloß vegetabilischer Frucht sich nährende Menschen nicht ausgesetzt sahen. Auch die hierdurch gewonnene Einsicht führte zu dem Innewerden einer tiefen Verschuldung unseres weltlichen Daseins: sie bestimmte die ganz von ihr Durchdrungenen zur Abwendung von allem die Leidenschaften Aufreizenden durch freiwillige Armut und voll-

[1]) Ges. Schr. X, S. 260.

[2]) Man vergleiche in der Novelle „Ein Ende in Paris" I (S. 114—136) die Schilderung von der Treue des Hundes, welcher den armen Musiker begleitet (Wagner selbst kam mittellos, aber mit einem großen Neufundländer von Riga nach Paris). Vergleiche ferner die Stelle im Briefe an Uhlig (S. 81) vom Tode seines Papageis, seines spiritus familiaris u. s. w. (Liszt I, S. 115).

ständige Enthaltung von animalischer Nahrung. Diesen Weisen enthüllte sich das Geheimnis der Welt als eine ruhelose Bewegung der Zerrissenheit, welche nur durch das Mitleid zur ruhenden Einheit geheilt werden könne. Das einzig ihn bestimmende Mitleid mit jedem atmenden Wesen erlöste den Weisen von dem rastlosen Wechsel aller leidenden Existenzen, die er selbst bis zu seiner letzten Befreiung leidend zu durchleben hatte. So ward der Mitleidslose um seines Leidens willen von ihm beklagt, am innigsten aber das Tier, das er leiden sah, ohne es der Erlösung durch Mitleid fähig zu wissen."[1])

Das „Mitleid" nun wird als die einzig wahre Grundlage aller wahren Sittlichkeit erkannt.[2])

III. Wagners ethisches Postulat spaltet sich nun auf grund der Notwendigkeit von der Erkenntnis des Leidens in zwei Forderungen: in eine subjektive und eine universelle.

Die höchste persönliche That ist die „Verneinung" oder die „Umkehr des Willens zum Leben", die freiwillige Askese, welche die „Weisen", „die Heiligen" üben, welche das Wesen der Welt erkannt und in der Vernichtung des Individualwillens sich zur heiteren Ruhe dieses Quietivs aufgeschwungen haben.

Die buddhistischen „Heiligen", sowie Franz von Assisi werden um dieseswillen von Wagner als besonders verehrungswürdig bezeichnet.[3])

„Für unsere Absicht ist es nämlich nun wichtig, den Helden wiederum da aufzusuchen, wo er gegen die Verderbnis seines Stammes, seiner Sitte, seiner Ehre, mit Entsetzen sich aufrafft, um, durch eine wunderbare Umkehr seines mißleiteten Willens, sich im *Heiligen* als göttlichen Helden wiederzufinden.

---

[1]) Ges. Schr. X, S. 201.

[2]) „In unseren Zeiten bedurfte es der Belehrung durch einen alles Unechte und Vorgebliche mit schrofffster Schonungslosigkeit bekämpfenden Philosophen, um das in der tiefsten Natur des menschlichen Willens begründete *Mitleid* als die einzige wahre Grundlage aller Sittlichkeit nachzuweisen." (Ges. Schr. X, S. 196.)

[3]) Vergl. Ges. Schr. X, S. 34, und die Verse, die Wagner unter ein Bild des heiligen Franz von Assisi für Liszt schrieb, mitgeteilt von Glasenapp, Encykl. I, S. 189.

Es war ein wichtiger Zug der christlichen Kirche, daß nur vollkommen gesunde und kräftige Individuen zu dem Gelübde gänzlicher Weltentsagung zugelassen wurden, jede leibliche Schwäche oder gar Verstümmelung aber dazu untüchtig machte.[1])

Insoweit deckt sich die Wagnersche Ethik noch gänzlich mit der Schopenhauerschen. Wagner jedoch bleibt bei dieser individualistischen Lösung nicht stehen, er will auf der Grundlage der Theorie von der Verneinung des Willens zum Leben und der Mitleidslehre das Postulat einer allgemeinen Sittlichkeit und Weltveredelung erheben:

„Diese Erkenntnis dürfte uns, im Geiste unseres glaubenslosen Jahrhunderts, am sichersten dazu anleiten, unser Verhältnis zu den Tieren in einem unfehlbar richtigen Sinne zu würdigen, da wir vielleicht nur auf diesem Wege wieder zu einer wahrhaften Religion, zu der, vom Erlöser uns gelehrten und durch sein Beispiel bekräftigten, der Menschenliebe gelangen möchten.“[2])

Das „Mitleid“ wird, wie ehedem die „Liebe“, zum gemeinsamen, welterlösenden Prinzip.

Als Konsequenz der pessimistischen Weltanschauung soll nicht eine individuelle Weltflucht gelten, sondern eine gemeinsame sittliche Erhebung über die Welt des blinden Willensegoismus. So kehrt vertieft und modifiziert die Lehre von der Liebe in ihrer universellen Bedeutung wieder, aber was früher die bloß äußerliche Bethätigung eines natürlichen Triebes war, erscheint hier mit dem wichtigen Zusatze der Forderung einer Selbstvertiefung, individueller sittlicher Erkenntnis. Wagner meint, der Schopenhauersche Pessimismus sei in seiner Konsequenz kein hoffnungsloser, wer ihn hoffnungslos nenne, sei nur wahrer Sittlichkeit unbewußt.[3])

So schimmert denn ein gemäßigter und veredelter Optimismus bei Wagner wieder auf, indem er für eine neue „geistige und sittliche Kultur“ eintritt, die erzielt werden soll durch Selbsterkenntnis und sittliche Selbstverneinung der Welt:

„Daß auf der hiermit ausgedrückten Verderbtheit der Herzen

---

[1]) Ges. Schr. X, S. 279 u. f.

[2]) Ebenda, S. 203—204.

[3]) Ebenda, S. 257.

Schopenhauers unerbittliche Verwerfung der Welt, wie diese eben als geschichtlich erkennbar sich einzig uns darstellt, beruht, erschreckt nun diejenigen, welche die gerade von Schopenhauer einzig deutlich bezeichneten Wege der Umkehr des mißleiteten Willens zu erkennen sich nicht bemühen. Diese Wege, welche sehr wohl zu einer Hoffnung führen können, sind aber von unserem Philosophen, in einem mit den erhabensten Religionen übereinstimmenden Sinne, klar und bestimmt gewiesen worden, und es ist nicht seine Schuld, wenn ihn die richtige Darstellung der Welt, wie sie ihm einzig vorlag, so ausschließlich beschäftigen mußte, daß er jene Wege wirklich aufzufinden und zu betreten uns selbst zu überlassen genötigt war; denn sie lassen sich nicht wandeln als auf eigenen Füßen."

IV. Wagners Folgerungen und praktische Forderungen aus Schopenhauer gehen nun dahin, auf grund der Ethik des Mitleidens die im blinden Egoismus sich zerfleischende Welt zu einer Reorganisation durch das zum Bewußtsein des Gesammtleidens gebrachte Gemüt auf eine sittlich höhere Stufe zu stellen.

Wir hatten bereits gesehen, daß Wagner früher die moderne Zivilisation als auf Willkür und Egoismus gegründet ansah und verwarf. Dieser Gedanke ist auch in der jetzigen Periode beibehalten. Wagner hält die gegenwärtige Zivilisation nur auf das Wüten des habsüchtigen, raubtiermäßigen Willens, auf Krieg, Wucher, kapitalistische Ausbeutung begründet und fordert im Gegensatze zu dieser Zivilisation, die er durch den Einfluß semitischen Utilitarismus[1]) korrumpiert sich vorstellt, eine „Kultur",[2]) in welcher edle Menschlichkeit herrschen solle.

Den Verfall der geschichtlichen Menschheit datiert er weit zurück, er glaubt, wie schon bemerkt, jetzt statt an eine allmählich fortschreitende Entwickelung — eine solche Auffassung nennt er „seichten Optimismus"[3]) — an eine Degeneration der Menschheit, seitdem sie in die uns bekannte Geschichte getreten sei. Der Mensch sei, durch

---

[1]) Siehe dazu Ges. Schr. VIII, S. 259 u. s. w. Vergl. d. A. „Juden" u. s. w. im „Wagner-Lexikon".

[2]) Ges. Schr. X, S. 234.

[3]) Ebenda X, S. 256.

seine Entfremdung von ursprünglich natürlicher Milde und Reinheit, nach und nach durch Kriege und besonders durch Mord der Tiere und Fleischnahrung ethisch degeneriert, als Resultat davon erscheint unsere entgöttlichte und entsittlichte Gegenwart der „Kriegszivilisation".

Mitleiden mit den Tieren und vegetabilische Lebensweise sei ein Hauptfaktor zur Gewinnung einer neuen Kultur. Wagner postuliert einen Sozialismus, der Tierschutz und Vegetarismus zu sittlichen Grundsätzen macht:

„Gehen wir den Erfolgen des geschichtlich sich dokumentierenden Menschengeschlechtes jetzt etwas näher nach, so können wir nicht umhin, die jammervolle Gebrechlichkeit desselben uns nur aus einem Wahne zu erklären, in welchem etwa das reißende Tier befangen sein muß, wenn es sich, endlich selbst nicht mehr vom Hunger dazu getrieben, sondern aus bloßer Freude an seiner wütenden Kraft, auf Beute stürzt. Wenn die Physiologen noch darüber uneinig sind, ob der Mensch von der Natur ausschließlich auf Fruchtnahrung oder auf Fleischatzung angewiesen sei, so zeigt uns die Geschichte, von ihrem ersten Aufdämmern an, den Menschen bereits als in stetem Fortschritte sich ausbildendes Raubtier. Dieses erobert die Länder, unterjocht die fruchtgenährten Geschlechter, gründet durch Unterjochung anderer Unterjochten große Reiche, bildet Staaten und richtet Zivilisationen ein, um seinen Raub in Ruhe zu genießen."[3])

War in der vorangegangenen Periode Wagners Ideal der „schöne und starke" Mensch und war dies Ideal auf eine Begeisterung für das Griechentum aufgebaut, so modifiziert sich dies Ideal jetzt in der Weise: es verlangt den schönen und sanften Menschen; statt der Antike tritt das indische, spezifisch-buddhistische Bild „sanfter Menschlichkeit" auf.[4])

Und wie er einst von Griechenland ein Idealbild entworfen, so entwirft er jetzt eines „von den, durch ihre sanfte Religion beruhigten und glückseligen Indern": „den Bedürfnissen des Lebens kam dort eine

---

[1]) Ges. Schr. X, S. 240.

[2]) Siehe das offene Rundschreiben an Herrn von Weber u. s. w., Bd. X.

[3]) Ges. Schr. X, S. 225.

[4]) Cfr. ebenda X, S. 226—227.

üppig hervorbringende Natur mit williger Darbietung entgegen; Beschauung und ernste Betrachtung durfte die nun sorglos sich Nährenden zu tiefem Nachsinnen über eine Welt hinleiten, in welcher sie jetzt Bedrängnis, Sorge, Nötigung zu harter Arbeit, ja zu Streit und Kampf um Besitz kennen gelernt hatten. Dem jetzt sich als wiedergeboren empfindenden Brahmanen durfte der Krieger als Beschützer der äußeren Ruhe notwendig und deshalb mitleidenswert erscheinen; der Jäger ward ihm aber entsetzlich, und der Schlächter des befreundeten Haustieres ganz undenklich. Diesem Volke entwuchsen keine Eberhauer aus dem Zahngebisse, und doch blieb es mutiger, als irgend ein Volk der Erde, denn es ertrug von seinen späteren Peinigern jede Qual und Todesart standhaft für die Reinheit seines milden Glaubens, von welchem nie ein Brahmane oder Buddhist, etwa aus Furcht oder für Gewinn, wie dies von Bekennern jeder andern Religion geschah, sich abwendig machen ließ."

Als besonderes Beispiel dieses standhaften sittlichen Mutes der Inder erwähnt Wagner, daß, als durch englischen Spekulationswucher in Indien eine entsetzliche Hungersnot ausgebrochen sei, drei Millionen Eingeborener derselben zum Opfer gefallen seien, weil diese lieber verhungern, als ihre religiösen Sitten verleugnen und ihre Haustiere schlachten wollten.[1])

Auf Grundlage einer neuen Weltanschauung, die sich auf das des Leidens bewußte Gemüt als ethisches Erkenntnismittel stützen soll, glaubt Wagner, daß die „Regeneration der Menschheit" bewirkt werden könne.

Er verwirft damit den „absoluten Pessimismus"[2]) und setzt an dessen Stelle die Erlösung durch Resignation[3]) und Mitleiden angesichts der Erkenntnis von dem leidensvollen Welträtsel.

Der entsittlichten, rohen gegenwärtigen Zivilisation setzt er das Postulat einer arischen Kultur entgegen; diese regenerative Wiedergeburt sei in dem jetzigen Weltalter nur möglich durch wahre christliche Gemüts-Religiosität und durch den „deutschen Geist", dem

---

[1]) Ges. Schr. X, S. 225.

[2]) Siehe dazu Ges. Schr. X, S. 242, 245—246, 253.

[3]) Siehe ebenda VIII, S. 21.

reinen von semitischer Unmoral losgelösten inneren Wesen der germanischen Nation. Was er unter deutsch verstanden wissen will, werden wir in folgendem Paragraphen zu beleuchten haben.

§ 9. Politische Anschauungen.

Ließ die Philosophie der Junghegelschen Schule sich durch politische Zeitströmungen beeinflussen, so stand Schopenhauer der Politik fern.

Die universalistische Tendenz, die Zukunftsprobleme jener wiesen unmittelbar auf die Verquickung philosophischer Doktrinen mit politischen hin, der sublime Individualismus des letzteren wehrte schon aus inneren Gründen jede Hereinziehung socialpolitischer zeitgeschichtlicher Fragen, die in der Politik ihre Lösung erwarten, von Anfang an ab.

Bei den ungeratenen Kindern Hegels war alles im frischen, fröhlichen Flusse der Entwickelung, bei dem Frankfurter Brahminen brennt die Sonne ewigen Mittag; dort war dies Befassen mit politischen Ideen unmittelbar geboten, hier abgethan.[1])

Der Einfluß, den Schopenhauer über Wagner gewann, machte sich in der Weltanschauung des Künstlers sofort in dem Aufgeben der bisherigen Revolutions-Ideologie bemerkbar.

Wagner bekehrt sich nun in natürlicher Konsequenz der Schopen-

[1]) Alfred Meißner zieht in seiner „Geschichte meines Lebens" in dieser Hinsicht eine anmutige Parallele zwischen Feuerbach und Schopenhauer: „Feuerbach war ein Republikaner und keiner von den gelinden. Vor dem ‚rothen Gespenste' hatte er keine Furcht. — — Während wir im ‚Pfau' saßen, saß Arthur Schopenhauer nach eingenommenem feinen Diner im Englischen Hofe, ein alter Mann, glatt rasiert, unter jungen Offizieren und Aristokraten, die er wegen ihrer reaktionären Gesinnung hochverehrte und die schlechte Witze über ihn machten. Merkwürdig ist es mir heute, daß ich damals, während so vieler Abende, Feuerbach nie Schopenhauers erwähnen gehört habe, der doch bereits seine Lehre mit allen Konsequenzen in seinen Büchern niedergelegt hatte, und nur einige Häuser fern saß. — Feuerbach lehrte eine Philosophie, die einen ganz konkreten, unmittelbaren Anteil am Leben, dessen Wünschen und Bedürfnissen hatte; was konnte ihm der aus Indien nach Deutschland importierte, der erneuerte Buddhismus sein?"

hauerschen Belehrung fast zum Gegenteil seiner früheren politischen Anschauungen: er verwirft mit harten Worten jene Demokratie, auf die er bisher sanguinische Hoffnungen gesetzt hatte, er bekennt sich jetzt ganz im Gegensatz zu seiner früheren Ansicht zu einem Aristokratismus, der dem Adel eine hohe Stellung und ideale Existenzberechtigung in der Gesellschaft einräumt, er fordert die Monarchie als vorzüglichste Staatsform und bezeichnet seinen nunmehr gewonnenen politischen Standpunkt mit dem Worte: „idealer Konservatismus".

In bedingtem Maße bleiben jedoch soziale Postulate und eine Opposition gegen die gegenwärtige Zivilisation und Gesellschaftsordnung, wenngleich er jeden Zusammenhang mit zeitgenössischen Sozialisten von sich weist.

I. Hatte Wagner sich bereits in den ersten Jahren seines Züricher Aufenthaltes vom politischen Parteileben, in welches er in Dresden geraten war, zurückgezogen, so waren doch gewisse Prinzipien der demokratischen Partei von ihm noch festgehalten worden und in seinen theoretischen Schriften zum Ausdruck gelangt.

In den Schriften der neuen Periode verwirft er jene demokratischen Ideen prinzipiell und fällt über alle demagogischen Bestrebungen ein hartes Urteil: „Welch' eine klägliche Aftergeburt war der Demagoge! Jede neue Pariser Revolution ward nun in Deutschland alsbald auch in Scene gesetzt: war ja doch jede neue Pariser Spektakeloper sofort auf den Berliner und Wiener Hoftheatern zum Vorbilde für ganz Deutschland in Scene gesetzt worden. Ich stehe nicht an, die seitdem vorgekommenen Revolutionen in Deutschland als ganz undeutsch zu bezeichnen. Die ‚Demokratie' ist in Deutschland ein durchaus übersetztes Wesen. Sie existiert nur in der ‚Presse', und was diese deutsche Presse ist, darüber muß man sich eben klar werden. Das Widerwärtige ist nun aber, daß dem verkannten und verletzten deutschen Volksgeiste diese übersetzte französisch-jüdisch-deutsche Demokratie wirklich Anhalt, Vorwand und eine täuschende Umkleidung entnehmen konnte." —

„Die erstaunliche Erfolglosigkeit der so lärmenden Bewegung von 1848 erklärt sich leicht aus diesem seltsamen Umstande, daß der

eigentliche wahrhafte Deutsche sich und seinen Namen so plötzlich von einer Menschenart vertreten fand, die ihm ganz fremd war." [1])

Über die politische Anschauung seiner Dresdener und Züricher Sturm- und Drangzeit urteilt er mit der kühlsten Geringschätzung. Wir entsinnen uns noch des Wortes, das er an Herrn von Beust richtete, der, in ihm noch den alten Umstürzler vermutend, ihn vor neuen Demonstrationen warnte: „Ach, — das war ein Mißverständnis."

So erschien ihm seine ganze Revolutionsidealogie von ehemals eben nur ein Mißverständnis gewesen zu sein, das ihm nun peinlich, unbequem und unangenehm war.

Wir erleben jetzt, daß Wagner die vorangegangene Periode, was die Weltverbesserungspläne und besonders die Revolution betrifft, als möglichst unwesentlich hinzustellen sucht, als etwas, das nur äußerlich, nebensächlich zu seinem Wesen hinzugetreten sei.

Nietzsche sagt ganz mit Recht: „Wagner schämte sich." Wagner giebt an, daß der „Irrtum" jener Periode darin gelegen habe, daß er, an die Möglichkeit einer Welt-Umgestaltung durch den Sozialismus glaubend, das wahre Wesen der Welt und den wahren Charakter der Menschheit nicht erkannt habe. Er habe im Menschen einen bewußten Trieb zur Veredelung vorausgesetzt, den er nicht bewährt finde. „Nicht eher nahmen die politischen Bewegungen jener Zeit meine Aufmerksamkeit ernster in Anspruch, als bis durch den Übertritt derselben auf das rein soziale Gebiet in mir Ideen angeregt wurden, die, weil sie meiner idealen Forderung Nahrung zu geben schienen, mich, wie ich gestehe, eine zeitlang ernstlich erfüllten."

„Wer hierüber ganz aufgeklärt werden will, betrachte nur, wie zu jeder Zeit und unter immer sich neugestaltenden, dennoch aber nur sich wiederholenden Formen dieses Leben und diese Welt großen Herzen und weiten Geistern Anlaß zur Aufsuchung der Möglichkeit ihrer Verbesserung ward, und wie gerade die Edelsten, d. h. diejenigen, denen nur am Wohle der anderen Menschen lag, und die ihr eigenes Wohl willig dafür aufopferten, stets ohne den mindesten Einfluß auf die dauernde Gestaltung der Dinge blieben."

---

[1]) Ges. Schr. X, S. 50—51.

„Bei näherer Prüfung dieser Verhältnisse geraten wir endlich in Erstaunen über die ganz unglaubliche Schwäche und Geringfügigkeit der allgemeinen menschlichen Intelligenz, zuletzt aber in eine beschämende Verwunderung darüber, daß wir hierüber in Erstaunen geraten konnten; denn eine richtige Erkenntnis der Welt hätte uns von Anfang her belehrt, daß das Wesen der Welt eben Blindheit ist.“[1])

Mit gutem Gewissen konnte daher Wagner im Jahre 1864 einem „hochgeliebten jungen Freunde“, dem König Ludwig II. von Bayern in „Staat und Religion“ berichten, daß sich seine Ansichten über Staat und Religion geändert hätten.

II. Der „ideale Konservatismus“[2]) will an der Spitze des Staates, der nur den Einzel-Egoismus soweit zu verringern hat, daß ein möglichst erträglicher Zustand für eine möglichst große Zahl von Einzel-Individuen geschaffen wird, und dessen Prinzip Stabilität ist,[3]) als ausgleichende Macht die Monarchie gestellt wissen.

Der Staat vertritt nur Nützlichkeitszwecke, nur rein wirtschaftliche und politische Interessen.

Wir bemerken hierbei sofort den Unterschied gegen die frühere Meinung Wagners, daß vom Staat die Erreichung ideeller, besonders künstlerischer Ziele zu verlangen sei. „Den Staat unmittelbar für die Kunst in Anspruch nehmen zu wollen, wie es manchem Gutmeinenden schon in den Sinn gekommen ist,[4]) beruht auf dem Irrtum, nach welchem das, was an der Organisation des heutigen Staates fehlerhaft ist, für sein eigentliches und wahrstes Wesen genommen wird. Der Staat ist der Vertreter der absoluten Zweckmäßigkeit, er kennt Nichts als Zweckmäßigkeit und lehnt daher mit richtigster Bestimmtheit alles von sich ab, was nicht einen unmittelbar nützlichen Zweck nachweisen kann.“[5]) Staat und Religion habe ein entgegen-

[1]) Ges. Schr. VIII, S. 5—8.

[2]) Ebenda VIII, S. 119.

[3]) Siehe Ebenda VIII, S. 8—9.

[4]) Siehe die früheren Kapitel dieses Buches, worin gezeigt ist, daß Wagner gerade vom Staate die Hilfe für die Kunst erwartet.

[5]) Ges. Schr. VIII, S. 103.

gesetztes Wesen, dem Staat wohnt das Moment der Willensbejahung inne, der Religion das der Willensverneinung.[1])

„Die Tendenz des Einzelnen geht natürlich dahin, gegen das kleinstmögliche Opfer die größtmögliche Zusicherung zu erhalten: auch diese Tendenz kann er aber nur durch gleichbeteiligte Genossenschaften zur Geltung bringen; und diese verschiedenen Genossenschaften unter sich gleichbeteiligter Individuen bilden die Parteien, von denen den meistbesitzenden an der Unveränderlichkeit des Zustandes, den minder begünstigten an dessen Veränderung liegt. Selbst aber die nach Veränderung strebende Partei wünscht nur in den Zustand zu gelangen, in welchem auch ihr Unveränderlichkeit gefallen dürfte; und der Hauptzweck des Staates wird somit von vornherein von denen festgehalten, deren Vorteile bereits die Unveränderlichkeit entspricht.

Stabilität ist daher die eigentliche Tendenz des Staates: und mit Recht; denn sie entspricht zugleich dem unbewußten Zwecke jedes höheren menschlichen Strebens, über das erste Bedürfnis wirklich hinauszukommen, nämlich: zur freieren Entwickelung der geistigen Anlagen, welche stets gefesselt wird, sobald Hinderungen für die Befriedigung dieses ersten Grundbedürfnisses eintreten. Nach Stabilität, nach Erhaltung der Ruhe strebt naturgemäß demnach Alles.“[2])

Die Erhaltung des jedesmaligen Zustandes darf jedoch nicht in der Möglichkeit der Macht einer einzelnen Partei gelegen sein. Damit Ungerechtigkeit und Unzufriedenheit möglichst verhindert und den minder begünstigten Parteien Befriedigung zu teil werde, steht über den Parteien erhaben eine ausgleichende parteilose Macht, welche sich im Monarchen verkörpert.

Der Monarch ist zugleich über die rein staatlichen Interessen der Zweckmäßigkeit erhaben, indem er im Besitze eines besonderen Rechtes, einer besonderen Freiheit ist: der Gnade.

Ideale Anforderungen die außer dem Bereiche der reinen Zweckmäßigkeit liegen, werden durch fürstliche Gnade erfüllt; somit liegt

---

[1]) Ges. Schr. VIII, S. 19 und 20.

[2]) Ebenda VIII, S. 9.

in der Hand des Fürsten die Möglichkeit zur Gewährung von idealen Wohlthaten, die sonst durch den Staat nicht geboten werden könnten.

Die königliche Freiheit, unabhängig von der reinen Zweckmäßigkeit des Staates, ist daher die erhabenste Freiheit, welche es geben kann, denn sie vermag Hohes und Edles zu schaffen, was nicht mit zur Staats-Zweckmäßigkeit gehört.[1])

In diesem Sinne ist auch die „Gnade" zu verstehen, welche König Ludwig dem Künstler zu teil werden ließ, als er ihm am Rande der Verzweiflung die rettende Hand bot und zur Verwirklichung seines Lebenstraumes verhalf. In dem ergreifenden Gedichte „Dem königlichen Freund" quillt Wagners heißer Dank für des Königs Gnade:

„So wandl' ich stolz beglückt nun neue Pfade,
Im sommerlichen Königreich der Gnade."[2])

Eine besondere Wichtigkeit mißt Wagner jetzt dem Adel zu.

Verwarf er ihn während der vorigen Periode aus sozialen und politischen Gründen, stellte er die Anforderung an seine Träger, freiwillig auf die Privilegien und Standesvorrechte zu verzichten, so findet er jetzt in diesen Standesvorrechten das Fundament zu einer besonders begnadeten Stellung innerhalb der Gesellschaft, indem der Adel, eben durch diese Vorrechte seines Standes, besonders durch Besitz, unabhängig von den unmittelbaren Lebensbedürfnissen und über denselben stehend, für ideale Güter und Interessen wirken könne.

Er weist auf den römischen Adel hin, der durch reichen Grundbesitz in der Lage gewesen sei, als ihm nach dem Untergange der Republik jede eigentliche politische Thätigkeit abgeschnitten war, die Mäcenatenschaft über „eine wertvolle und belehrende Litteratur" zu übernehmen, jedoch unterließ dieser den „Wechselverkehr der großen mit dem Geiste des Volkes", weshalb die römische theatralische Kunst in Gladiatoren- und Tierkämpfen verrohte und Adel wie Volk in Entsittlichung und Rohheit unterging.[3])

---

[1]) Vergl. dazu Ges. Schr. VIII, S. 9—11.

[2]) Ebenda VIII, S. 2.

[3]) Cfr. Ges. Schr. VIII, S. 115; dazu S. 113.

Für die durch den Adel Eximierten erwüchse dadurch die ideale Pflicht, ihre freie Muße den Aufgaben der Wissenschaften und Künste zu widmen.

Wagner wünscht zu diesem Zwecke für den Adel eine feste Organisation, eine Art „Orden".

„Somit hätte der dem deutschen Volke mit seinen Fürsten verbliebene Adel nur diese Tendenz freiwillig zum bindenden Gesetze seines Standes zu erheben und diesem Gesetze die wohlausgesprochene, durch feste Regeln verpflichtende Kraft zu geben, wie sie den ältesten Ritterorden zu eigen waren, so wäre Deutschland durch die Erhaltung eines jetzt fast überflüssig, ja schädlich dünkenden Standes eine unermeßlich wohlthätig wirksame geistige Charaktermacht gewonnen. Diesem Stande würde dann das bereits ihm abgenötigte Aufgeben seiner bürgerlichen Vorrechte als das bei jedem Ordensgelübde unerläßliche Opfer gelten müssen, durch welches er sich nun auch das Recht der Exemtion vom gemeinen Nützlichkeitszweckgesetz gesichert habe, welches er dadurch ausübt, daß er seine Thätigkeit nur den höheren, jenem Gesetze unterworfenen Zwecken widmet. Die stete Erneuerung und Verstärkung dieses Ordens durch die aus königlicher Gnade nach der von uns vorangehend bezeichneten Tendenz in die gleiche Sphäre Erhobenen würde ihn zugleich in eine wohlthuend menschlich vermittelnde und ausgleichende Beziehung zu den ihrer Natur nach nicht eximierten staatlichen und sozialen Organisationen setzen, und sein Vorbild würde dem nur durch Reichtum Eximierten zur edlen Aufmunterung dienen, seinem bloß auf materiellen Besitz begründeten Genusse der Befreiung vom gemeinen Nützlichkeitsinteresse eine nacheifernde, höhere Bedeutung zu geben."[1])

Damit tritt die Umwandlung der ehemaligen demokratischen Tendenz in eine aristokratische offen zu Tage.

Wagner verlangt nicht mehr von „Allen" die gemeinsame Erhebung und Erhöhung zu ideellen Zwecken, sondern von denen, welche er ehemals dem „Volke", das durch seine „Not" allein zu hohen Thaten fähig sei, entgegengesetzt hatte.

Er erkennt somit dem wirtschaftlichen Überflusse, dem „Luxus",

---

[1]) Ges. Schr. VIII, S. 113, 114.

dem er früher alle ethische Bedeutung absprach, die Möglichkeit einer solchen zu.

IV. Die Siege der deutschen Heere 1870 über Frankreich, die Wiedergeburt des Deutschen Reiches und die Niederwerfung der französischen Nation machte auf Wagner einen gewaltigen Eindruck und riß ihn zu lebhafter patriotischer Begeisterung hin, er schrieb den „Kaiser-Marsch“, der als große Hymne für den Einzug der Truppen in Berlin und dessen wuchtiges Schlußlied „Heil unser Kaiser, Heil Kaiser Wilhelm“ als Chorgesang der Krieger gedacht ist.

Die Komödie, eine „Kapitulation“[1]), die in aristophanischer Art die Pariser Begebenheiten während der Belagerung persifliert, entstand während der Kriegstage, ebenso das Gedicht „Zum 25. August 1870“.[2]) Letzteres schließt mit den Worten: „Es strahlt der Menschheit Morgen; nun dämmre auf, du Göttertag!“ — Die Waffenthaten des deutschen Volkes — er faßt die deutschen Siege 1870—1871 auf als Siege des Volksheeres, das sich zusammensetze aus den Elementen des stehenden Heeres und der Landwehr[3]) — dünken ihm siegreiche Thaten des deutschen Geistes zu sein, jenes sittlichen Elementes im deutschen Nationalcharakter, um dessentwillen Wagner seine Nation so überaus und begeistert liebt. Er will das Wort „deutsch“ nicht im Sinne einer allgemeinen Phrase aufgefaßt wissen, sondern er mißt ihm eine unendlich tiefe Bedeutung zu. Der Begriff „deutscher Geist“ hat bei ihm einen ganz spezifisch ethischen Wert. Deutsch ist ihm: „die Sache, die man treibt, um ihrer selbst und der Freude an ihr willen zu treiben; wogegen das Nützlichkeitswesen, das heißt das Prinzip, nach welchem eine Sache des außerhalb liegenden persönlichen Zweckes wegen betrieben wird, sich als undeutsch herausstellte.“[4])

Unter „deutsch“ versteht Wagner einen edlen und zugleich stolzen[5])

---

[1]) Ges. Schr. IX, S. 3—42.

[2]) Ebenda VIII, S. 339.

[3]) Ebenda VIII, S. 40, 52—53.

[4]) Ges. Schr. VIII, S. 97.

[5]) Siehe Ges. Schr. X, S. 269, und den Artikel „Erkenne dich selbst“ überhaupt.

Volksgeist, der, mit der Macht eines sittlichen Volksgemütes über den Dunstkreis niederer Interessensphären sich erhebend, eine sittliche Regeneration, ein wahres sittliches Volkstum, ermöglichen kann. Diesen „deutschen Geist" findet er ausgeprägt in den deutschen Kunstwerken eines Sachs, Dürer, Erwin Steinbach, in der neueren Zeit durch Goethe und Schiller, welch' letzterer in „Kabale und Liebe" einer Welt voll verderbter Kultur die sittliche Größe des „deutschen Jünglings"[1]) entgegensetzte. Dieser reine sittlichentflammte Geist der deutschen Jugend habe in der alten Burschenschaft in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts einen erhebenden Ausdruck gefunden, leider habe eine kurzsichtige Diplomatie diesen Geist, welcher es sich zur Aufgabe gemacht habe: „harte Leibesübung mit sorgsamer Gesetzmäßigkeit auszubilden, das Fluchen und Schwören abzuschaffen und wahre herzliche Frömmigkeit durch das edle Gebot der Keuschheit zu krönen", als demagogisch-revolutionär, als „jakobinisch" betrachtet und zum Schaden für unsere ganze moderne kulturelle Entwickelung mit Gewalt unterdrückt.

In diesem deutschen Geist erkennt Wagner das Mittel zur Erreichung einer neuen veredelten Kultur und Zivilisation: „Universal, wie die Bestimmung des deutschen Volkes seit seinem Eintritte in die Geschichte sich zu erkennen giebt, sind die Anlagen des deutschen Geistes auch für die Kunst; das Beispiel der Bethätigung dieser Universalität hat die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erlebte Wiedergeburt des deutschen Geistes auf den wichtigsten Gebieten der Kunst gezeigt: das Beispiel der Aneignung dieser Wiedergeburt zu dem Zwecke der Veredelung des öffentlichen Geisteslebens des deutschen Volkes, sowie zu dem Zwecke der Begründung einer selbst über unsere Grenzen heilsam hinausreichenden neuen, wirklich deutschen Zivilisation, muß von Denen gegeben werden, in deren Händen die politischen Geschicke des deutschen Volkes liegen: nichts bedarf es hierzu, als daß den deutschen Fürsten aus ihrer Mitte hierfür selbst dieses rechte Beispiel gegeben werde."[2])

---

[1]) Ges. Schr. VIII, S. 38—40.
[2]) Ebenda VIII, S. 53—54.

V. Wir sahen, daß Wagner die moderne „Zivilisation" in der vorigen Periode aus sittlichen Gründen verabscheute, auch in dieser Periode behält er diese Ansicht bei. Unsere heutige Zivilisation erscheint ihm als eine rein egoistisch-utilitaristische, als im schroffen Gegensatz zum „deutschen Geiste" stehend.

Auch die Errungenschaften des neuen Reiches sieht er, was ihre Wirkung nach innen betrifft, mit skeptischen Blicken an:

„Der Staat steht mit seiner gesellschaftlichen ‚Ordnung' im erweiterten Gesichtskreise da wie ein verlorenes Kind und hat nur die eine Sorge, zu verhindern, daß es etwa anders werde. Hierfür rafft er sich zusammen, giebt Gesetze und vermehrt die Armeen. —— Wir haben nicht einmal mehr den Lorbeerzweig für die Tapferkeit, den Ölzweig, den Palmenzweig aber auch nicht, dafür nur den Industriezweig, der gegenwärtig die ganze Welt unter dem Schutze der strategisch angewandten Gewehrfabrikation beschattet."[1])

Unsere ganze Zivilisation sei nur eine „Kriegszivilisation"; durch eine korrupte Presse werde dem Bildungsphilister von einem stetigen modernen „Fortschritt" vorgefabelt, während in Wirklichkeit die Degeneration des Volksgeistes mit Riesenschritten vor sich gehe und systematisch alles Ideale, Religiöse und Große vernichtet und unmöglich gemacht werde.

Er meint ironisch: „Ich freute mich, als eine gemeinsame deutsche Reichsmünze hergestellt wurde, und namentlich auch, als ich erfuhr, daß sie so original deutsch ausgefallen sei, daß sie zu keiner Münze der anderen großen Weltstaaaten stimme, sondern bei ‚Franc' und ‚Schilling' dem ‚Kurs' ausgesetzt bleibe: man sagte mir, das sei allerdings chikanös für den gemeinen Verkehr, aber sehr vorteilhaft für den Bankier. Auch hob sich mein deutsches Herz, als wir liberaler Weise für ‚Freihandel' stimmten: es war und herrscht zwar viel Not im Lande; der Arbeiter hungert und die Industrie siecht: aber das ‚Geschäft' geht. Für das ‚Geschäft' im allergrößesten Sinne hat sich ganz neuerdings ja auch der Reichs-‚Makler' eingefunden, und gilt es der Anmut und Würde allerhöchster Vermählungs-

---

[1]) Ges. Schr. X, S. 124.

feierlichkeiten, so führt der jüngste Minister mit orientalischem Anstande den Fackeltanz an.“[1])

Wagners politische Forderungen entbehren in dieser Periode einer ausgeprägten Fassung, er vermeidet es, rein politische Doktrinen aufzustellen, und beschränkt sich vielmehr darauf, in seinen Äußerungen über Politik nur sein Kultur-Ideal zu betonen. Er erklärt sich gegen jede formale politische Richtung und motiviert die Bezeichnung „idealer“ Konservatismus mit dem Gegensatz, in dem sich dieser zu einem „formalen“ befinde.

„Wir haben weder aristokratische noch demokratische, weder liberale noch konservative, weder monarchische noch republikanische, weder katholische noch protestantische Interessen in unser Spiel zu ziehen, sondern für jede unserer Forderungen uns einzig auf den Charakter des deutschen Geistes gestützt, welchen wir genau zu bezeichnen im stande waren. Möge dies von denjenigen, die sich diesem Geiste gänzlich entfremdet haben, unerkannt geblieben und mißverstanden worden sein, so halten wir uns doch nun bei jedem Wohlgesinnten des Vorteiles versichert, in gleicher Weise verfahren zu dürfen, wenn wir es nun schließlich unternehmen, die Möglichkeit einer gründlichen Umbildung des untersuchten üblen Verhältnisses dadurch nachzuweisen, daß wir, wie von jener Seite die verderblichen, jetzt die vorteilhaften und guten Anlagen der betreffenden sozialen Elemente in Anrechnung zu bringen versuchen. Wir bedienen uns ferner hierzu des Vorteiles, alle vorhandenen Elemente uns in ihren natürlichen Eigenschaften als fortbestehend und nur der Entwickelung und Umbildung fähig zu denken, wobei wir, was den materiellen Bestand der Staatsgesellschaft betrifft, uns auf denjenigen absolut konservativen Standpunkt stellen dürfen, den wir den idealen nennen wollen, im Gegensatz zu dem formal-realistischen, welcher nicht minder ein sinnloser Irrtum, wie der formal-realistische Radikalismus ist.“[2])

Wagner wünscht, daß statt einer büreaukratischen Staatsver-

---

[1]) Ges. Schr. X, S. 53. Auf die Siege des „deutschen Geistes“ in den Jahren 1870—1871 folgten bekanntlich die Siege eines anderen Geistes: die Ära Falk und der Gründungsschwindel!

[2]) Ges. Schr. VIII, S. 112.

waltung „von oben" eine soziale Gliederung „von unten" sich herausbilden möge, wodurch dem Volke eine möglichste Befriedigung seiner Bedürfnisse erwachse und zugleich das Aufblühen einer wirklichen Kultur, die sich nur auf dem Boden des Friedens entwickeln kann, geschehen könne.

„Es war auch in dem am reinsten nach der ‚Zweckmäßigkeitsidee' konstruierten Staate unvermeidlich, daß, eben weil die Organisation von oben ausging, und von oben herab man das Zweckmäßige allein zu erkennen und festzustellen sich anmaßte, der mit der Ausführung der Zweckmäßigkeitsmaßregeln betraute Beamtenstand, sowohl vom Throne als vom Volke aus betrachtet, als der eigentliche Staat, mit welchem man zu thun hatte, angesehen wurde. Im Mechanismus dieses Beamtenwesens mußte sich der Staat so versteifen, daß der eigentliche Zweck desselben in diesen Beamtenanstalten und den in ihnen gebotenen Anstellungen enthalten schien, sodaß das Recht auf solche Anstellungen und somit auf Versorgung durch — den Staat wiederum das einzige war, was als Zweck der Bestrebung von unten, wie der Bevorzugungen von oben lediglich noch als Staatszweck überhaupt betrachtet wurde. Es berechtigt zu großen Hoffnungen, daß neuerdings wohl in allen deutschen Ländern, von unten wie von oben, gleichmäßig das Bedürfnis zur Veredelung der Staatstendenz gefühlt, und für wichtige Gestaltungen in diesem Bezuge zum Angriff geschritten worden ist. Wir deuten für unseren Zweck genügend hiermit an, wenn wir den Sinn der verschiedentlich in ihrer Ausbildung begriffenen Sozialgesetzgebungen dahin verstehen wollen, daß durch sie die Zweckmäßigkeitstendenz des Staates, von der Befriedigung der gemeinsten Bedürfnisse ausgehend, zu der Erkenntnis und Stillung der allgemeinsten, höchsten Bedürfnisse, in von unten aufsteigender Gliederung der wiederum zweckmäßigsten, d. h. natürlichsten Organisation sich erheben, und somit zu ihrem wahren Ziele gelangen solle."[1])

„Wer hierüber sich klar gemacht hat, muß auch leicht einsehen, warum in gleicher Weise auf dem der Zivilisation abliegenden Gebiete der Geistes-Kultur ein immer tieferer Verfall sich kundgiebt:

---

[1]) Ges. Schr. VIII, S. 104—105.

die Gewalt kann zivilisieren, die Kultur muß dagegen aus dem Boden des Friedens sprossen, wie sie schon ihren Namen von der Pflege des eigentlichen Bodengrundes herführt. Aus diesem Boden, der einzig dem thätig schaffenden Volke gehört, erwuchsen zu jeder Zeit auch einzig Kenntnisse, Wissenschaften und Künste, genährt durch jeweilig dem Volksgeiste entsprechende Religionen."[1])

Im vorangegangenen Paragraphen war bereits von einem, von Wagner geförderten „Sozialismus" die Rede, welcher Tierschutz und Vegetarismus in sich bergen solle. Wagners soziale Postulate stehen ganz außerhalb vorhandener sozialistischer Systeme[2]), sie zielen nur darauf hin, durch jene Gesellschaftsorganisation „von unten auf" dem „Paria unserer Zivilisation",[3]) dem Arbeiter, eine gerechtere soziale Stellung zu gewähren und ihn dem proletarischen Elend zu entreißen.

„Wo unsere undeutschen Barbaren sitzen, wissen wir: ‚als Erkorene des suffrage universel' treffen wir sie in dem Parlamente an, das von allem weiß, nur nichts vom Sitze der deutschen Kraft. Wer diese in unseren Armeen sucht, kann durch einen Zustand getäuscht werden, in welchem diese gerade jetzt und heute sich uns darstellen; jedenfalls läge ihm aber doch diejenige Kraft näher, welche diese Armeen erhält: dies ist aber unleugbar die deutsche Arbeit. Wer sorgt für diese? England und Amerika wissen uns damit bekannt zu machen, was deutsche Arbeit ist: die Amerikaner bekennen uns, daß die deutschen Arbeiter ihre besten Kräfte sind. Es hat mich neu belebt, hierüber vor Kurzem von einem gebildeten Amerikaner englischer Herkunft aus dessen eigener genauen Erfahrung belehrt werden zu können. Was macht unser ‚suffrage-universel-Parla-

---

[1]) Ges. Schr. X, S. 234.

[2]) Moritz Wirth hat in seinem von Bayreuth aus als höchst wertvoll anerkannten Buche „Bismarck, Wagner und Rodbertus" Wagners Lehre mit der von Rodbertus in Verbindung gebracht. Die Rodbertussche Devise „monarchisch-national-sozial" stimmt mit dem Wagnerschen Standpunkte ganz überein. Direkt aus Rodbertus hat Wagner jedoch nicht geschöpft, der Versuch, beide zu verschmelzen, basiert durchaus nur auf den eigenen Ansichten des genannten Verfassers.

[3]) Ges. Schr. X, S. 241.

ment' mit den deutschen Arbeitern? Es zwingt die tüchtigsten zur Auswanderung und läßt den Rest in Armut, Laster und absurden Verbrechen daheim gelegentlich verkommen. Wir sind nicht klug, und wann wir es einmal werden müssen, dürfte es dann vielleicht nicht hübsch bei uns aussehen, da wir nicht zur rechten Zeit von innen heraus gemußt haben, sondern unseren freien Willen in Handeln und Tandeln uns führen ließen.

Was soll aber da die Kunst, wo nicht einmal die erste und nötigste Lebenskraft einer Nation gepflegt, sondern höchstens mit Almosen dahingepäppelt wird?"[1])

„Wo erfrorene Handwerker auf den Straßen aufgefunden werden, sollte eigentlich selbst von der Kunst, die anderseits gegen gute Honorare sich mitten unter uns ganz behaglich fühlt, nicht die Rede sein dürfen, wieviel weniger nun von derjenigen, die wir im Sinne haben und die garnichts einbringt, sondern nur kostet."[2])

Wagners Stellung zum modernen Sozialismus kennzeichnet sich in den Worten:

„Jede, selbst die anscheinend gerechteste Anforderung, welche der sogenannte Sozialismus an die durch unsere Zivilisation ausgebildete Gesellschaft erheben möchte, stellt, genau erwogen, die Berechtigung dieser Gesellschaft sofort in Frage. In Rücksicht hierauf, und weil es unthunlich erscheinen muß, die gesetzliche Anerkennung der gesetzlichen Auflösung des gesetzlich Bestehenden in Antrag zu bringen, können die Postulate der Sozialisten nicht anders als in einer Unklarheit sich zu erkennen geben, welche zu falschen Rechnungen führt, deren Fehler durch die ausgezeichneten Rechner unserer Zivilisation sofort nachgewiesen werden. Dennoch könnte man, und dies zwar aus starken inneren Gründen, selbst den heutigen Sozialismus als sehr beachtenswert von Seiten unserer staatlichen Gesellschaft ansehen, sobald er mit den drei zuvor in Betracht genommenen Verbindungen der Vegetarianer, der Tierschützer und der Mäßigkeitspfleger, in eine wahrhaftige und innige Vereinigung trete. — — Selbst dem Grollen des Arbeiters, der alles Nützliche schafft, um davon selber den ver-

---

[1]) Ges. Schr. X, S. 130—131.

[2]) Ebenda X, S. 28, siehe dazu Entw., S. 117.

hältnißmäßig geringsten Nutzen zu ziehen, liegt eine Erkenntnis der tiefen Unsittlichkeit unserer Zivilisation zu Grunde, welche von den Verfechtern der letzteren nur mit, in Wahrheit, lästerlichen Sophismen entgegnet werden kann.“[1])

„Es wäre denkbar, daß die Konsequenzen unserer Zivilisation sich abstumpften, nämlich im Untergange unserer Zivilisation; was ungefähr anzunehmen wäre, wenn alle Geschichte über den Haufen geworfen würde, wie dies etwa in den Konsequenzen des sozialen Kommunismus liegen müßte, wenn dieser sich der modernen Welt im Sinne einer praktischen Religion bemächtigen sollte.“[2])

Über Lassalle, der Wagner aufsuchte, um ihn zu ersuchen, bei dem König von Bayern in Sachen Lassalle-Dönniges zu intervenieren,[3]) schreibt er aberkennend an Frau Wille:[4]) „Ich erblickte in ihm den Typus des bedeutenden Menschen unserer Zukunft, die ich die germanisch-jüdische nennen möchte.“

§ 10. Kunsttheorie.

Der große prinzipielle Unterschied, der in der Weltanschauung Wagners zwischen der Junghegelschen und Schopenhauerschen Periode waltet, erstreckt sich auf Wagners Kunsttheorie nur insofern, als seine Anschauungen vom Wesen der Kunst und der Einzelkünste unmittelbar mit den letzten Prinzipien seiner Weltanschauung verflochten sind.

Mit dem Aufgaben der eudämonistisch-optimistischen Weltauffassung, mit dem Verzicht auf jene utopischen Zukunfts-Ideale mußte das „Kunstwerk der Zukunft“ eine bedeutsame Umwandlung erfahren. Es ist jedoch leicht erklärlich, daß Wagner sein musik-dramatisches Kunstwerk selbst, den Kern seines rein künstlerischen Schaffens, nicht mit allen den Theorien über Bord wirft, aus welchen er es ehedem doktrinär entwickelt hatte.

Wir haben zwei Momente besonders ins Auge zu fassen: das

---

[1]) Ges. Schr. X, S. 240—241.

[2]) Ebenda IX, S. 119—120.

[3]) Siehe dazu A. Kutschbach, „Lasalles Tod“, S. 185.

[4]) „Deutsche Rundschau“, 1887, VI, S. 406—407.

Kunstschaffen Wagners, die Form des „Kunstwerkes der Zukunft" bleibt unverändert, dagegen ändern sich im einzelnen die philosophischen Prinzipien, auf denen Wagner sein dichterisches und musikalisches Schaffen nunmehr stützt.

Diese neuen Prinzipien, bestimmt durch den Einfluß Schopenhauers, zeigen im Vergleich zu denen der vorangegangenen Periode einen wesentlichen Unterschied darin, daß die metaphysische Begründung der Kunst eine andere wird, womit sich auch Wagners Anschauung vom Wesen und von der Bedeutung der Kunst modifiziert; ferner daß der Unterschied der metaphysischen, besonders erkenntnis-theoretischen Prinzipien der Junghegelianer und Schopenhauers auf die Anschauung vom Wesen der Einzelkünste bestimmend einwirkt.

Der sensualistische Naturalismus der vergangenen Periode wird durch den transcendentalen Idealismus Schopenhauers abgelöst. Galt für die vorige Periode der Satz: „das Wort steht höher als der Ton", so wird jetzt unter dem Einflusse der Schopenhauerschen Ansichten über das Wesen der Musik letzterer der Vorrang gewährt.

I. Die künstlerisch-technischen Prinzipien Wagners erreichten ihre volle und höchste Ausbildung schon in der vorangegangenen Periode.

In den Schriften „Kunstwerk der Zukunft" und „Oper und Drama" hatte Wagner bereits die Art seines Kunstwerkes systematisch klar und deutlich entwickelt, im „Ringe des Nibelungen" die neu gewonnenen Prinzipien, die neue Form praktisch als Kunstwerk ins Leben eingeführt.

In der letzten Periode führt er das Prinzip der Vereinigung der Künste zum musikalischen Drama in derselben Weise fort. „Tristan und Isolde", „Meistersinger" und „Parsifal" weisen in der künstlerischen Form, soweit diese nicht durch den Stoff bedingt ist, keine wesentlichen Unterschiede vom „Ring des Nibelungen" auf.[1])

Würde man eine Periodisierung des Entwickelungsganges Wagners lediglich nach der künstlerischen Form seiner Werke versuchen

---

[1]) Rein technische, speziell musik-geschichtliche Unterschiede zwischen den einzelnen Werken kommen für vorliegende Abhandlung nicht in Betracht.

wollen, so würden „Ring“, „Tristan“, „Parsifal“ als einer Schaffensperiode zugehörig erachtet werden müssen.

Wenn Wagner, wie bereits hervorgehoben, die Schriften „Kunstwerk der Zukunft“ und „Oper und Drama“ öffentlich desavouiert, so bezieht sich dies nur auf die Tendenzen der jenen Werken zu Grunde liegenden Weltanschauung, für seine rein künstlerischen Postulate weist er auch in dieser Periode direkt auf jene theoretischen Schriften hin:

„Ich gestehe, daß ich jene andere, der unsrigen etwa entgegenkommende That nicht eher erwarten zu dürfen glaube, als bis die Gedanken, welche ich mit dem ‚Kunstwerk der Zukunft‘ verbinde, ihrem ganzen Umfange nach beachtet, verstanden und gewürdigt worden sind.“[1])

„Bei der Ausführung der vorliegenden, zu einem akademischen Vortrage bestimmten Abhandlung[2]) traf der Verfasser auf die Schwierigkeit, über einen Gegenstand sich nochmals verbreiten zu sollen, welchen er bereits vor längerer Zeit in einem besonderen Buche, mit dem Titel: ‚Oper und Drama‘, in jeder Hinsicht ausführlich behandelt zu haben glaubt. Konnte bei der diesmal nötigen gedrängten Fassung der Hauptgedanke nur in seinen Umrissen ausgeführt werden, so dürfte derjenige, welcher durch diese Schrift sich zu einer ernsteren Teilnahme angeregt fühlen sollte, die näheren Aufschlüsse über meine, auf diesen Gegenstand bezüglichen Gedanken und Urteile in jenem von mir verfaßten früheren Buche zu suchen haben. Es würde ihm dann auch wohl nicht entgehen, daß, wenn inbetreff des Gegenstandes selbst, nämlich der Bedeutung und des Charakters, welche der Verfasser dem musikalisch konzipierten Drama zuspricht, zwischen der älteren, ausführlicheren, und der gegenwärtigen, gedrängteren, Fassung zwar eine vollständige Übereinstimmung herrscht, in mancher Beziehung diese letztere dennoch neue Gesichtspunkte darbietet, von welchen aus betrachtet Verschiedenes auch anders sich darstellt; und hierin dürfte das Interessante dieser neueren Abhandlung auch für diejenigen liegen, welche mit der älteren sich bereits vertraut gemacht hatten.“[3])

[1]) Ges. Schr. X, S. 119.

[2]) „Über die Bestimmung der Oper“.

[3]) Ges. Schr. IX, S. 127.

Die „neuen Gesichtspunkte", welche die Vergleichung der theoretischen Schriften der vorangegangenen Periode mit den jetzt zu behandelnden[1]) bietet, liegen in der Differenz, die zwischen den Weltanschauungen beider Perioden vorwaltet.

II. Der Naturalismus der Junghegelschen Periode, der sich durch die Verneinung jeglicher Transcendenz charakterisierte, machte sich auf die Ästhetik Wagners insofern geltend, als er jegliche supranaturalistische Kunstbegründung verneinte und das Künstlerische lediglich auf das Gebiet des Sinnlich-Realen beschränkte. In der letzten Periode hingegen wird der Kunst ein supranaturalistisches Wesen zugewiesen, ihr Ursprung in mystische Regionen verlegt. Die sinnliche Erscheinungswelt der Vorstellung ist die unvollkommene, während die Willenswelt, die geheimnisvolle, sich uns da offenbart, wo sie direkt sich unserem Empfinden mitteilt:

Vorher hatte Wagner das Musikalische in das „Gebiet des primären Gefühls" verlegt, aus welchem durch logischen Prozeß sich das Sprachliche entwickelte und somit Musikalisches und Logisches auf einer empirisch-realen Grundlage vereinigt; jetzt trennt er das Musikalische durch eine tiefe Kluft von der sinnlichen Welt der Erscheinung. Die Musik ist der direkte Ausfluß des „Willens", des letzten Wesens der Welt; bietet die Vorstellungswelt nur eine Täuschung, einen Trug, ein Nichterkennen der Welt, so strömt durch die Musik der reine, unversale Wille in die Seele und vereinigt die Individualität mit der gesamten Welt: die Musik vermittelt dadurch das wahre Erkennen der Welt in ihrem letzten Grunde.

‚Wo, fass' ich dich, unendliche Natur?' Diesem Rufe antwortet nun auf das Allersicherste die Musik. Hier spricht die äußere Welt so unvergleichlich verständlich zu uns, weil sie durch das Gehör vermöge der Klangwirkung uns ganz dasselbe mitteilt, was wir aus tiefstem Inneren selbst ihr zurufen. Das Objekt des vernommenen Tones fällt unmittelbar mit dem Subjekt des ausgegebenen Tones zusammen: wir verstehen ohne jede Begriffsvermittelung was uns

---

[1]) Vornehmlich „Staat und Religion", „Religion und Kunst", „Zukunftsmusik", „Beethoven", „Über die Bestimmung der Oper" u. s. w. enthalten in Bd. VII, VIII, IX, X.

der vernommene Hilfe-, Klage- oder Freudenruf sagt und antworten ihm sofort in dem entsprechenden Sinne. Ist der von uns ausgestoßene Schrei, Klage- oder Wonnelaut die unmittelbarste Äußerung des Willensaffektes, so verstehen wir den gleichen, durch das Gehör zu uns dringenden Laut auch unwidersprechlich als Äußerung desselben Affektes, und keine Täuschung, wie im Scheine des Lichtes, ist hier möglich, daß das Grundwesen der Welt außer uns mit dem unsrigen nicht völlig identisch sei, wodurch jene dem Sehen dünkende Kluft sofort sich schließt.

Sehen wir nun aus diesem unmittelbaren Bewußtsein der Einheit unseres inneren Wesens mit dem der äußeren Welt eine Kunst hervorgehen, so leuchtet es zuvörderst ein, daß diese ganz anderen ästhetischen Gesetzen unterworfen sein muß, als jede andere Kunst. — — — Daß ihr bloßes Element aber bereits als eine Idee der Welt von uns nicht mehr erschaut, sondern im tiefsten Bewußtsein empfunden wird, lernten wir mit so großem Erfolge durch Schopenhauer sofort erkennen, und diese Idee verstehen wir als eine unmittelbare Offenbarung der Einheit des Willens, welche sich unserem Bewußtsein, von der Einheit des menschlichen Wesens ausgehend, auch als Einheit mit der Natur, die wir ja ebenfalls durch den Schall vernehmen, unabweisbar darstellt. Eine Aufklärung über das Wesen der Musik als Kunst glauben wir, so schwierig sie ist, am sichersten auf dem Wege der Betrachtung des Schaffens des inspirierten Musikers zu gewinnen. In vieler Beziehung muß dieses von demjenigen anderer Künstler grundverschieden sein. Von jenen hatten wir anzuerkennen, daß ihm das willenfreie, reine Anschauen der Objekte, wie es durch die Wirkung des vorgeführten Kunstwerkes bei dem Beschauer wieder hervorzubringen ist, vorangegangen sein müsse. Ein solches Objekt, welches er durch reine Anschauung zur Idee erheben soll, stellt sich dem Musiker nun aber gar nicht dar; denn seine Musik selbst ist eine Idee der Welt, in welcher diese ihr Wesen unmittelbar darstellt, während in jenen Künsten es, erst durch das Erkennen vermittelt, dargestellt wird. Es ist nicht anders zu fassen, als daß der im bildenden Künstler durch reines Anschauen zum Schweigen gebrachte individuelle Wille im Musiker als universeller Wille wach wird und über alle Anschauung hinaus sich als solcher recht eigentlich als selbstbe-

wußt erkennt. Daher denn auch der sehr verschiedene Zustand des konzipierenden Musikers und des entwerfenden Bildners; daher die so grundverschiedene Wirkung der Musik und der Malerei. Hier tiefste Beschwichtigung, dort höchste Erregung des Willens: dies sagt aber nichts anderes, als daß hier der im Individuum als solchem, somit im Wahne seiner Unterschiedenheit von dem Wesen der Dinge außer ihm befangene Wille gedacht wird, welcher eben erst im reinen interesselosen Anschauen der Objekte über seine Schranke sich erhebt; wogegen nun dort, im Musiker, der Wille sofort über alle Schranken der Individualität hin sich einig fühlt: denn durch das Gehör ist ihm das Thor geöffnet, durch welches die Welt zu ihm dringt, wie er zu ihr." [1])

Das Anschauungsvermögen des Künstlers gilt nun Wagner als eine Art von Hellsehen, [2]) analog der „somnambulen Hellsichtigkeit".

„Wir verglichen nun das Werk des Musikers dem Gesichte der hellsehend gewordenen Somnambule, als das von ihr erschaute, und nun im erregtesten Zustande des Hellsehens auch nach außen verkündete, unmittelbare Abbild des innersten Wahrtraumes, und fanden den Kanal zu dieser seiner Mitteilung auf dem Wege der Entstehung und Bildung der Klangwelt auf."

„Nun bestätigen wir aber die unleugbare Thatsache, daß beim innigen Anhören einer Musik das Gesicht in der Weise depotenziert werde, daß es die Gegenstände nicht mehr intensiv wahrnehme: somit wäre dies der durch die innerste Traumwelt angeregte Zustand, welcher, als Depotenzierung des Gesichtes, die Erscheinung der Geistergestalt ermöglichte." [3])

Der Künstler nun hat, um das Wesen der Welt in seiner Seele zu erfassen, sich rückwärts von den störenden „Vernunftsvorstellungen" [4]) auf eine innere Selbstschau zu wenden, denn die Welt „außer uns", die „Lichtwelt" ist nur eine „Täuschung", [5]) hinter ihr liegt eine „zweite", nur durch das Gehör wahrnehmbare Welt, eine „Schallwelt".

---

[1]) Ges. Schr. IX, S. 71--73.

[2]) Ebenda IX, S. 69.

[3]) Ebenda IX, S. 109—110.

[4]) Ebenda IX, S. 103.

[5]) Siehe ebenda S. 69—70.

„Bei Goethe war die bewußte Neigung zur bildenden Kunst so stark, daß er in einer wichtigen Periode seines Lebens sich geradesweges für ihre Ausübung bestimmt halten wollte und in einem gewissen Sinne Zeit seines Lebens sein dichterisches Schaffen als eine Art von Auskunftsbestrebung zum Ersatz für eine verfehlte Malerlaufbahn ansehen mochte: er war mit seinem Bewußtsein ein durchaus der anschaulichen Welt zugewendeter schöner Geist. Schiller war dagegen ungleich stärker von der Erforschung des der Anschauung gänzlich abliegenden Unterbodens des inneren Bewußtseins angezogen, dieses ‚Dinges an sich' der Kantischen Philosophie, deren Studium in der Hauptperiode seiner höheren Entwickelung ihn gänzlich einnahm. Der Punkt der andauernden Begegnung beider großer Geister lag genau da, wo von beiden Extremen her eben der Dichter auf sein Selbstbewußtsein trifft. Beide begegneten sich auch in der Ahnung vom Wesen der Musik; nur war diese Ahnung bei Schiller von einer tieferen Ansicht begleitet, als bei Goethe."[1])

III. Die optimistische Weltanschauung der vorangegangenen Periode konnte sich im Sensualismus völlig befriedigt fühlen. Im glückseligen Kultus der natürlichen sittlichen Schönheitsbethätigung war von dem, was der vorhandenen Welt gegenüber als „Ideal" galt, Abschied genommen worden: Wozu ein „Ideal" zu substituieren, da doch im Reiche des Kunstwerkes der Zukunft sich alles Menschliche erfüllt hatte, und es nichts zu wünschen und zu erdichten gab, was die Welt nicht unmittelbar bieten konnte? Wie Siegfried die Schollen Erde, so warf Wagner lustig lachend das Ideal hinter sich; an Bord seines Hoffnungsschiffes wäre es überflüssiger, ja schädlicher Ballast gewesen.

Das Ideal hatte Wagner in der vorangegangenen Periode als eine Chimäre verworfen: „Das oft gepriesene oder verworfene Ideal ist in Wahrheit eigentlich gar nichts. Ist in dem, was wir uns mit dem Wunsche des Erreichens vorstellen, die menschliche Natur mit ihren wirklichen Trieben, Fähigkeiten und Neigungen als bewegende und sich selbst wallende Kraft vorhanden, so ist das Ideal eben nichts anderes, als der wirkliche Zweck, der unfühlbare Gegen-

---

[1]) Ges. Schr. IX, S. 65.

stand unseres Willens; begreift das sogenannte Ideal eine Absicht, die zu erfüllen außerhalb der Kräfte und Neigungen der menschlichen Natur liegt, so ist dieses Ideal eben die Äußerung des Wahnsinns eines kranken Gemütes, nicht aber des gesunden Menschenverstandes."[1])

Bei der nunmehrigen pessimistischen Weltbetrachtung wird wieder ein Ideal statuiert: Wagner stellt über die wahrnehmbare Erscheinungswelt, durch Schopenhauer beeinflußt, die platonischen Ideen, welche durch die Vermittelung des Künstlerischen zum Bewußtsein kommen.

„Nach der so einleuchtenden Definition des Philosophen sind nämlich die Ideen der Welt und ihrer wesentlichen Erscheinungen, im Sinne des Platon aufgefaßt, das Objekt der schönen Künste überhaupt; während der Dichter diese Ideen durch eine, eben nur seiner Kunst eigentümliche Verwendung der an sich rationalen Begriffe, dem anschauenden Bewußtsein verdeutlicht, glaubt Schopenhauer in der Musik aber selbst eine Idee der Welt erkennen zu müssen, da derjenige, welcher sie gänzlich in Begriffen verdeutlichen könnte, sich zugleich eine die Welt erklärende Philosophie vorgeführt haben würde."[2])

„Die in der Konzeption sich ausdrückende Stimmung muß daher der Idee der Welt selbst angehören, welche der Künstler erfaßt und im Kunstwerk verdeutlicht. Da wir nun aber mit Bestimmtheit annahmen, daß in der Musik sich selbst die Idee der Welt offenbare, so ist der konzipierende Musiker vor Allem in dieser Idee mitenthalten, und was er ausspricht, ist nicht seine Ansicht von der Welt, sondern die Welt selbst, in welcher Schmerz und Freude, Wohl- und Wehe wechseln."[3])

Die Kunst vermittelt durch innere Selbstschau ein Versenken in das Wesen der Welt, eine Erkenntnis, welche der analog ist, der wir bereits unter „Ethik" gedacht haben; daher erhofft Wagner nun

---

[1]) „Kunst und Revolution", erste Ausgabe, S. 52—53. In den Gesammelten Schriften und Dichtungen ist diese Stelle gestrichen.

[2]) Ges. Schr. IX, S. 66.

[3]) Ebenda IX, S. 100.

wiederum durch eine ästhetische Religion von dem Künstlerischen eine neue veredelte Weltbetrachtung, die schließlich zu einer edleren Kultur führen müsse: „Wer daher noch jetzt, trotz des zuversichtlichen Gebahrens unserer Litteraten und litterarischen Bildner, Erbauer und sonstiger mit dem öffentlichen Geiste verkehrenden Künstler, der Meinung von damals sein sollte, mit dem dürften wir uns leichter zu verständigen hoffen, wenn wir die unvergleichliche Bedeutung, welche die Musik für unsere Kultur-Entwickelung gewonnen hat, in ihr rechtes Licht zu stellen unternehmen, wofür wir uns schließlich aus dem vorzüglichen Versenken in die innere Welt, wie sie unsere bisherige Untersuchung veranlaßte, einer Betrachtung der äußeren Welt zuwenden, in welcher wir leben, und unter deren Drucke jenes innere Wesen zu der ihm jetzt eigenen, nach außen reagierenden Kraft sich ermächtigte.“ [1])

Sahen wir, daß Wagner früher in richtiger Abwägung des Logischen gegen das rein nur Gefühlsmäßige ersterem den Vorrang gewährte und nur verlangte, daß es des Gefühlsmäßigen, aus welchem es sich gewissermaßen kristallinisch erst herausgebildet hatte, nicht entbehren dürfe, so räumt er jetzt, in natürlicher Konsequenz seiner Anschauung über das Musikalische, dem Gefühlsmäßigen den Vorzug vor dem Sprachlich-Logischen ein.

War bei dem „Kunstwerk der Zukunft“ das Dichterische das Hauptsächliche, dem als Sekundäres erst das Musikalische beigegeben ward, so tritt letzteres nun in den Vordergrund: in seinem jetzigen „musikalischen Drama“ ruht das Hauptgewicht auf der Musik, die sprachliche Dichtung spielt fortan theoretisch nur eine untergeordnete Rolle. Und pries er ehedem Beethovens IX. Symphonie deshalb, weil hier der Künstler auf dem unsicheren Meere der Töne die „rettende Küste“ gefunden, so verläßt er jetzt diese Küste mit skeptischem Zweifel, da sie ihm nur sehr problematisch erscheint, er begiebt sich wieder auf das „Meer“ zurück und läßt uns die Verbindung mit dem Festland der Sprache zwar als notwendig, aber von sehr untergeordneter Bedeutung erscheinen.

„In der großen ‚Missa solemnis‘ Beethovens haben wir ein

---

[1]) Ges. Schr. IX, S. 113.

rein symphonisches Werk des ächtesten Beethovenschen Geistes vor uns. Die Gesangstimmen sind hier ganz in dem Sinne wie menschliche Instrumente behandelt, welchen Schopenhauer diesen sehr richtig auch nur zugesprochen wissen wollte: der ihnen untergelegte Text wird von uns, gerade in diesen großen Kirchenkompositionen, nicht seiner begrifflichen Bedeutung nach aufgefaßt, sondern er dient, im Sinne des musikalischen Kunstwerkes, lediglich als Material für den Stimmgesang und verhält sich nur deswegen nicht störend zu unserer musikalisch bestimmten Empfindung, weil er uns keineswegs Vernunftsvorstellungen anregt, sondern, wie dies auch sein kirchlicher Charakter bedingt, uns nur mit dem Eindrucke wohlbekannter symbolischer Glaubensformeln berührt.

Durch die Erfahrung, daß eine Musik nichts von ihrem Charakter verliert, wenn ihr auch sehr verschiedenartige Texte untergelegt werden, erhellt sich andererseits nun das Verhältnis der Musik zur Dichtkunst als ein durchaus illusorisches: denn es bestätigt sich, daß, wenn zu einer Musik gesungen wird, nicht der poetische Gedanke, den man namentlich bei Chorgesängen nicht einmal verständlich artikuliert vernimmt, sondern höchstens Das von ihm aufgefaßt wird, was er im Musiker als Musik und zu Musik anregte. Eine Vereinigung der Musik und der Dichtkunst muß daher stets zu einer solchen Geringstellung der letzteren ausschlagen, daß es nur wieder zu verwundern ist, wenn wir sehen, wie namentlich auch unsere großen deutschen Dichter das Problem einer Vereinigung der beiden Künste stets von Neuem erwogen, oder gar versuchten." [1])

Der ehedem als so bedeutungsvoll gepriesene Schlußgesang in der IX. Symphonie [2]) erhält jetzt ein sehr schwächliches Lob: „Die in Schillers Versen ausgesprochenen Gedanken sind es nicht, welche uns fortan beschäftigen, sondern der trauliche Klang des Chorgesanges, an welchem wir selbst einzustimmen uns aufgefordert fühlen, um, wie in den großen Passionsmusiken S. Bachs es wirklich mit dem Eintritte des Chorals geschah, als Gemeinde an dem idealen Gottesdienste selbst mit teilzunehmen. Ganz ersichtlich ist es, daß

---

[1]) Ges. Schr. IX, S. 103—104.

[2]) Siehe das Weitere ebenda IX, S. 111 u. f.

namentlich der eigentlichen Hauptmelodie die Worte Schillers, sogar mit wenigem Geschicke, notdürftig erst untergelegt sind; denn ganz für sich, nur von Instrumenten vorgetragen, hat diese Melodie zuerst sich in voller Breite vor uns entwickelt und uns dort mit der namenlosen Rührung der Freude an dem gewonnenen Paradiese erfüllt."[1])

Der Schwerpunkt des Dramas, der im „Kunstwerk der Zukunft", wie es uns dünkt, einzig auf der Einheit, dem Zusammenwirken von Dichtung und Musik beruhte, wird hier auf das Musikalische zurückgeschoben. Ja, Wagner behauptet, das Musikalische sei der Urgrund des Dramatischen, das wesentlich dramatische Element, in dem das Künstlerische der „Begriffs-Welt" entbehren kann, da das Musikalische eine Erkenntnis der Welt vermittelt, welche der durch die „tiefste Philosophie" gewonnenen gleichkommt:

„Denn, indem der deutsche Geist die zur bloßen gefälligen Kunst herabgesetzte Musik aus ihrem eigensten Wesen zu der Höhe ihres erhabenen Berufs erhob, hat er uns das Verständnis derjenigen Kunst erschlossen, aus welcher die Welt jedem Bewußtsein so bestimmt sich erklärt, als die tiefste Philosophie sie nur dem begriffskundigen Denker erklären könnte.[2])

„Wer wird die große Ouverture zu ‚Leonore' anhören, ohne nicht von der Überzeugung erfüllt zu werden, daß die Musik auch das vollkommenste Drama in sich schließe? Was ist die dramatische Handlung des Textes der Oper ‚Leonore' Anderes, als eine fast widerwärtige Abschwächung des in der Ouverture erlebten Dramas, etwa wie ein langweilig erläuternder Kommentar von Gervinus zu einer Szene des Shakespeare?"[3])

„Die Musik, welche nicht die in den Erscheinungen der Welt enthaltenen Ideen darstellt, dagegen selbst eine, und zwar eine umfassende Idee der Welt ist, schließt das Drama ganz von selbst in sich, da das Drama wiederum selbst die einzige der Musik adäquate Idee der Welt ausdrückt. Das Drama überragt ganz in der Weise die Schranken der Dichtkunst, wie die Musik die jeder anderen, nament-

---

[1]) Ges. Schr. IX, S. 101.

[2]) Ebenda IX, S. 84.

[3]) Ebenda S. 105.

lich aber der bildenden Kunst, dadurch, daß seine Wirkung einzig im Erhabenen liegt. Wie das Drama die menschlichen Charaktere nicht schildert, sondern diese unmittelbar sich selbst darstellen läßt, so giebt uns eine Musik in ihren Motiven den Charakter aller Erscheinungen der Welt nach ihrem innersten An-sich. Die Bewegung, Gestaltung und Veränderung dieser Motive sind analogisch nicht nur einzig dem Drama verwandt, sondern das die Idee darstellende Drama kann in Wahrheit einzig nur durch jene so sich bewegenden, gestaltenden und sich verändernden Motive der Musik vollkommen klar verstanden werden. Wir dürfen somit nicht irren, wenn wir in der Musik die aprioristische Befähigung des Menschen zur Gestaltung des Dramas überhaupt erkennen wollten. Wie wir die Welt der Erscheinungen uns durch die Anwendung der Gesetze des Raumes und der Zeit konstruieren, welche in unserem Gehirne aprioristisch vorgebildet sind, so würde diese wiederum bewußte Darstellung der Idee der Welt im Drama durch jene inneren Gesetze der Musik vorgebildet sein, welche im Dramatiker ebenso unbewußt sich geltend machten, wie jene ebenfalls unbewußt in Anwendung gebrachten Gesetze der Kausalität für die Apperzeption der Welt der Erscheinungen.“[1])

„Die Geistergestalten Shakespeares würden durch das völlige Wachwerden des inneren Musikorganes zum Ertönen gebracht werden, oder auch: Beethovens Motive würden das depotenzierte Gesicht zum deutlichen Gewahren jener Gestalten begeistern, in welchen verkörpert diese jetzt vor unserem hellsichtig gewordenen Auge sich bewegten. In dem einen wie dem anderen der an sich wesentlich identischen Fälle müßte die ungeheuere Kraft, welche hier, gegen die Ordnung der Naturgesetze, in dem angegebenen Sinne der Erscheinungsbildung von innen nach außen sich bewegte, aus einer tiefsten Not sich erzeugen, und es würde diese Not wahrscheinlich dieselbe sein, welche im gemeinen Lebensvorgange den Angstschrei des aus dem bedrängenden Traumgesichte des tiefen Schlafes plötzlich Erwachenden hervorbringt; nur daß hier, im außerordentlichen, ungeheueren, das Leben des Genius der Menschheit gestaltenden

---

[1]) Ges. Schr. IX, S. 105—106.

Falle, die Not dem Erwachen in einer neuen, durch dieses Erwachen einzig offen zu legenden Welt hellsten Erkennens und höchster Befähigung zuführt.

Dieses Erwachen aus tiefster Not erleben wir aber bei jenem merkwürdigen, der gemeinen ästhetischen Kritik so anstößig gebliebenen Übersprunge der Instrumentalmusik in die Vokalmusik, von dessen Erklärung bei der Besprechung der neunten Symphonie Beethovens wir zu dieser weit ausgreifenden Untersuchung ausgingen. Was wir hierbei empfinden, ist ein gewisses Übermaß, eine gewaltsame Nötigung zur Entladung nach außen, durchaus vergleichbar dem Drange nach Erwachen aus einem tiefbeängstigenden Traume; und das Bedeutsame für den Kunstgenius der Menschheit ist, daß dieser Drang hier eine künstlerische That hervorrief, durch welche diesem Genius ein neues Vermögen, die Befähigung zur Erzeugung des höchsten Kunstwerkes zugeführt ist.

Auf dieses Kunstwerk haben wir in dem Sinne zu schließen, daß es das vollendetste Drama, somit ein weit über das Werk der eigentlichen Dichtkunst hinausliegendes sein muß. Hierauf dürfen wir schließen, die wir die Identität des Shakespeareschen und des Beethovenschen Dramas erkannten, von welchem wir andererseits anzunehmen haben, daß es sich zur ‚Oper‘ verhalte, wie ein Shakespearesches Stück zu einem Litteratur-Drama und eine Beethovensche Symphonie zu einer Opernmusik.“[1])

Wagners Bevorzugung des Gefühlsmäßigen, „der inneren Welt“, trifft nun mit seinem oben erörterten Regenerationsproblem insofern wieder zusammen, als er von der retrospektiven sittlichen und künstlerischen Erkenntnis der Welt eine neue veredelte Kultur erhofft. Der Genius, der in Beethoven sich manifestierte, ist der „deutsche Geist“, der gegenüber unserer modernen Zivilisation, die seit der Erfindung der Buchdruckerkunst eine lediglich äußerliche, eine „papierne“ geworden ist[2]) und in allen möglichen Stilarten äußerlich herum-

[1]) Ges. Schr. IX, S. 110—111.

[2]) „Wollen wir uns ein wahres Paradies von Produktivität des menschlichen Geistes vorstellen, so haben wir uns in die Zeiten vor der Erfindung der Schrift und ihrer Aufzeichnungen auf Pergament oder Papier zu versetzen. Wir müssen finden, daß hier das ganze Kulturleben geboren

experimentiert, ohne in Wahrheit einen eigenen Stil zu besitzen,[1]) eine neue edlere Kultur zu schaffen geeignet ist, die weltumgestaltend zu wirken vermag. „So weit unser Auge schweift, beherrscht uns die Mode. — Aber neben dieser Welt der Mode ist uns eben gleichzeitig eine andere Welt erstanden. Wie unter der römischen Universal-Zivilisation das Christentum hervortrat, so bricht jetzt aus dem Chaos der modernen Zivilisation die Musik hervor. Beide sagen aus: ‚unser Reich ist nicht von dieser Welt'. Das heißt eben: wir kommen von innen, ihr von außen; wir entstammen dem Wesen, ihr dem Scheine der Dinge."[2])

„Es ist schwer, sich deutlich vorzustellen, in welcher Art die Musik von je ihre besondere Macht der Erscheinungswelt gegenüber äußerte. Uns muß es dünken, daß die Musik der Hellenen die Welt der Erscheinung selbst innig durchdrang und mit den Gesetzen ihrer Wahrnehmbarkeit sich verschmolz. Die Zahlen des Pythagoras sind gewiß nur aus der Musik lebendig zu verstehen; nach den Gesetzen der Eurhythmie baute der Architekt, nach denen der Harmonie erfaßte der Bildner die menschliche Gestalt; die Regeln der Melodik machten den Dichter zum Sänger, und aus dem Chorgesange projizierte sich das Drama auf die Bühne, wir sehen überall das innere, nur aus dem Geiste der Musik zu verstehende Gesetz, das äußere, die Welt der Anschaulichkeit ordnende Gesetz bestimmen: den ächt antiken dorischen Staat, welchen Platon aus der Philosophie für den Begriff

---

worden ist, welches jetzt nur noch als Gegenstand des Nachsinnens oder der zweckmäßigen Anwendung sich forterhält. Hier war denn auch die Poesie nichts anderes als wirkliche Erfindung von Mythen, d. h. von idealen Vorgängen, in welchen sich das menschliche Leben nach seinem verschiedenen Charakter mit objektiver Wirklichkeit, im Sinne von unmittelbaren Geistererscheinungen, abspiegelte. Die Befähigung hierzu sehen wir jedem edel gearteten Volke zu eigen, bis zu dem Zeitpunkte, wo der Gebrauch der Schrift zu ihm gelangt. Von da ab schwindet ihm die poetische Kraft; die bisher wie im steten Natur-Entwickelungsprozeß lebendig sich gestaltende Sprache verfällt in den Krystallisationsprozeß und erstarrt; die Dichtkunst wird zur Kunst der Ausschmückung der alten, nun nicht mehr neu zu erfindenden Mythen und endigt als Rhetorik und Dialektik." (Ges. Schr. IX, S. 115—116.)

[1]) Siehe Ges. Schr. IX, S. 119.

[2]) Ebenda IX, S. 120.

festzuhalten versucht, ja die Kriegsordnung, die Schlacht, leiteten die Gesetze der Musik mit der gleichen Sicherheit wie den Tanz.

— Aber das Paradies ging verloren: der Urquell der Bewegung einer Welt versiechte. Diese bewegte sich, wie die Kugel auf den erhaltenen Stoß, im Wirbel der Radienschwingung, doch in ihr bewegte sich keine treibende Seele mehr; und so mußte auch die Bewegung endlich erlahmen, bis die Weltseele neu wieder erweckt wurde."[1])

„Dies vermag allein das Drama, und zwar nicht das dramatische Gedicht, sondern das wirklich vor unseren Augen sich bewegende Drama, als sichtbar gewordenes Gegenbild der Musik, wo dann das Wort und die Rede einzig der Handlung, nicht aber dem dichterischen Gedanken mehr angehören.

Nicht also das Werk Beethovens, sondern jene in ihm enthaltene unerhörte künstlerische That des Musikers haben wir hier als den Höhepunkt der Entfaltung seines Genius festzuhalten, indem wir erklären, daß das ganz von dieser That belebte und gebildete Kunstwerk auch die vollendetste Kunstform bieten müßte, nämlich diejenige Form, in welcher, wie für das Drama, so besonders auch für die Musik, jede Konventionalität vollständig aufgehoben sein würde.

Dies wäre dann zugleich auch die einzige, dem in unserem großen Beethoven so kräftig individualisierten deutschen Geiste durchaus entsprechende, von ihm erschaffene rein menschliche, und doch ihm original angehörige, neue Kunstform, welche bis jetzt der neueren Welt, im Vergleiche zur antiken Welt, noch fehlt."[2])

Bei Vergleichung der ästhetischen Anschauungen Wagners der vorangegangenen Periode mit letzterer wird es sich leicht ergeben, daß die Ästhetik Wagners in der letzten Periode insofern ergänzend zu der der ersteren hinzutritt, als sie das, was dort nur universell und ohne besondere Berücksichtigung des subjektiven Momentes ausgesprochen war, nun individuell vertieft.

Zeigte eine jede dieser Perioden dadurch eine gewisse Einseitigkeit auf, so wird es einer späteren kritischen Untersuchung nicht

---

[1]) Ges. Schr. IX, S. 120—121.

[2]) Ebenda IX, S. 111—112.

schwer fallen, aus Äußerungen Wagners in beiden Perioden das Gebäude der Wagner'schen Kunst-Lehre als geschlossenes, architektonisches Ganzes herzustellen. Wie groß auch anscheinend die Abweichung im Einzelnen innerhalb der verschiedenen Perioden sein mag, immerhin leuchtet der einheitliche Gedanke hindurch, den Wagner unter den verschiedenen Wechselfällen des Lebens mit gleicher Unbeugsamkeit verfocht:

„Im Theater liegt der Keim und Kern aller national-poetischen und national-sittlichen Geistesbildung, kein anderer Kunstzweig kann je zu wahrer Blüte und volksbildender Wirksamkeit gelangen, ehe nicht dem Theater sein allmächtiger Anteil hieran vollständig zuerkannt und gesichert ist."

Und unter allen Modifikationen seiner Weltanschauung tritt das Postulat, in dem Wagners ganze künstlerische Thätigkeit und Bedeutung gipfelt, klar zu Tage:

Es ist die Forderung, für die Wagner gerungen, gelitten und gekämpft hatte: Eine edle, ernste Menschlichkeit und eine edle, ernste Kunst!

Tabellarische

über die Entwickelung der Welt-

	Erste Hauptperiode		
	Rein Konventionelle		Emanzipation
	Frühcste Jugend	„Jung Europa“	
Religion:	Theismus	Theismus	Theismus
Metaphysik:	Supranat: Dualismus	Supranat: Dualismus	Supranat: Dualismus
Erkenntnis-Theorie:	——	——	——
Ethik:	——	Hedonismus, Optimismus	Eudämonismus, Optimismus
Politik:	Patriotismus	Liberalistischer Kosmopolitismus	Patriotismus
Besondere Momente:	Mystizismus	Universalist	Bedingter Subjektivismus, „Persönliches Leiden“
	Musiker	Musiker	„Opern-Dichter“
Werke:	Bis zu „Jugend-Symphonie“ und „Feen“	„Liebesverbot“, „Rienzi“	„Holländer“

Übersicht

Anschauung Richard Wagners.

<table>
<tr><td></td><td colspan="3">Zweite Hauptperiode</td></tr>
<tr><td>Reformation</td><td>Junghegelianische</td><td colspan="2">Schopenhauersche</td></tr>
<tr><td>Theismus</td><td>Atheismus</td><td colspan="2">Prinzipielle Religiosität</td></tr>
<tr><td>Supranat: Dualismus, Entwickelungs-Theorie</td><td>Kosmischer Evolutionismus</td><td colspan="2">Transcendentaler Idealismus</td></tr>
<tr><td>——</td><td>Sensualistischer Realismus</td><td colspan="2">Phänomenalismus</td></tr>
<tr><td rowspan="2">Eudämonismus, Optimismus</td><td rowspan="2">Eudämonismus, Optimismus</td><td colspan="2">Pessimismus</td></tr>
<tr><td>absoluter</td><td>bedingter</td></tr>
<tr><td>Patriotismus, Demokratischer Monarchist</td><td>Anarchismus</td><td colspan="2">Idealer Konservatismus, Aristokratismus</td></tr>
<tr><td>Universalismus, Persönliches Leiden</td><td>Universalismus, Sozial-Revolutionär</td><td>Subjektivismus</td><td>Bedingter Universalismus, „Regeneration"</td></tr>
<tr><td>„Opern-Dichter"</td><td>Dichter, Theoretiker</td><td colspan="2">„Wort- und Ton-Dichter", Theoretiker</td></tr>
<tr><td>„Tannhäuser", „Lohengrin"</td><td>(„Siegfrieds Tod", „Wieland", „Jesus von Nazareth"), „Der Ring des Nibelungen"</td><td>„Tristan"</td><td>„Meistersinger", „Parsifal"</td></tr>
</table>

Verzeichnis der Varianten

zwischen den Original-Ausgaben der Wagnerschen theoretischen Schriften und dem Abdruck der zweiten Auflage der Gesammelten Schriften und Dichtungen.

I.

„Das Kunstwerk der Zukunft."

Ausgabe I. Leipzig, Otto Wigand, 1850.

	Seite	Zeile		
A.	6	14	v. ob.	. . . ist daher endlich . . .
B.	45	18	v. ob.	. . . ist sonach endlich . . .
A.	7	7	v. ob.	. . . so gewinnt dieses Anerkenntnis . . .
B.	45	6	v. ob.	. . . so gewinnt diese Anerkenntnis . . .
A.	9	10	v. ob.	. . . Kraft inwohnender . . .
B.	47	6	v. ob.	. . . Kraft innewohnender . . .
A.	14	1	v. ob.	. . . unserer abstrakten Wissenschaften . . .
B.	49	9	v. unt.	. . . unserer deistischen Wissenschaften . . .
A.	23	1	v. unt.	. . . mit inbegriffen haben . . .
B.	55	11	v. unt.	. . . mit eingeschlossen haben . . .
A.	33	12	v. ob.	. . . dafür bewahrt ihn . . .
B.	61	9	v. ob.	. . . davor bewahrt ihn . . .
A.	41	8	v. unt.	. . . ihr sich neigend . . .
B.	67	3	v. unt.	. . . dieser sich neigend . . .
A.	41	7	v. unt.	. . . gerissen . . .
B.	67	2	v. unt.	. . . hingerissen . . .

	Seite	Zeile		
A.	44	2	v. unt.	. . . immer sie selber und immer andere . . .
B.	68	4	v. ob.	. . . immer sie selber und immer anderen . . .
A.	46			Anmerkung unter dem Text.
B.	69			fehlt hier.
A.	53	9	v. ob.	. . . etwa bewegen will . . .
B.	72	3	v. unt.	. . . etwa bewegen soll . . .
A.	56	3	v. ob.	. . . die Bewegung der Bewegung . . .
B.	74	20	v. ob.	fehlt hier.
A.	57	9	v. unt.	. . . das verständigungleitende Maaß . . .
B.	75	18	v. ob.	. . . das Verständigung leitende Maaß . . .
A.	61	4	v. unt.	. . . im öffentlichen Privatleben . . .
B.	77	6	v. unt.	. . . im Privatleben . . .
A.	63	4	v. unt.	. . . zum Dasein gebracht sind . . .
B.	79	2	v. ob.	. . . hervorgegangen sind . . .
A.	63	1	v. unt.	. . . nicht allein beherrschten . . .
B.	79	5	v. ob.	. . . nicht mehr beherrschten . . .
A.	72	5	v. ob.	. . . aus der unergründlich Tiefe . . .
B.	83	5	v. unt.	. . . aus dem Urgrunde . . .
A.	74	7	v. ob.	. . . diese tiefste, unerlösbarste . . .
B.	85	6	v. ob.	. . . diese tiefe, unerlösbare . . .
A.	81	2	v. unt.	. . . ihr nachzuahmen . . .
B.	89	17	v. unt.	. . . ihm nachzuahmen . . .
A.	100	5	v. unt.	. . . in dem . . .
B.	100	18	v. unt.	. . . in welchem . . .
A.	102	7	v. ob.	. . . das wahres Leben in sich habe . . .
B.	101	16	v. ob.	. . . was wahres Leben in sich habe . . .
A.	102	2	v. unt.	. . . unmassen ausgebreiteten . . .
B.	101	5	v. unt.	. . . unmäßig ausgebreiteten . . .
A.	106	7	v. unt.	. . . des verlorengegangenen Nibelungenliedes . . .
B.	104	7	v. unt.	. . . der verlorengegangenen Nibelungenlieder . . .
A.	109	4	v. ob.	. . . ohne des sommerlichen Schmuckes . . .
B.	106	1	v. ob.	. . . ledig des sommerlichen Schmuckes . . .

	Seite	Zeile		
A.	114	14	v. ob.	. . . wo sowohl dieses gemeinschaftliche Verlangen als diese gemeinschaftliche Theilnahme fehlt . . .,
B.	108	10	v. unt.	. . . wo sowohl diese als jene fehlt . . .
A.	121	7	v. ob.	. . . diesem hochmütig verachteten himmlischen Leben . . .
B.	112	16	v. unt.	. . . diesem hochmütig verachteten sinnlichen Leben . . .
A.	138	11	v. ob.	. . . die ihrem Genius sich entschlugen . . .
B.	122	13	v. ob.	. . . die ihrem Genius entsprangen . . .
A.	138	12	v. ob.	. . . gleich gaukelndem Feuerwerke . . .
B.	122	14	v. ob.	. . . nur gleich gaukelndem Feuerwerk . . .
A.	142	5	v. unt.	. . . der Orpheiker . . .
B.	125	2	v. ob.	. . . der Orphiker . . .
A.	174	8	v. ob.	. . . hierauf begründet sich . . .
B.	143	15	v. ob.	. . . hierauf begründete sich . . .
A.	179	13	v. ob.	. . . entnehmen zu können . . .
B.	146	14/15	v. ob.	. . . noch entnehmen zu können . . .
A.	185	1/11	v. ob.	. . . Unsre Kunst . . . und durchmacht
B.	149			fehlt dies!
A.	185	11	v. ob.	. . . gleicht aber . . .
B.	149	16	v. unt.	. . . gleicht daher . . .
A.	185	13	v. ob.	. . . das diese nicht kennt . . .
B.	149	15	v. unt.	. . . welches diese nicht kennt . . .
A.	190	12	v. ob.	. . . die eines abstrakten Gottes . . .
B.	152	17	v. ob.	. . . die eines modernisirten Jehova's . . .
A.	195	13	v. ob.	. . . lösen den Kothurn und die Maske . . .
B.	155	15	v. ob.	. . . lösen den Kothurn und die Maske ab . . .
A.	207	6	v. ob.	. . . Drama zu zeugen . . .
B.	162	13	v. ob.	. . . Drama zu erzeugen . . .
A.	220	2	v. unt.	. . . einen höchst geringen Theil . . .
B.	170	15	v. ob.	. . . einen bestimmten Theil . . .
A.	223	6	v. unt.	. . . uns in die ewige Sorge . . .
B.	172	7	v. ob.	. . . uns in die ewige Sorge zurück . . .
A.	224	9	v. ob.	. . . des geschlechtlich nationalen Communismus . . .
B.	172	18/19	v. ob.	. . . der geschlechtlich-nationalen Gemeinsamkeit . . .

II.

„Die Kunst und die Revolution."

Ausgaben:

	Seite	Zeile		
A.	6	6	v. ob.	. . . Priesterin zu Delphi . . .
B.	10	6	v. ob.	. . . Priesterin zu Delphoi . . .
A.	6	8	v. unt.	. . . Aeschylos . . .
B.	10	17	v. ob.	. . . Aischylos . . .
A.	9	5	v. unt.	. . . vor dem Berufe des Chores . . .
B.	12	10	v. ob.	. . . vor dem Anrufe des Chores . . .
A.	16	10	v. ob.	. . . die himmlische Schönheit . . .
B.	16	2	v. ob.	. . . die sinnliche Schönheit . . .
A.	20	6	v. ob.	. . . aus dem Leben selbst . . .
B.	18	13	v. ob.	. . . aus dem Leben . . .
A.	24	7	v. unt.	. . . die zierliche Hüfte . . .
B.	20	2/3	v. unt.	. . . den zierlichen Sprung . . .
A.	24	6	v. unt.	. . . dort den glänzenden Effekt . . .
B.	20	1	v. unt.	. . . hier den glänzenden Effekt . . .
A.	24	5	v. unt.	. . . den vehementen Ausbruch . . .
B.	21	1	v. ob.	. . . den verblüffenden Ausbruch . . .
A.	32	14	v. ob.	. . . oft kann ohne Zweck . . .
B.	25	16	v. unt.	. . . oft fast ohne Zweck . . .
A.	40	10	v. ob.	. . . hemmende Schranke in ihm sein . . .
B.	30	9	v. ob.	. . . hemmende Schranke sein . . .
A.	44	4	v. ob.	. . . nach wirklichem Genusse . . .
B.	32	19	v. ob.	. . . nach würdigem Genusse . . .
A.	46	12	v. ob.	. . . O, herrlicher Jesus . . . protegiere . . .
B.	33			fehlt hier!
A.	46	7	v. unt.	. . . künstlerischen Sklaven . . .
B.	33	3	v. unt.	. . . künstlichen Sklaven . . .
A.	52/53	7/4	v. ob.	. . . Das oft gepriesene . . . Geist der Menschheit . . .
B.	37			fehlt hier!
A.	54	12	v. ob.	fehlt!
B.	37	2	v. unt.	falls . . . ausgebildet haben . . .

III.

„Oper und Drama.“

1.

	Seite	Zeile		
A.	1	1	v. ob.	. . . Vorwort . . .
B.	222	2	v. ob.	Vorwort zur ersten Auflage.
A.	7	1	v. unt.	Richard Wagner.
B.	225			fehlt hier!
A.	50	2	v. ob.	. . . glücklich begabten . .
B.	244	5	v. unt.	. . . edel begabten . . .
A.	59	7	v. ob.	. . . ein zu sich gehöriges Ganzes . . .
B.	249	13	v. unt.	. . . ein zu einandergehöriges Ganzes . . .
A.	60	3	v. ob.	. . . durchaus kein Verlangen . . .
B.	250	5	v. ob.	. . . kein Verlangen . . .
A.	80	1/2	v. unt.	. . . der räthselvolle Hast . . .
B.	261	17	v. ob.	. . . die räthselvolle Hast . . .
A.	105	7/8	v. ob.	. . . etwas schlagend fremdartiges . . .
B.	273	19	v. ob.	. . . etwas überraschend fremdartiges . . .
A.	143	9	v. ob.	. . . stieß er . . .
B.	293	18	v. ob.	. . . hauchte er . . .
A.	165	7	v. unt.	. . . selbst hinzuweisen . . .
B.	305	18	v. unt.	. . . selbst hinzuleiten . . .
				2.
A.	6	3/4	v. ob.	. . . sondern diese ihrer kümmerlichen Natur nach zu jenen gehalten . . .
B.	1	3	v. unt.	. . . sondern diese zu jenen gehalten, ihrer kümmerlichen Natur nach . . .
A.	9	10	v. ob.	. . . Staatsästhetikern . . .
B.	3	4	v. unt.	. . . Aesthetikern . . .
A.	9	Anm.		. . . Hofliteraten . . .
B.	3	Anm.		. . . Litteraten . . .
A.	12	4	v. unt.	. . . Balgentreters . . .
B.	5	12	v. unt.	. . . Bälgetreters . . .
A.	13	2	v. ob.	. . . als Amüsement . . .
B.	5	8	v. unt.	. . . zur Beachtung . . .

	Seite	Zeile		
A.	26			fehlt Anmerkung.
B.	13			Da ich . . . vorliegen . . .
A.	44	1	v. unt.	. . . bereits im Tasso . . . zu Eis . . .
	45	1/2	v. ob.	
B.	22			fehlt hier!
A.	69	8	v. unt.	. . . Unwillkür . . .
B.	35	20	v. ob.	. . . Willkür . . .
A.	83	11	v. ob.	. . . Unwillkür . . .
B.	42	7	v. unt.	. . . Willkür . . .
A.	129			(2) Anmerkungen.
B.	66			fehlen hier!
A.	143			Anmerkung.
B.	73			fehlt hier!
A.	160	2	v. ob.	. . . von dem verrufenen Wunder . . .
B.	82	1	v. ob.	. . . von dem Wunder . . .
A.	188	7	v. unt.	. . . empfindlich verdürrte . . .
B.	96	7	v. unt.	. . . empfindlich verdörrte . . .
				3.
A.	9	8	v. ob.	. . . den . . . hervorbrachten . . .
B.	105	9	v. unt.	. . . welche . . . hervorbrachten . . .
A.	28	2	v. unt.	. . . eine weniger respektable . . .
B.	116	11	v. ob.	. . . eine minder respektable . . .
A.	78	3	v. ob.	. . . accentuirten Worten . . .
B.	141	16	v. ob.	. . . accentuirten Wörtern . . .
A.	157	Anm.		Der „Geist . . . ward.
B.	182			fehlt hier.
A.	183	9	v. unt.	. . . die die dramatische . . .
B.	195	9	v. unt.	. . . welche die dramatische . . .
A.	225	1	v. ob.	. . . und Sinnlichsten . . .
B.	217	7	v. ob.	. . . und sinnfälligsten . . .

„Eine Mittheilung an meine Freunde."

	Seite	Zeile		
A.	3	1/3	v. ob.	. . . Der Grund . . . liegt darin . . .
B.	230	1/2	v. ob.	. . . Die Veranlassung . . . daraus . . .
A.	3	6	v. ob.	. . . dieser Dichtungen . . .
B.	230	5	v. ob.	. . . meiner bisherigen Operndichtungen . . .
A.	3	9/10	v. ob.	. . . nächstens . . . mit diesem
B.	230			fehlt hier!
A.	3	5	v. unt.	. . . vorlege . . .
B.	230	6	v. unt.	. . . vorlegte . . .
A.	3	3/2	v. unt.	. . . die ich . . . hoffen kann . . .
B.	230	3/5	v. unt.	. . . an meine Freunde . . . hoffen kann . . .
A.	4	Anm.		fehlt.
B.	231	Anm.		. . . in meinem . . . nachgeht . . .
A.	36	Anm.		fehlt.
B.	251			Ueber diese . . . Freunde.
A.	36	5	v. unt.	Seht, hierin liegt alles Genie!
B.	251			fehlt hier!
A.	39	Anm.		. . . Den man . . . hält . . .
B.	252			fehlt hier!
A.	40	13	v. ob.	Die uns allen . . . gelten . . .
B.	253			fehlt hier!
A.	41	1/2	v. ob.	. . . des . . . Laster . . .
B.	253			fehlt hier.
A.	43	Anm.		Ergötzlich war der Geist der Verhandlungen, die ich, wegen der beabsichtigten Aufführung dieser Oper, mit dem damaligen Direktor des Leipziger Theaters zu führen genötigt war, er erklärte mir, daß der Stadtrat die Erlaubnis zur Darstellung solcher Dinge nicht erteilen und er als Vater alle Grundsätze, in denen er seine Tochter erzogen, aufheben würde, wenn er ihr gestatten wollte, in dieser Oper aufzutreten, — worauf ich übrigens keineswegs bestand.
B.	255			fehlt hier.

	Seite	Zeile		
A.	56	Anm.		Unter diesen befinden sich auch Aufsätze, die ich — mit dem Namen Freudenfeuer — in Lewalds „Europa" schrieb.
B.	263			fehlt hier!
A.	59	9/14	v. ob.	... gehören die drei dramatischen Dichtungen an, die ich durch diese Herausgabe in der Reihenfolge, wie sie entstanden, meinen Freunden vorlege: dieß sind, außer dem genannten „Fliegenden Holländer", „Tannhäuser" und „Lohengrin"...
B.	264	6/7	v. unt.	gehören die beiden ihm folgenden dramatischen Dichtungen, „Tannhäuser" und „Lohengrin", an...
A.	61	Anm.		Neulich hielt ein Kritiker diesen Teufel und den fliegenden Holländer für einen dogmatischen
	61	Anm.		Teufel und für ein dogmatisches Gespenst.
B.	266			fehlt hier!
A.	63	12	v. unt.	... mich mit dieser Herausgabe ...
B.	267	13	v. ob.	... mich mit diesem Gedichte ...
A.	64	8/9	v. ob.	... (in der „Zeitung für die elegante Welt", 1843) bereits ...
B.	267	Anm.		Siehe die autobiographische Skizze im ersten Bande dieser Sammlung.

„Kunst und Klima."

II.[1])	208	16	v. ob.	... wie in den Tropenländern ...
K.[2])				... wie in Indien und den Tropenländern ...
II.	209	14	v. unt.	... ausübte ...
K.				... übte ...
II.	210	11	v. ob.	... sondern ihrer Fürsorge ihn erwähnte ...
K.				... sondern ihrer Fürsorge erwähnten ...
II.	211	5	v. ob.	... an sich selbst vollendete Mensch ...
K.				... an sich selbst vollendete, künstlerische Mensch ...
II.	211	19	v. ob.	... zu absoluter Genußsucht ...
K.	4			... durch Brutalität zu absoluter Genußsucht ...

[1]) Gesammelte Schriften.
[2]) Original in Kolutschek's „Deutscher Monatsschrift".

	Seite	Zeile		
II.	211	7	v. unt.	... was unter Jehova's Fügung ...
K.	4			... was unter Gottes Fügung ...
II.	212	18	v. ob.	... um diese Frage zu bekümmern ...
K.	4			... um diese Frage zu kümmern ...
II.	213	5	v. unt.	... Sanssouci ...
K.	5			... Sanssoucis ...
II.	214	10	v. ob.	... hervorgegangen ...
K.	6			... hervorgegangene ...
II.	214	12	v. ob.	... unseren wahren menschlichen ...
K.	6			... unsern wahren menschlichen ...
II.	216	2	v. ob.	... in welchem sich dieser selbstbewußte ...
K.	7			... in welchem dieser selbstbewußte ...
II.	217	9	v. ob.	... zum harmonischen Abschlusse ...
K.	8			... zum harmonischen Abschluß ...
II.	217	14	v. ob.	... gemeinsamen Abschlusse ...
K.	8			... gemeinsamen Abschluß ...
II.	217	18	v. unt.	... sie für das Kunstwerk behindern ...
K.	8			... sie im Kunstwerk hindern ...
II.	219	12	v. ob.	... die Schönheit, welcher der Bildner ...
K.	9			... die Schönheit der, der Bildner ...
II.	219	16	v. ob.	... Wie hoch sich dieses ...
K.	10			... Wie hoch sich dieß ...
II.	219	16	v. unt.	... in philosophischer Abstraktion zu erstreben ...
K.	10			... in philosophischer Abstraktion zu ersterben ...
II.	220	20	v. unt.	... heranblühen ...
K.	10			... hereinblühen ...

Litteratur-Verzeichnis.

Richard Wagner: Gesammelte Schriften und Dichtungen.[1]) Zweite Auflage, 10 Bände. Leipzig, E. W. Fritzsch.

Richard Wagner: Entwürfe, Gedanken, Fragmente.[2]) Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Richard Wagner: „Jesus von Nazareth." Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Europa. Chronik der gebildeten Welt, in Verbindung mit mehreren Gelehrten und Künstlern herausgegeben von August Lewald. Karlsruhe, Artistisches Institut. Jahrgang 1841 (3. Bd.).

Zeitung für die elegante Welt. 1843. Erster Band. Leipzig, L. Voß.

Dresdener Abendzeitung. Jahrgang 1841—1842.

Richard Wagner: „Die Novize von Palermo" (oder „Das Liebesverbot"). Magdeburg 1836. (Manuskript im Richard Wagner-Museum, Wien.)

Richard Wagner: „Kunst und Revolution." Leipzig 1849, Otto Wigand.

Richard Wagner: „Kunstwerk der Zukunft." Leipzig 1850, Otto Wigand.

Richard Wagner: „Oper und Drama." Leipzig 1852, J. J. Weber (3 Bde.).

Richard Wagner: „Drei Operndichtungen nebst einer Mitteilung an meine Freunde als Vorwort." Leipzig 1852, Breitkopf & Härtel.

Richard Wagner: Lebens-Bericht. Deutsche Original-Ausgabe von „The work and mission of my life." Leipzig 1884, Edwin Schloemp.

Richard Wagner: „Die Feen." Romantische Oper in drei Akten. Mannheim, Friedrich Heckel.

Richard Wagner: „Judentum in der Musik." Leipzig 1869, J. J. Weber.

Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt. 2 Bde. Leipzig 1887, Breitkopf & Härtel.

Richard Wagners Briefe an Theodor Uhlig, Wilhelm Fischer, Ferdinand Heine. Leipzig 1888, Breitkopf & Härtel.

Katalog einer Richard Wagner-Bibliothek. Nach den vorliegenden Originalien systematisch-chronologisch geordnetes und mit Citaten und

---

[1]) Bei Citaten abgekürzt in „Ges. Schr."

[2]) Abgekürzt in „Entw."

Anmerkungen versehenes authentisches Nachschlagebuch durch die gesamte Wagner-Litteratur von Nikolaus Oesterlein. Erster Band abgeschlossen: November 1881. Leipzig 1882, Breitkopf & Härtel. Zweiter Band. (Nr. 3373—5567.) Leipzig 1886, Breitkopf & Härtel. Dritter Band. Leipzig 1891, Breitkopf & Härtel.

Wagner-Lexikon. Hauptbegriffe der Kunst und Weltanschauung Richard Wagners in wörtlichen Anführungen, aus seinen Schriften zusammengestellt von Carl Fr. Glasenapp und Heinrich von Stein. Stuttgart 1883, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Wagner-Encyklopädie. Haupterscheinungen der Kunst und Kulturgeschichte im Lichte der Anschauung Richard Wagners. In wörtlichen Anführungen aus seinen Schriften dargestellt von C. Fr. Glasenapp. 2 Bde. Leipzig 1891, E. W. Fritzsch.

Richard Wagner-Jahrbuch, von Joseph Kürschner. (1. Bd.) Im Selbstverlag. Stuttgart 1886.

Richard Wagner-Kalender. Historische Daten aus des Meisters Leben und Wirken ꝛc. 2. Auflage 1883. Wien, Carl Fromme.

Bayreuther Taschen-Kalender, herausgegeben vom Allgemeinen Richard Wagner-Verein. (7 Bde. 1885—1892.) Berlin, Ed. Bote & G. Bock.

Richard Wagners Leben und Wirken, in sechs Büchern dargestellt von Carl Fr. Glasenapp. Neue vermehrte Ausgabe mit einem Namen- und Sachregister. Leipzig 1882, Breitkopf & Härtel.

Richard Wagner, sein Leben und seine Werke, von Wilhelm Tappert. Elberfeld 1883, Sam. Lucas.

Musiker-Biographien. 5. Bd.: „Richard Wagner", von Ludwig Nohl. Zweite vervollständigte Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Richard Wagner, von Richard Pohl. Leipzig 1883, Breitkopf & Härtel.

Richard Wagner, sein Leben und seine Werke, von Bernhard Vogel. Leipzig 1883, Rühle & Rüttinger.

Das Richard Wagner-Museum und sein Bestimmungsort, von Nikolaus Oesterlein, im Anschluß an die von demselben Verfasser veröffentlichte Schrift: „Entwürfe zu einem Richard Wagner-Museum". Wien 1884, Albert J. Gutmann.

Die reformatorische Weltanschauung in Wagners letzten Werken, Erläuterungen von Emil Barden. Mit einem Vorwort von Hans von Wolzogen. Berlin 1888. Verlag der Aktiengesellschaft „Pionier".

Über Richard Wagners Entwickelung und Richtung, von Dr. Ludwig Eckardt. Hamburg 1857, A. F. M. Kümpel. 23 Seiten.

Ardinghello und die glückseligen Inseln. Eine italienische Geschichte aus dem sechszehnten Jahrhundert von Wilhelm Heinse. 1. Bd. Stuttgart 1856, Fr. Heyne.

Erinnerungen, von Heinr. Laube. Gesammelte Werke. 1 Bd. 1810—1840. Wien 1875. — 16 Bde. 1841—1881. Wien 1882.

Briefe eines Hofrates oder Bekenntnisse einer jungen bürgerlichen Seele, von Heinrich Laube.

Das neue Jahrhundert, von Heinrich Laube. Fürth, Friedr. Korn. Bd. I: „Polen".

Das junge Europa. Novelle von Heinrich Laube. 2 Bde. Leipzig 1833, Otto Wigand.

Album Bellini. Napoli 1886.

Geschichte des Hoftheaters zu Dresden. Von seinen Anfängen bis zum Jahre 1862, von Robert Prölß. Dresden 1878, Wilhelm Baensch, Verlagshandlung.

Der Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreichs. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte von L. Stein, Professor in Kiel. Zweite umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. 3 Bde. Leipzig 1848, Otto Wigand.

Akten wider den vormaligen Kapellmeister Richard Wagner, hier. Wegen Beteiligung am hiesigen Maiaufstande im Jahre 1849. Königliches Stadtgericht zu Dresden, Abteilung für Kriminalsachen 1856, Kap. IIa, Lit. W, Nr. 63.

Der Mai-Aufstand in Dresden. Auszugsweise bearbeitet nach offiziellen Quellen von A. von Montbé, Oberstleutnant im königl. sächsischen Generalstabe. Mit einem Plane. Dresden 1850, Verlag von Carl Höckner.

Der Kampf in Dresden im Mai 1849. Mit besonderer Rücksicht auf die Mitwirkung der preußischen Truppen — geschildert und militärisch beleuchtet — durch den königlich preußischen Obersten Graf von Waldersee, Kommandeur des Kaiser Alexander-Grenadier-Regiments, Befehlshaber der preußischen Truppen in Dresden. Berlin 1849, Druck und Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Zimmerstraße 84, 85.

Der Aufruhr in Dresden am 3., 4., 5., 6., 7., 8. und 9. Mai 1849. Nach amtlichen Quellen geschildert von Dr. Carl Krause. Vierte, mit einem Nachtrage versehene Auflage. Dresden 1849, Verlag von Adler & Dietze.

Die Ereignisse in Dresden vom 2.—9. Mai 1849, nach eigenen Erlebnissen, aktenkundigen und sonstigen zuverlässigen Nachrichten dargestellt vom Stadtrat Meusel. Dresden 1849, Druck von C. Heinrich.

La théologie politique de Mazzini et l'Internationale, par M. Bakounine. Membre de l'association internationale de travailleurs. Première partie. Commission de propagande socialiste 1871.

Dresdens Barrikadenkampf. Thatsächliche Darstellung der Ereignisse vom 3. bis zum 9. Mai 1849, von Dr. Julius Schladebach. Dresden 1849, H. J. Grimm & Ko.

Der Aufstand in Dresden. Politisch und militärisch beleuchtet von einem sächsischen Offizier und Augenzeugen. Leipzig 1849, Hinrichs' Buchhandlung.

Der Aufstand in Dresden im Mai 1849 und meine Gefangenschaft, von Carl Rosen. Dresden 1849, Selbstverlag.

Enthüllungen über die Mai-Revolution in Dresden. In Form eines Tagebuches zur Erinnerung für spätere Zeiten aufgezeichnet ꝛc. von einem Dresdener. Grimma 1849, Verlagskontor.

Das Dresdener Blutbad oder des Volkes Erhebung und Fall zu Dresden ꝛc., von einem Augenzeugen. 2. Auflage. Bautzen, Reichel.

Selbstverteidigung von Otto Heubner in seiner auf Hochverrat gerichteten Untersuchung. Zum Besten seiner Familie herausgegeben von Angehörigen des Verfassers. Zwickau 1850, Verlag von Gebrüder Thost.

Klänge aus der Zelle in die Heimat 1849—1859, von O. L. Heubner. Dresden, Rudolph Kuntze, Verlagsbuchhandlung.

Kerkerbilder, mit der Feder gezeichnet von einem Dresdener Maigefangenen. Herausgegeben von Ruhlieb Gogin, Leipzig 1849, Druck bei Roempler.

Aus dem Gefängnisleben, von Th. Oelckers. 2 Teile. Leipzig 1860, Otto Wigand.

Meine Mitgefangenen. Gedichte von Th. Oelckers. Leipzig 1860, Ernst Keil.

Beweis, daß die wegen ihrer Beteiligung an dem Maiaufstande des Jahres 1849 des Hochverrates Angeklagten weder als Hochverräter, noch als Aufrührer zu bestrafen, sondern von diesem Verbrechen freizusprechen seien, geführt von Dr. jur. Aug. Pappermann, Rechtsanwalt. Dresden 1850. Im Selbstverlage und in Kommission der Horischen Buchhandlung zum Besten Hilfsbedürftiger vom Verfasser herausgegeben.

Volksblätter, unter Mitwirkung des Vaterlandsvereins herausgegeben von A. Röckel, 1848—1849. (Die Paginierung der Volksblätter ist fehlerhaft. Nr. 7, 1848, geht von Seite 25 auf Seite 27 über. Nr. 10 hat die Seitenzahlen 37, 38, 39, 40. Nr. 11 ist paginiert 39, 40, 42, 44. Nr. 13 schließt mit Seite 54. Nr. 14 hat die Seitenzahlen (55.) 54, 55, 56. 1849: Nr. 5 schließt mit der Seite 20. Nr. 6 ist paginiert (25.) 26, 27, 28. Nr. 7: (25.) 26, 27, 28.

Dresdener Journal, 1848.

Dresdener Anzeiger, 1842—1849.

Dresdener Zeitung, 1848—1849.

Dresdener Abendzeitung, 1841.

Der Turmwart, herausgegeben von G. E. Weißflog. Werdau 1848—1849.

Sachsens jüngste Vergangenheit, ein Beitrag zur Beurteilung der Gegenwart, von Dr. B. Hirschel. Freiberg, Verlag von A. Reimann, April 1849.

Mein Tagebuch in bewegter Zeit, von Gustav Kühne. Leipzig 1863, Ludwig Denicke.

Vereinigte Volksblätter für Sachsen und Thüringen. Vereinigt: Weißflogs Turmwart; Röckels Volksblätter; Ludwigs Volksbote; Binders

Leipziger Landbote. Redakteur: Robert Binder. Leipzig 1849—1852. Druck der Vereins-Buchdruckerei in Leipzig.

Die Fackel, Oppositionsblatt gegen Lüge und Unverstand, herausgegeben von Hugo Haepe. Kommissionsverlag der Buchdruckerei des Verlagskontors in Grimma.

1849 oder des Königs Maienblüte. Historischer Roman aus der Gegenwart, von Franz Lubojatsky. 3 Teile. Grimma und Leipzig, Druck und Verlag des Verlagskontors.

Wühlerpraxis. Kommentar zu Struwwelpeters Handbuch für Wühler, zum Besten eines allgemeinen deutschen Wühlerspitals. Grimma 1849, Verlag des Verlagskontors.

Dresdens Maitage. Ein Zeitbild von M. Norden. 2 Bde. Leipzig 1850, Adolph Wienbrack.

Aufruf an die Slawen, von einem russischen Patrioten, Michael Bakunin. Köthen 1848, Selbstverlag des Verfassers.

17. Anniversaire de la Révolution Polonaise. Discours etc. par M. Bakounine. Paris 1847.

Rußland vor und nach dem Kriege. Auch „Aus der Petersburger Gesellschaft". Leipzig 1879, F. A. Brockhaus.

Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland, von Alphons Thun. Leipzig 1883, Verlag von Duncker & Humblot.

Michael Bakunin und der Radikalismus, von * * *. Deutsche Rundschau, Bd. XI, 1877 und Bd. XII. (Sonderabdruck des gleichbenannten Kapitels in „Rußland vor und nach dem Kriege". — Verfasser: Franz von Löhr?)

Anarchie oder Autorität?, von Wilhelm Marr. Hamburg 1852, Hoffmann & Campen.

Meine Beziehungen zu Herzen und Bakunin, von Iwan Golowin. Der russische Nihilismus, mit einer Einleitung über die Dekabristen. Leipzig, Verlag von Louis Senf.

Was ist das Eigentum oder Untersuchungen über den letzten Grund des Rechtes und des Staates, von P. J. Proudhon. Aus dem Französischen übersetzt von F. Meyer. Bern 1844, Druck und Verlag von Jenni, Sohn.

Evangelium des armen Sünders, von Wilhelm Weitling. 2. Auflage, 1846.

Percy, Bysshe Shelley, von H. Druskowitz, Dr. phil. Berlin 1884, Verlag von Robert Oppenheim.

Wahrheit ohne Dichtung, von Gottfried Kinkel.

Erinnerungen und Aufzeichnungen, von Friedrich Ferdinand, Graf von Beust. Stuttgart 1887, 1. Bd.

Die Hintermänner der Sozialdemokratie, von einem Eingeweihten. Berlin 1890, H. Conitzers Verlag, Nettelbeckstr. 4.

Lamennais' Worte des Glaubens, übersetzt von Ludwig Börne. Mit Ergänzungen und einem Vorwort neu herausgegeben von Robert Habs. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun.

Paroles d'un croyant, par l'abée de Lamennais, 1833. Bruxelles 1834, P. J. Voglet, imprimeure-Libraire. Troisième Édition.

Ludwig Feuerbachs sämtliche Werke. 8 Bde. Leipzig 1846—1851, Verlag von Otto Wigand.

Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit, vom Standpunkte der Anthropologie. Leipzig 1866, Verlag von Otto Wigand.

Abälard und Heloise, oder der Schriftsteller und der Mensch. Eine Reihe humoristisch-philosophischer Aphorismen von Ludwig Feuerbach. 3. Auflage. Leipzig 1877, Otto Wigand.

Der Ursprung der Götter nach den Quellen des klassischen, hebräischen und christlichen Altertumes, von Ludwig Feuerbach. 2. Auflage. Leipzig 1866, Otto Wigand.

Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlasse, sowie in seiner philosophischen Charakterentwickelung dargestellt von Karl Grün. 2 Bde. Leipzig und Heidelberg 1874, C. F. Wintersche Verlagshandlung.

Ludwig Feuerbach, von C. N. Starcke, Dr. phil. Stuttgart 1885, Verlag von Ferd. Encke.

Briefwechsel zwischen Ludwig Feuerbach und Christian Kapp, 1832—1848. Herausgegeben und eingeleitet von Aug. Kapp. Leipzig 1876, Verlag von Otto Wigand.

Ludwig Feuerbachs Philosophie, die Naturforschung und die philosophische Kritik der Gegenwart von Albrecht Rau. Leipzig 1882, Verlag von Johann Ambrosius Barth.

Ludwig Feuerbach und seine Stellung zur Religion und Philosophie der Gegenwart. Eine Habilitationsdissertation von Dr. Adolph Cornill. Frankfurt a. M. 1851, J. D. Sauerländers Verlag. I. Abteilung, I. Teil: Darstellung und Kritik von Feuerbachs theologischer Denkweise.

Darstellung und Kritik der Philosophie Ludwig Feuerbachs, von Dr. Julius Schaller, außerordentl. Professor der Philosophie an der Universität Halle. Leipzig 1847, Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.

Die Triarier, David Friedrich Strauß, Ludwig Feuerbach und Arnhold Ruge, und ihr Kampf für die moderne Geistesfreiheit. Ein Beitrag zur letztvergangenen deutschen Geistesbewegung, von einem Epigonen. Kassel 1852, J. C. J. Raabé & Ko.

Leben und Geist Ludwig Feuerbachs. Festrede am 11. November 1872 auf Veranlassung des freien deutschen Hochstiftes für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung in Goethes Vaterhause zu Frankfurt a. M. gehalten von Dr. C. Beyer, Ehrenmitglied und Meister des freien deutschen Hochstiftes 2c. 4. Auflage. Leipzig 1873, Verlag von Paul Frohberg 2c.

Arnold Ruges sämtliche Werke. 2. Auflage, mit einem Porträt des Verfassers. 10 Bde. Mannheim 1847—1848, Verlag von J. P. Grohe.

Aus früherer Zeit, von Arnold Ruge. 3 Bde. Berlin 1862—1863, Verlag von Franz Duncker.

Arnold Ruges Briefwechsel und Tagebuchblätter aus den Jahren 1825—1880. Herausgeben von Paul Herrlich. 2 Bde. Mit einem Porträt. Berlin 1886, Kindmannsche Buchhandlung.

Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet von David Friedrich Strauß. 2 Bde. Tübingen 1835—1836, Osiander.

Das Leben Jesu, für das deutsche Volk bearbeitet von David Friedrich Strauß. Leipzig 1864, Brockhaus.

Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntnis von David Friedrich Strauß. Leipzig 1872, Hirzel.

Grundriß der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, als Kompendium für Studierende und als Leitfaden für den Unterricht an höheren Schulen bearbeitet von Otto Pfleiderer. 4. Auflage. Berlin 1888, G. Reimer.

Zur Geschichte der neuesten Theologie, von Karl Schwarz, außerordentlicher Professor der Theologie zu Halle. 2. Auflage. Leipzig 1856, Brockhaus.

Protestanten-Bibel neuen Testamentes, herausgegeben von Dr. Paul Wilhelm Schmidt und Dr. Franz von Holtzendorff. 2 Hälften. Leipzig 1872, J. G. Barth.

Das Evangelium nach Johannes. Theologisch-homiletisch bearbeitet von J. P. Lange, Konsistorialrat, Dr. und ordentlicher Professor der Theologie in Bonn. Zweite, durchgesehene und verbesserte Auflage. Bielefeld, Verlag von Velhagen & Klasing. (Bd. IV des „Theologisch-homiletischen Bibelwerkes".)

Der Emanzipationskampf des vierten Standes, von Dr. R. Meyer. 2 Bde. Zweite vermehrte Auflage. Berlin 1882, Verlag von Herm. Bahr.

Ludwig von Beethovens Leben. Nach den Originalmanuskripten deutsch bearbeitet von Thayer. 3 Bde. Berlin 1866—1872.

Friedrich Ueberwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie. 3 Bde. Siebente, mit einem Philosophen- und Litteratoren-Register versehene Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Heinze, ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig. Berlin 1886, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, königliche Hofbuchhandlung, Kochstraße 68—70.

Grundzüge der physiologischen Psychologie, von Wilhelm Wundt, Professor an der Universität zu Leipzig. Dritte, umgearbeitete Auflage. 2 Bde. Leipzig, Wilhelm Engelmann.

Vorschule der Ästhetik, von Gustav Theodor Fechner. 2 Teile. Leipzig 1876, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel.

Geschichte der neueren Philosophie, von Nicolaus von Kues bis zur Gegenwart. Im Grundriß dargestellt von Dr. Richard Falckenberg, Privatdozent an der Universität Jena. Leipzig 1886, Verlag von Veit & Komp.

Die Entstehung der neueren Ästhetik, von Dr. K. Heinrich von Stein, Privatdozent an der Universität Berlin. Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Die Geburt der Tragödie, oder Griechentum und Pessimismus, von Friedrich Nietzsche. Neue Ausgabe mit dem Versuche einer Selbstkritik. Leipzig, E. W. Fritzsch.

Der Fall Wagner (ein Musikantenproblem), von Friedrich Nietzsche. 2. Auflage. Leipzig, C. G. Naumann.

Richard Wagner, eine Skizze seines Lebens und Wirkens, von Franz Muncker. Zeichnungen von Heinrich Nisle. 3. Auflage. Bamberg, Buchnersche Verlagsbuchhandlung, Gebrüder Buchner, Königlich Bayerische Hofbuchhandlung.

Geschichte der Weltlitteratur in übersichtlicher Darstellung, von Dr. Adolph Stern, Professor der Litteraturgeschichte am Königlichen Polytechnikum zu Dresden. Stuttgart 1888.

Richard Wagner, eine Biographie. Kassel 1855, Ernst Balde.

Die Welt als Wille und Vorstellung, von Arthur Schopenhauer. 2 Bde. Vier Bücher nebst einem Anhange, der die Kritik der Kantschen Philosophie enthält. Leipzig 1888, F. A. Brockhaus.

Schopenhauer-Lexikon, ein philosophisches Wörterbuch nach Arthur Schopenhauers sämtlichen Schriften und handschriftlichem Nachlasse von Julius Frauenstädt. 2 Bde. Leipzig 1871, F. A. Brockhaus.

Arthur Schopenhauer, aus persönlichem Umgange dargestellt. Ein Blick auf sein Leben, seinen Charakter und seine Lehre, von Wilhelm Gwinner. Leipzig 1862, F. A. Brockhaus.

Die Geschichtsphilosophie Hegels und der Hegelianer bis auf Marx und Hartmann. Ein kritischer Versuch von Dr. Paul Barth. O. R. Reisland, 1890.

Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, von Heinrich von Treitschke.

Geschichte der deutschen National-Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts, von Ludwig Salomon. Stuttgart 1881, Verlag von Levy & Müller.

Karl Christian Friedrich Krauses Abriß der Ästhetik oder der Philosophie des Schönen und der schönen Kunst. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von J. Leutbecher, Dr. und Privatdozenten der Philosophie an der Friedrich-Alexander-Universität zu Erlangen. Göttingen 1837, in Kommission der Dieterichschen Buchhandlung.

Aus meinem Leben. Erinnerungen von Heinrich Dorn. 3 Bde. Berlin 1872, Hausfreund-Expedition.

Ostracismus. Ein Gericht Scherben, aufgetragen von Heinrich Dorn. Berlin 1875, B. Behrs Buchhandlung (E. Bock).

Die Speziallitteratur über Wagners Werke, besonders die zahlreichen Schriften über den „Ring des Nibelungen“ werden erst am Schlusse des zweiten Bandes aufgeführt werden. Die hier genannten Werke von Strauß, Schwarz, welche zur Quellenforschung für den „Jesus von Nazareth“ nötig waren, sind jedoch schon in diesem Bande gegeben worden, da sie zugleich im besonderen Verhältnisse zu Feuerbach und den Junghegelianern stehen.

Druck von C. G. Röder in Leipzig.

